Paed. Grohmann
1597
Paed. Th.
1718

<36635218670014

<36635218670014

Bayer. Staatsbibliothek

Psychologie des kindlichen Alters.

An Aeltern und Erzieher.

In Briefen

von

Joh. Christ. Aug. Grohmann

Professor der Philosophie am Gymnasium zu Hamburg.

Hamburg,

in der Bohnschen Buchhandlung

1812.

452 G

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Meiner guten Mutter

Hier einige Blätter, theure Mutter, die ich Ihnen aus einer langen Abgeschiedenheit, aus einer langen Entfernung sende! Es sind die Blüthenzweige meiner Erinnerungen an meine längst vorübergegangenen Kinderjahre. — Lassen Sie sich diese Blätter angenehm seyn — sie sind von Ihrem Sohne geschrieben, in diesen Blättern ist mein unvergeßlicher, mein unsterblicher Dank ausgedrückt. Sie sind ein kleines Denkmal — der kleine kindliche Feldstein meiner Kindheit, der einst auf unser beiderseitiges Grab — und auf den schon längst bemooßten Grabhügel! — gelegt werden mag.

Ihr

Hamburg im Sept. 1812.

gehorsamster Sohn

Joh. Christ. Aug. Grohmann.

Einleitung.

Das menschliche Leben fängt mit einem verlornen, verloschenen Bewußtseyn an. Und doch ist es so wichtig, diese erste und für das ganze folgende Leben so einflußreiche kindliche Zeit in allen ihren einzelnen Entwicklungen, erwachenden Trieben des Herzens, Verstandes und der Vernunft kennen zu lernen; da auf dieser Kenntniß der menschlichen Entwicklung sich doch wohl auch die gründlichste und angemessenste Wissenschaft der Erziehung gründet. Läge diese erste Entwicklung unsers geistigen Seyns ganz klar vor unsern Augen oder könnten wir diese Geheimnisse, diesen ersten dunkeln Anfang unsers empfindenden, erkennenden nnd handelnden Wesens hinlänglich erforschen; wie viele Räthsel würden dann selbst in der Philosophie verschwinden, wo wir jezt nur zu rathen, nur durch leise Erinnerungen, durch Vermuthungen und Beobachtungen das Problem zu lösen haben!

Der Anfang des menschlichen Daseyns ist das sinnliche und anschauliche. Der Mensch muß sich erst mit der Außenwelt befreunden, erst den Körper kennen, sehen und anschauen lernen, ehe er sich als Geist denken kann und einer innern und höhern Erkenntniß fähig ist. Die Entwicklung dieses sinnlichen geistigen Lebens fängt von den einfachsten, unmittelbarsten, sinnlichsten und zugleich dunkeln Vorstellungen an. Der Geist, möchten wir sagen, wandelt erst irrend und schweifend auf der Oberfläche der Dinge nach ihren hervorstechendsten und einleuchtendsten Farben umher, ehe er bey einem Gegenstand stille stehen und, um es so auszudrücken, eine Anerkenntniß haben kann. Da sehen wir den herumirrenden, in sich selbst zurückfallenden Blick des Kindes, das zum erstenmale seine Augen für die Außenwelt aufschlägt! Es siehet den Gegenstand wieder — aber immer noch kein Zeichen, daß es ihn erkennt, mit Vergleichung, mit Bemerkung auf ihn haftet, bis endlich nach einer längern Entwicklung der kleinen noch in ihren Schwingen halb schlummernden Psyche, die sich immer mehr mit ihren Organen, den Gefühls-Nerven dem Blumenflor der Aussenwelt nahet, die Anerkenntniß der Sinnenwelt nach einem dunkeln, lange vorhergegangenen Umherirren von dem einen Gegenstande zum andern anhebt, und nun der erste Punkt gleich-

sam, das Ich, an dem sich die übrigen Gedanken ansetzen, in dem Bewußtseyn kristallisirt hat. Wie interessant, wie wichtig für die Geschichte des ganzen menschlichen Denkens wäre es, diesem ersten Akte, wie sich aus den dunkeln Vorstellungen die hellern emporheben, wie aus dem verlornen und in den Gegenständen sich verlierenden Bewußtseyn nun eine Anerkenntniß des Gegenstandes wird, zusehen zu können! Die ersten Strahlen der Sonne verlieren sich so in der Dämmerung, daß man keins noch von beiden unterscheiden kann und nur da erst den Strahl siehet, wo er schon längst die Finsterniß durchdrungen hat. Der Mensch wächst mit der Gewohnheit seines Denkens, seines Lebens auf, daß er endlich nur da von seinem Denken und Leben etwas weiß, wo es schon entwickelt, aus der Nacht des anfangenden Bewußtseyns herausgetreten ist. Daß der Mensch sein physisches Daseyn nicht gleich mit dem Denken anhebt, wer sollte dieses nicht, so viel sich aus der Gestalt auf das Innre schließen läßt, an dem Kinde beobachtet haben. Der Mensch tritt in eine ihm gänzlich fremde, unbekannte Welt ein. Wer ihn aufnimmt, ist ihm gleichgültig. Nur nachdem er lange auf dem Schooße der Mutter gelegen — erkennt er das fremde von dem befreundeten und lächelt nun mit bewußten Blick, möchten wir sagen, daß es wieder in den

Armen der Mutter liegt. Die Anerkennung des Gegenstandes als eines und desselben, — die Anerkennung der Identität, der Persönlichkeit ist einer von den ersten Akten des sich bildenden Bewußtseyns nach seiner langen Wanderung von dem einen Objekt zum andern, um sich nur erst an die Außenwelt — an die Eigenthümlichkeit der Außenwelt, daß Objekte überhaupt da sind, gewöhnen zu lernen.

Es ist doch wohl der Beobachtung werth, diesen geistigen sinnlichen Entwicklungsprozesse des Menschen zuzusehen; gesetzt auch wir könnten nur manches errathen, und nur endlich aus einzelnen wenigen Bruchstücken die Geschichte, wie sich das menschliche Denken und Anschauen, weches von dem einzelnen Kristallisationspunkte der sinnlichsten Vorstellung anfängt und endlich selbst mit dem Raum und der Zeit und dem Gedanken des Alls die Welt umspinnt, zusammensetzen. Hierinnen hat ja die Psychologie den Vorzug vor ihrer Mitschwester, der Philosophie, daß obschon diese älter ist und das ihr überlieferte, auch wohl selbst gewebte Bauzeug aus- und zu Einem zusammensetzt, sie doch manches noch, wenigstens was die erste Zubereitung des Stofs anbetrift, von ihrer jüngern

weniger beredten Schwester lernen kann. Sollte auch irgend eine Psychologie des kindlichen Alters, wie diese, nur wenig brauchbares und haltbares liefern: so ist es denn doch immer ein Versuch, ein unendlich kleiner Beitrag zu dem unendlich großen Felde der Psychologie, wo auch das geringere, unendliche kleine, indem es zu näheren Betrachtungen und neuen, bessern Versuchen Veranlassung giebt, nicht zu verachten ist.

Der Mensch ist also erstlich anschauendes und zweitens empfindendes Wesen. Wir sprechen in der Psychologie aber nicht von den Gefühlen des Körpers, sondern von denen des Herzens, des innern Seyns. Wie bildet sich der moralische Mensch! — Eine große Aufgabe für die Psychologie, das Ewige an dem Zeitlichen sich entwickeln zu lassen! Die Vernunft, das Herz ist ohnstreitig nicht ein Getriebe der Nothwendigkeit, des Zufalls, des äußern Lebens, nicht ein Kind der Gewohnheit des Menschen mit der Natur: sondern ein von der Gottheit selbst dem Menschen eingepflanzter, inwohnender Theil von sich. Aber entwickeln muß sich doch auch dieses Höhere oder Höchste, wie sich alles in dieser Zeitlichkeit nur an dem Faden von Gelegenheiten, Trieben, entwickeln kann. Und so

ohnstreitig auch mit dem Guten. Diese Entwicklung liegt in der Natur des kindlichen zarten Gemüths, der kindlichen schwachen Kräfte, des kindlichen liebevollen Verhältnisses zu den Aeltern. Aus dem erstern schliessen sich schon früh die theilnehmenden geselligen Triebe des Herzens, der Freude, des Frohsinns auf; aus dem zweiten das gefühlte Bedürfniß der Anhänglichkeit, des Schutzes, der dem Beschützer schuldigen Ehrfurcht; und aus dem letztern entfalten sich unmittelbar auf die natürlichste und nothwendigste Art die Tugendkeime, die sich gleichsam zuerst von dem zarten Gewebe der kindlichen Liebe an dem Herzen der Aeltern hinaufwinden. Die Furcht, die Schwäche, die kindliche Anhänglichkeit sind der belebende Fruchtboden des Guten, welches sich an und aus den sinnlichen Trieben des aus weichem Ton gebildeten Menschen bald zu reinern und selbstständigern Handlungen entwickelt.

Es ist eine große wichtige Frage in der Erziehungskunde, ob man es bei dieser natürlichen kindlichen Entwicklung des Guten lassen, oder dem Herzen schon frühe die reinere himmlische Tugend einpflanzen, dem Kinde seine sinnlichen pathologischen Triebe, das Gute zu ahnden, zu fühlen, zu

zu thun, lassen, oder es früh schon zu den reinern praktischen Motiven und Grundsätzen erziehen solle. Jede Erziehung genügt ja wohl nur, wenn sie in Uebereinstimmung stehet mit der Natur, jede Tugend ist ja wohl nur dann frei, wenn sich unmittelbar die reine volle Blüthe aus der natürlichen Knospe entfaltet. Daher dann meine Ueberzeugung, daß die psychologische Erziehung eben so wohl ihre Gesetze in der Entwicklung des kindlichen moralischen Gemüths habe, als die Moral ihre Gesetze in der unabläßlichen reinen Bestimmung der Tugend. Das Gute entfaltet sich aus den sinnlichen Antrieben, wie die Erkenntniß aus den sinnlichsten Vorstellungen. Der ersten Entfaltung seine schützenden äußern Blätter rauben, heißt die Blume in ihrer Knospe von ihrem Blumenkelche entblößen, daß sie nun ganz leer und frei da stehet — und desto früher dahin stirbt. Die reine Erkenntniß, die Wahrheit bildet sich heraus aus der bildenden sinnlichen Kraft der Seele; die Tugend, das Gute aus der sinnlichen Anhänglichkeit, aus den ersten auf die Schwäche der menschlichen Natur gegründeten liebevollen Verhältnissen des Kindes zu seinen Aeltern. Wenn ich daher in dem folgenden Versuche ein Wort für die mythische kindliche Welt des Verstandes und Herzens gesagt habe: so gründet sich dieses auf die natür-

liche Entwicklung des menschlichen geistigen Seyns. Der Verstand lebt in der Kindheit in einer mythologischen Welt, er bildet sich statt der Erkenntnißgründe, halb körperliche, halb geistige Wesen und diese sind nun die Schutzgeister des kindlichen, ausserdem nach reinern Bestimmungsgründen, die das Kind noch nicht fassen kann, so gefährdeten, sich blos den sinnlichsten Erklärungen und Motiven hingebenden Handelns; in dem Herzen bildet sich daraus das kindliche unschuldige Tugendreich, Gutes aus sinnlicher Theilnahme zu thun, ohne das Gute zu kennen, und Böses aus sinnlichen Antrieben zu thun, ohne zu wissen, daß es etwas Böses ist. Es ist in diesem Versuche von der Entwicklung des ersten kindlichen Alters die Rede, wo noch Dämmerung den Tag umschließt, nur das sinnliche weiche Herz, noch nicht die stärkere, deutliche Vernunft spricht. Es ist daher auch daraus zu erklären, wie in demselben noch nicht von religiöser Bildung und religiösen Gefühlen die Rede seyn konnte. Es ist dieses nach meinen Beobachtungen über die naturgemäße psychologische Entwicklung des menschlichen Geistes, die Angelegenheit eines spätern Alters, eines freiern, lebendigern Gefühls oder Vernunftriebes. Das Kind schon früh, noch ehe es dämmert, die Sonne wollen sehen lassen, — was hiesse dieses

anders, als ihm selbst die süße frohe Ueberraschung, das fromme neue Gefühl eines so erwekkenden, belebenden und eindringlichen Schauspiels nehmen!

Das Anschauungsvermögen muß sich frei und selbstständig an der Natur selbst üben. Dies ist der Grundsatz der Ausbildung der anschauenden Kräfte des Menschen. Die Natur hat es auch schon so veranstaltet, daß sie das Anschauen durch ihren Farbenreitz übet, daß das Anschauungsvermögen des kindlichen Alters bald freier als Handlung in Spiel und Thätigkeit heraustritt.

Der Ton der Erziehung muß pflichtmässig seyn. Dies der Grundsatz für die moralische Ausbildung des Kindes. Die Pflichtmässigkeit dieses Tons und überhaupt der ganzen Erziehung bestehet in der Ausbildung des Gemüths zu den Tugenden der Arbeitsamkeit, Mässigkeit, des eingezogenern, zufriedenen, kargern, beschränktern Lebens. Die gute wohlthätige Natur hat hier wieder die dienlichsten Mittel an die Hand gegeben. Sie bestehen in der häußlichen Erziehung, in allem dem, was das große vielbedeu-

tende uns vaterländischen Deutschen so eigenthümliche Wort Häußlichkeit bezeichnet, getreu zu seyn den Pflichten des einförmigen, arbeitsamen, stillen Lebens.

Der Grundsatz für die Ausbildung des kindlichen Verstandes ist Freiheit, Selbstübung, Selbstthätigkeit — und am Ende — den Verstand nicht über die praktische Urtheilskraft, das Wissen nicht über das Leben und Handeln zu erheben. Die Natur weißt jedem Menschen nach den ihm verliehenen Kräften seinen Standpunkt, seine Wirksamkeit an. In der Harmonie dieser Kräfte mit dem Willen bestehet ja das Glück des Lebens — nicht mehr zu wollen, als man kann, über seinen Stand, über seinen Verstand nicht hinaus nach eitler Grösse und Verstandes-Höhe zu ringen.

In dieser kleinen Einleitung sind denn die Ideen angegeben, nach welchen der Verf. arbei-

tete. Diese kleine Psychologie soll nur ein Versuch seyn. Es lag dem Verfasser nicht so wohl daran, allgemeine Grundsätze aufzustellen, als vielmehr von den einzelnen Beobachtungen zu allgemeinen Grundsätzen Gelegenheit zu geben; nicht daran, den so weitläuftigen Gegenstand, so weit es nach seinen Kräften möglich gewesen wäre, zu erschöpfen, als nur die äußersten Linien, einige Thatsachen anzugeben, nach welchen künftig eine gründlichere und ausführlichere Untersuchung dieses Gegenstandes möglich ist. Der Verf. hatte bei der Bearbeitung dieser Schrift die kleinern beschränktern Cirkel des geselligen, freundlichen Lebens vor Augen. Dahin sind die besseren reichhaltigern Bemühungen unsers auch um die Erziehungskunde so verdienstvollen Zeitalters vielleicht noch nicht gedrungen. Also hier ein Buch zur Unterhaltung über eine so wichtige Angelegenheit des Lebens, hier Gelegenheit zu gegenseitigen Mittheilungen und Berichtigungen, die dem Verfasser so willkommen seyn werden, zu geben, dies war der beschränkte Zweck dieses kleinen beschränkten Versuchs, den der Verf. mit Zutrauen

und mit einer innigen Freude an dem Genuß seiner wenn auch an Nutzen und Wahrheit so beschränkten, doch durch die Erinnerungen an eins der glücklichsten Alter des Menschen, an die glückliche frohe Kindheit für ihn so genußreichen Unterhaltungen dem Publikum übergiebt.

Das Anschauungsvermögen.

I.

Ueber das Erkenntnißvermögen.

Sie haben Recht, theure Freundin, das Geschäft der Erziehung ist das mühevollste und beschwerlichste: aber auch, wie Sie selbst sagen, das süßeste und belohnendste. Der Mensch zeigt sich in seinen Kinderjahren am reinsten und lautersten. Wer die Geschichte des Menschengeschlechts studiren will, muß sie an dem Kinde studiren. Die Geschichte des einzelnen Menschen ist die des ganzen Menschengeschlechts. Was hier die Zucht der Schicksale und Drangsale ist, das ist dort die Lehre die Ermahnung und Mittheilung. Die Lehrerin ist dort die strafende und belohnende Zeit; hier die Pflege, deren Armen der Säugling von der Mutter Natur zur weitern Ausbildung übergeben wird.

Lassen Sie uns dieses Geschäft der Bildung und Erziehung überdenken! Mehr als alles ladet uns jezt die Zeit, — die erwachende Natur, die in ihrem Erwachen uns das Bild des kindlichen Lebens darstellt, zu diesem Nachdenken ein.

Der Mensch ist ein erkennendes, moralisches und religiöses Wesen, oder er stehet erstlich in der genauesten Verwandschaft mit der äußeren Natur, und es kommt viel darauf an, wie diese Verwandschaft gepflegt und unterhalten wird. Zweitens stehet er in einer gleich nothwendigen Beziehung zu einer höheren Welt, die sich in seinen innersten und eigensten Kräften ankündiget und die selbst von der Aussenwelt in tausend und aber tausend Strahlenbrechungen offenbaret wird. Denn die sinnliche Welt ist der Abglanz der höheren moralischen Weltordnung und der Wirkungskreis, in welchem wir sie versinnlichen sollen. Drittens endlich ist er mit dem höchsten Wesen, mit einem Reiche von unsichtbaren in sich vollendeten und unendlichen Kräften verwandt. Er ahndet, fühlet, siehet diese Welt, welche den Endzweck alles Daseyns, aller seiner Bestrebungen und Wünsche in sich trägt, auf das lebendigste in sich und außer sich. Also der Mensch ist ein erkennendes, moralisches und religiöses Wesen. Es kommt viel darauf an, was der Mensch thut, wie er es thut, und mit welchem Gemüthe zu dem höchsten, alles in sich tragenden, alles vollendenden, über alles schwebenden Geiste er es thut. Dies sind die höchsten und lezten Punkte jeder menschlichen Erziehung. Lassen Sie uns darauf achten und darüber unsere Betrachtungen anstellen!

Der Mensch ist ein erkennendes Wesen. Ja mit dir Sinnenwelt, mit dir Etwas, was du auch seyst, das sich mir durch Auge und Ohr und alle die andern Sinne offenbaret, stehe ich in der genauesten und unmittelbarsten Verbindung! Ohne dich bin ich als Erdenbürger nichts, so wie diese Sinnenwelt auch ohne mich und mein Anschauen ohne mein Fühlen und Denken nichts ist. Was würde ich denn auch von diesem Farbenschmelz der untergehenden Sonne wissen, wenn meine Sinne es nicht in die geheime Werkstäte der Seele gleichsam hinübertrügen; was von jener stillen lauten Sprache der Natur in ihrem Haine, auf ihren Feldern, unter ihrem Wolkenhimmel; wenn nicht auch du unter den Sinnen des Menschen gepflanzt wärest, das alle Töne und Laute der Natur aufnimmt und sie bei ihrem Verhallen und Verstummen tief in das Herz des Menschen einpräget — was würdest du seyn gesammte ausgedehnte Welt mit deinen Formen und Massen, wenn nicht die Hand wäre, die dich erfühlte und erfaßte! Ja des Menschen Bestimmung unmittelbarste und erste bist du, o Sinnenwelt! Mit dir sollen wir, wie die Raupe auf ihrem Blatte, leben und absterben. An dir sollen wir uns üben!

Das Erkenntnißvermögen zerfällt aber in das der Anschauung, des Empfindens und Denkens. Wir sehen hieraus das weitere Feld unseres Nach-

denkens, und zugleich die weitere Bestimmung, die der Mensch auf dieser Welt zu erfüllen hat. Anschauungen, Empfindungen und Gedanken bilden gleichsam den Horizont des menschlichen Daseyns. Die Anschauungen sind die unmittelbaren Zeugen der Außenwelt. Die Empfindungen das verklärte Bild von diesen Anschauungen. Und der Gedanke ist der abgezogene höhere Geist, der auch noch in seinem Jenseits die Welt, in welcher er lebte, sehen läßt, der Geist, der mit Einheit und Ordnung über diese Welt waltet und in das bunte Gemisch von Farben und Formen Seele und Verständigkeit bringt.

Es muß also ohnstreitig viel darauf beruhen, wie diese einzelnen Vermögen gebildet werden. Denn keines vermag etwas ohne das andere. Eins stehet mit dem andern in der nothwendigsten Verkettung. Eins ist des andern Spiegel und Abdruck. Das Gefühl ist nur ein sehr trügliches Bild, wenn es nicht ein getreuer und gleichsam buchstäblicher Bote der Außenwelt ist — der Gedanke Chimäre, wenn er sich nicht an dem Aeußern bewähret. Denn bildest du auch Gedanke dein eigenes Reich und waltest in deinem eigenen wesenlosen Gebiete: so mußt du doch, wenn du wahr seyn willst, dich an dem Wesen dieser Sinnenwelt beurkunden. Der Thau, der von oben kommt, ströhmt auf Wiesen und Felder; aber er kann nur

seine göttliche Kraft zeigen, wenn er in goldenen Saaten aufsteigt und hinwogt. Ohne Bild und Vergleichung; — das Anschauungs= Empfindungs= und Denkvermögen, welche zusammen die Erkenntnißkraft des Menschen bilden, stehen in einer solchen Beziehung, daß keines ohne das andere wirken, keines ohne das andere der Natur und der Wahrheit entsprechen kann.

II.

Das Anschauungsvermögen.

Das Anschauungsvermögen ist die unmittelbarste Sprache des Menschen zur Natur und der Natur zum Menschen, der unmittelbarste Ausdruck und Zeuge des Du zum Du — ein angebornes unmittelbar mit der Natur und dem menschlichen Daseyn gegebenes Unterpfand des Wirkens, Leidens und Empfangens.

Der Mensch kommt auf die Welt und schon tritt er mit der Sinnenwelt, als wenn er sie schon tausend Jahre her kennte, in Uebung und Gewohnheit. Er lernt nicht erst das Sehen, Fühlen, Hören. Seine Sinne schließen sich nur auf, um sich an dem, was die Welt darbietet, zu entwickeln. Die Blüthe faltet sich auf und entwickelt ihre Blätter, die längst schon in dem Blumen=

kelche, in dem Saamenkorne vorhanden waren. Es ist dieses das Grundwesen eines jeden Dinges auf der Erde, daß es, was es ist, von Natur ist. Ueberall herrscht eine Nothwendigkeit und Freiheit des Seyns, über deren Gränzen hinaus sich kein irdisches Wesen eigener Art, aber innerhalb welcher es sich auch mit der größten Selbstständigkeit und gleichsam im Spiele seiner Kräfte entwickeln kann.

Unter diesem Anschauungsvermögen verstehen wir aber nicht die blos eingeschränkte Kraft des Sehens, Hörens, Fühlens und wie alle die andern Bezeichnungen der sinnlichen menschlichen Verwandschaft heissen mögen, sondern den weitern ausgezeichnetern Wirkungskreis unsers Daseyns für und in dieser Welt, um der allgemeinen und besonderen Bestimmung gemäß zu leben, sich in Thaten zu äußern, kurz die Sphäre unsers hiesigen Daseyns ordnend und sinnend, handelnd und denkend, welches auch das Verhältniß dieses Daseyns seyn mag, auszufüllen. Es ist im allgemeinen und besondern der ganz eigentliche Beruf des Menschen, so zu handeln und die Sinnenwelt so zu empfangen, wie es der naturgemäßen und der möglich größten Ausbildung des Anschauungsvermögens gemäß ist.

So finden wir also den anschauenden Menschen nicht blos in einem mehr oder weniger em-

pfänglichen Verhältnisse zu den unmittelbarsten Umgebungen der Außenwelt, zur Pflanze, zum Thiere, zur todten oder lebendigen Masse des Körpers, sondern in einer eben so nothwendigen und anschaulichen Beziehung zu den Pflichten, die er als individuelles Wesen in allen den großen und kleinen, wichtigen oder unwichtigen Theilen der allgemeinen Haushaltung oder seines in beschränkter Sitte und frommer Einfalt zurückgezogenen häuslichen Lebens zu erfüllen hat, wie sich nämlich in dieser seiner Erfüllung der Pflichten Gedanke zum Gefühl und Gefühl zur Anschauung verhalten. Denn zu läugnen ist es nicht, daß selbst sinnlicherseits Gedanke, Gefühl und Anschauung in einer gegenseitigen Harmonie stehen müssen, wenn der Naturfriede des äußern Lebens, der von jenem innern, wo der freie hehre Wille waltet, verschieden ist, herbeikommen und den Menschen beglücken soll.

Lassen Sie uns, Freundin, bei dieser Betrachtung einige Augenblicke verweilen und das nicht vernachlässigen, was unserer unmittelbarsten Verbindung mit diesem äußern Etwas, mit dieser Sinnenwelt angehört. Lassen Sie uns untersuchen, was unsere irdische sinnliche Freiheit ausmacht! Denn es mag eine Freiheit des höhern Seyns, des höhern Wesens, das über alle Zeiten und alles irdische Wirken hinausschwebet, geben. Aber woran

kann sich denn diese Freiheit anders zeigen, als an der Sinnenwelt? Denn sind wir in der Sinnenwelt nicht frei, so sind wir nirgends frei. Versuchen wir hier nicht, unser eigenstes Wirken und Wesen geltend zu machen — wo anders?

Das anfangende Daseyn des Menschen ist ein sinnliches, unmittelbar körperliches und einzig und allein anschauend. Mögen auch die ersten freundlichen oder unfreundlichen Einwirkungen, die ersten ungewohnten Eindrücke der Sinnenwelt nur im halben oder erloschenen Bewußtseyn zur Seele gelangen: so sind es doch immer Eindrücke, die nicht ohne Erfolg für die Ausbildung des Anschauungsvermögens bleiben können. Der Spartaner tauchte sein neugebornes Kind in die Fluthen; die zartere Mutter der neuern Welt birgt es an ihrem Busen. Wie auch diese ersten Einwirkungen seyn mögen; so können sie körperlich nicht ohne Einfluß auf den Körper und sinnlich nicht ohne Einfluß auf das Anschauungsvermögen seyn. Es kommt aber viel auf diese erste Zusprache der Natur an, wie die Sinne geübt, das Anschauungsvermögen entwickelt wird. Denn sind nicht die Anschauungen die ersten Elemente des Gefühls und Verstandes, der Niederschlag gleichsam, aus welchem einst das Sublimat des höhern Denkens sich emporheben wird? Der Mensch lebt

erst mit der Anschauungswelt. Dann kehret er zu sich heim, wo die vergeistigten Töne der Außenwelt in den Gefühlen nachhallen. Dann erheben sich aus den Gefühlen die Gedanken — die verklärte Geisterwelt. Wie also die Anschauung, so das Gefühl; und wie das Gefühl, so der Gedanke. Und, könnten wir für die Folgezeit sagen, wie der Gedanke, so das Gefühl; und wie dieses, so die Anschauung. Denn der Mensch kehrt, wie die Sonne in ihrem halben Laufe von der Erdferne, von dem Gedanken zum Gefühl und von dem Gefühl zur Anschauung zurück. Das Leben beginnt mit der Anschauung und steigert sich in dem Verstande. Es schwebet eine Zeitlang auf dieser Höhe, und nun neigt es sich wieder wie das Erdgewächß der Erde, dem ersten Elemente seines Daseyns zu.

Von dem Anschauen fängt also das sinnliche geistige Daseyn des Menschen an. Schwach sind zwar noch die Spuren dieses Anfangs. Denn die Natur wollte auch hier die höhere Bestimmung des Menschen andeuten. Er soll alles mit der Zeit und nur durch sich selbst werden. Die Sinne sind noch in sich gekehrt. Die Außenwelt muß sich erst ankündigen, — die Zeit mit ihren Glockenschlägen, die Masse mit ihren gewichtigen Formen die schlummernden Sinne zur unmittelbaren Gemeinschaft wecken.

Wie entwickelt sich aber nun der anschauende Mensch, wie entwickeln sich die Sinne, — diese vermittelnden Werkzeuge zwischen dem Verstande und dem zu Verstehenden?

III.

Entwicklung der ersten geistigen Verwandschaft des Menschen mit der Außenwelt.

Wir sprechen hier nicht von der physischen Entwicklung der Sinnorgane, denn dieses gehört der physiologischen Untersuchung an, sondern von der innren und geistigen Entfaltung derselben, durch welche die äußere Welt als ein zu verstehendes und zu erkennendes Ganze unter gewissen Rahmen und Formen vor dem Geiste auftritt. Sie wissen, Freundin, daß man unter den Sinnen die höhern von den niedern, welche dem physischen Antheil gewidmet sind, und unter jenen wieder, mit welchen der Verstand zu der Körperwelt spricht, die innre und äußere Empfänglichkeit unterscheidet. Denn wie das Erdgewächs erst mit seinen Wurzeln in die Erde treibt und einen Boden zu gewinnen suchet, ehe es sich mit seinen Blättern und Blüthen dem Himmel zuwendet;

so auch mit den Sinnen. Sie entfalten sich erst physisch für die körperliche Einwirkung. Dann thun sie sich mit ihrer innren Empfänglichkeit hervor und umfassen gleichsam mit ihren Lebensorganen das Ganze. Jede Entwicklung ist successiv. Also auch die Entwicklung und Offenbarung der Sinnenwelt. Es ist ein Verallgemeinern des Einzelnen zum Ganzen, des Körpers zur Form, der Form zum Geiste.

Das Auge erblickt erst die Farbe. Dann ergreift die Hand Körper und Masse; von Masse zu Masse ziehet sich der Raum, das Verhältniß des einen Körpers zum andern hin. Das Auge lernt nun den Raum — das abgezogene Verhältniß des einen Gegenstandes zum andern kennen. Die Außenwelt tönt, sie war bisher nur geistloser dumpfer Schall. Wie sich aber in dem Gemüthe die äußeren Wahrnehmungen als Vorstellungen nachzeichnen, und der Mensch zur innren Wahrnehmung erwacht, die eine Wahrnehmung das eine Gefühl länger oder kürzer nach seinem angenehmen oder unangenehmen Eindrucke vor und in der Seele verweilt: so entbindet sich nun die Zeit mit ihren fessellosen Schwingen — die Trägerin des Unsichtbaren und Innren. Die Zeit ist das bemerkte Verhältniß von Vorstellungen zu Vorstellungen, wie der Raum das bemerkte Verhältniß von Körpern zu Körpern.

Wir sprechen hier blos von der psychologischen Entwicklung dieser beiden Verwandschaften zwischen dem Menschen und der Natur, nicht was diese in ihrem ursprünglichen Typus vielleicht als eingeborne und unentwickelte Keime des Anschauens sind. Wir sprechen hier, da von der Erziehung des Menschen durch die Natur und der Erziehung der Natur durch den Menschen die Rede ist, von dem, was gleichsam die Zeitfolge von Tagen und Nächten, die wandelnden Schatten auf der Oberfläche der Erde in dem Geiste des Menschen hervorbringen.

Wir sagten oben, das Auge erblickt zuerst die Farbe als das hervorstehende Bild oder Gemälde des Lichts. Das Auge starrt anfänglich in den weiten Lichtraum wie der erwachsene Mensch, der zum erstenmale den Ocean siehet, auf das weite gleiche Gefilde des sich verlierenden Meeres hin. Kein Gegenstand, keine Trümmer kommt ihm entgegen; das weite Nichts, so klar und hell es auch da stehet und den Sinn des Gesichts trifft, erfüllt doch die Seele mit keinem Gedanken, keiner Vorstellung. Die Vorstellung des Sichtbaren ist das weite Meer, es verfließt in der Seele, wie es außen auf der Oberfläche verfließt. Jede Vorstellung, wenn sie bemerkt werden soll, muß sich aus dem Grunde, aus dem Meere der Vorstellungen hervorheben.

Sonst ist sie ein leeres Bild, ein Etwas ohne Etwas. Jeder Sinn muß sich erst an diesem Etwas, an dem Besondern üben, ehe er das Allgemeine, die Einfassung, die Fluth der wandelnden Gegenstände sehen und fassen kann.

Man könnte streiten, ob nicht die tönende, schallende Natur früher von dem Menschen bemerkt werde, als die Natur mit ihren Lichtern und Farben, ob das Gehör sich nicht früher vernehmend und artikulierend entwickle, als das Auge, dieser theilende und formende Sinn. Wer darf hierüber eine Behauptung aus der Seele des Kindes wagen! Wahrscheinlich ist aber die ganze tönende und schallende Natur für die aus einer ewigen Vorwelt gleichsam erwachende Seele des Menschen bloßer unvernehmlicher Schall, ein Tönen ohne Bedeutung und Merkzeichen. Mag sich der Gehörsinn auch eher entwickeln, als das Organ des Lichts und des Raums: so ist doch so viel gewiß, daß der Gesichtssinn eher die Körper als Inhaber des Raums, denn das Gehör die Töne als Zeichen und gleichsam Furchen, die die Zeit auf ihrem wandelnden Strohme hinziehet, kennen lernt. Der Raum und das tastbar Ausgedehnte ist früher in der Seele, als das geistige hinschwindende Bild der Zeit.

Wie verschieden ist aber nicht der Raum seiner Ausdehnung und Weite nach, wie auch die Zeit

in ihrer langen oder kurzen Ewigkeit für den Sinn des Kindes und den Sternkundigen, der mit seinem Sehrohr eine unerreichbare Länge von Ewigkeiten erblickt! Raum und Zeit erweitern sich nach den bemerkten Verhältnissen zwischen Dingen, zwischen dem Leben und Leben, Tagen uud Jahrhunderten. Dem kindlichen Sinn ist der Raum ohngefähr so groß, wie das bemerkte Verhältniß zwischen den Gegenständen, die sein erwachendes Leben einschliessen, die Zeit nicht grösser, als der Raum von Tage zum Tage, als das Maaß von der Morgenröthe zur Abendröthe. Das Leben hebt sich aus der Spanne Zeit und des Raums hervor und endiget in den wenigen Zollen, die die Sylphide zur Auferstehung in einem zeit- und uferlosen Daseyn einschließen.

Also der Raum, wie ihn der gebildete Sinn erfaßt, ist das abstrahirte Bild der mehrern wahrgenommenen Körper. Je mehrere Körper, je länger hin ausgedehnte Verhältnisse von Ländern zu Ländern, von Sternen zu Sternen wahrgenommen worden: de o größer und allgemeiner auch das Bild des von jenen Körpern abgestreiften Verhältnisses. Dle Länge der Zeit lernt der Sinn theils durch Erweiterung der wahrgenommenen Tage und Nächte, theils da der gebildete Mensch früher mit der Sprache als mit der Natur lebt, fast zuerst durch die Sprache, durch jenes unverständliche

mythologische Bild der Ewigkeit kennen. "Es war eine Zeit — da weit hinaus, wo alles anfieng." Es fieng dieses Anfangslose gestern, — vorgestern an. So ist dieser weite Anfang für den kindlichen Sinn nur auf wenige Tage zurückgeschoben. Für den gebildeten Sinn aber noch ein gestern und vorgestern und zwar von Jahrhunderten und Jahrtausenden, und so ist dieses zeitlose Bild in seiner Zeitlichkeit da. Und was mag doch wieder dieses Bild der Zeit in dem erwachsenen Menschen gegen das seyn, welches der die Endlichkeit hinterlassende Geist in einem zeitlosen Daseyn erblickt! Raum und Zeit sind die wahrgenommenen Verhältnisse zwischen Körpern zu Körpern und Vorstellungen zu Vorstellungen; das immer sich verlängernde und zunehmende Maaß nach dem Höhestande und der Zahl der Kenntnisse oder der bemerkten Massen und der die Zeit ausfüllenden Gefühle.

Die Zeit ist im Anfange ihres geistigen Herausbildens für den psychologischen Sinn nur die räumliche Bewegung eines Körpers zum andern. Der Zeiger an der Scheibe der Uhr drehet sich hin. — "So viel ist also die Zeit, als sich der Zeiger gedrehet hat." Ein andres Bild hat das Kind noch nicht von dieser wandelnden Fee, als das körperliche Rad Irions, das sich auf dem Stunden-

blatte der Ewigkeit von Minute zu Minute zu den Ziffern der langsamen Lebensstunden zirkelförmig in Ausdehnung und Masse rund um sich selbst bewegt.

IV.

Fortsetzung.

Der Mensch stehet in einer doppelten Welt — in der Welt der äußeren Wahrnehmungen und der seiner eigenen Gefühle und Zustände, die entweder Abdrücke und die wieder auflebenden Geister seiner vergangenen Lebensfreuden oder die eigenen Gebilde seines nie rastenden Dichtens und Strebens sind. Ist der Mensch in dem Anfange seines Lebens mit der äußeren Anschauungswelt eins, fühlt er sich erst spät auf dem Strohme der erhaltenen Eindrücke als ein vor sich selbst bestehendes Wesen mit innern Gefühlen und unter ganz besondern Verhältnissen kennen und erwacht er nun zu dem klaren Bewußtseyn seiner selbst: so eröffnet sich nun auch für ihn jenes in der Zeit und auf den Minuten des Wirkens hinschwebende Daseyn. Die Zeit öffnet nun gleichsam ihre innern weiten Hallen, in denen die Gefühle und Gedanken in Zahlen und Gedächtnißmünzen aufgeschrieben werden. Die Zeit ist das Gebilde des Gefühls, des

Selbstbewußtseyns. Der Mensch, der blos mit der äußeren Welt lebt, von Anschauungen zu Anschauungen hineilt, weiß nichts von der Zeit, so wie wahrscheinlich auch das unter uns wandelnde Thier nicht. Sie ist das Gebilde einer innern Aufmerksamkeit auf den eigenen Geisteszustand, der freudiger oder drückender mit Lust oder Unlust von den angebildeten oder angebornen Begehrnissen begleitet wird. "Wie lang ist nicht die Zeit," heißt es nun, "wie kurz nicht der Tag"! Die Zeit entfaltet nun ihr weites Kleid, das sich in breitern oder schmalern Falten, wie die Wellen in breitern oder leichtern Furchen, dahin ziehet. Das Kind, hat es etwas von der Zeit, von den Stunden des Tages — "heute Nachmittag oder morgen früh" — von seiner Amme oder seinen Aeltern gehört, weiß sich nicht nach einem allgemeinen Bilde, gleichsam nach der Zahl diese Länge von Stunden zu Stunden zu verdeutlichen und abstrakt zu denken: sondern es denkt es sich nach dem Zeiger der Uhr, "so vielmal ist er herum" — wie vielmal er sich von dem Heute bis Morgen auf dem Zifferblatte von der großen Zahl Zwölfe bis wieder auf diese Zahl oder von Mittagsessen zu Mittagsessen herumdrehen wird. Wenn du geschlafen und wiedergeschlafen hast; so denkt es sich die Zeit. Also nicht die Zeit mißt hier die Lebensgeschäfte, sondern die Lebensgeschäfte sind die stehenden und

versinnlichenden Pfeiler der Zeit. Laßt diesen Mittag des Essens zu Abend fallen: und das Kind wird diesen Abend Mittag nennen, wenn es nicht vielleicht durch seine Begierde erinnert worden ist, daß der Mittag wohl längst vorbei seyn müsse.

Die Zeit ist also die sich später entwickelnde Dichtung der Seele, als das ausgespannte Gewebe des Raums. Müssen wir denn nicht auch den Raum erst kennen, um von der Zeit, ihren Bezeichnungen und Messungen zu sprechen? Die unendliche Zeit — was heißt dieses anders als eine Zeit, auf deren Lebenswege wir keine Gränzen finden! Eine lange — kurze Zeit, die geschwind verlaufende Zeit; — alles Ausdrücke von räumlichen Bewegungen und Grenzen. Die Sprache ist hier die Verkünderin der verschiedenartigen Entwickelung der Vorstellungen in dem menschlichen Geiste.

Heißt es in unsern Kinderjahren, der Weg, der Spaziergang von deinem Dorfe — der glücklichsten Pflege unsers Kindheitsalters — bis zu der Stadt, von der du dir nun ein Bild wie von China machst, ist so oder so weit: so setzest du in Gedanken, um diesen Weg zu messen, alle Hügel und Umbeugungen zusammen, die du vielleicht auf einem ähnlichen Wege gefunden hast, oder du missest ihn, wenn du ihn schon einmal mit

deinen kleinen Schritten harrend und hoffend gemessen hast, nun wieder nach denselben großen und kleinen Bergen, die dir da begegneten, nach den beblümten Wiesen und Thälern, die deine kindliche empfängliche Seele reizten und sprichst nun — "jetzt kommt dieser Berg, jetzt die weißen Hügel, jetzt kommt der beblümte Wiesenrain — jetzt die Stadt!"

Es ist eine ausgezeichnete Eigenschaft des kindlichen Geistes, alles nach den hervorstechenden Grössen und Gestalten zu bezeichnen. Sie sind gleichsam die sich hervorhebenden Meilenzeiger des Weges und der Zeit. Was gleich, ebenförmig oder klein ist: scheint den kindlichen Sinn weniger zu treffen. Aber die wunderbaren Gestaltungen und Zusammensetzungen faßt er mit überraschtem Blicke auf. Es scheint, daß in dem kindlichen Anschauungsvermögen ein gewisses Richtmaaß für das Gleiche, Ebenmäßige, Gefällige liege. Was dem zuwider ist; das bemerkt es, faßt es auf und darnach bezeichnet es, wie der größere Mensch nach den moralischen Unebenheiten, nach den erlittenen Schmerzen seinen Lebensweg, die geraden Linien und den Raum zwischen Objekten und Objekten. Wir werden weiter unten von dieser Eigenschaft des kindlichen Geistes sprechen. Sie ist nicht ohne Bedeutung, um uns auf die naturgemäße Bildung

dieser Jahre oder des kindlichen Menschen aufmerksam zu machen und uns manches zu erklären, was sonst hinter dem Geheimnisse dieser mythischen Zeit liegen bleibt.

Lassen Sie uns aber hier noch einmal das zusammenfassen, was wir bisher sagten, und was sich weiteres, ohne daß wir es anzeigten, für die Entwickelung des menschlichen Geistes folgern läßt.

Erstlich also: wir lernen den Raum nur durch die Körper kennen. Die Hand ist das erste leitende Gefühl, der Wegweiser von der Form zur Form des Körpers, von seiner Festigkeit, seinem Bestehen und Widerstande. Den Raum an sich mit seinen größern oder kleinern Abmessungen kennen wir an diesem anbrechenden Morgen unsers Lebens noch nicht. Nur mit den Körpern leben wir. Was Ründung, Geradlinicht u. s. w. ist, wissen wir nicht durch ein abstraktes Bild von dem Raume. Nur die Hand, daß ich so sage, weiß es; sie erfühlet, ertastet das Ungleiche und Abgerundete an der Masse.

Zweitens: Den Raum lernen wir durch das bestehende Verhältniß, durch die Entfernung von Körpern zu Körpern kennen. Er ist die Leibnitzische Ordnung der nebeneinander seyenden Dinge. Die Größe des Raums, die sich mit den Lebensjahren, nach den Erfahrungen immer mehr erweitert, richtet sich eben nach dem Verhältniß und der Zahl der wahrgenommenen Gegenstände. In unsern Kinder-

jahren reicht der Raum nicht viel weiter, als bis zu den schwarzen, bunten Wolken, die sich da über uns hinbewegen, und diese Wolken sind nicht viel höher — denn wie sollten wir es anders messen — als der größte von uns bisher bemerkte Gegenstand, als eben der Kirchthurm unsers kleinen Dorfes, den wir mit ausgespanten Händen zu erreichen trachten. Wir messen in diesen Jahren alles nach unserer Größe. So klein oder so groß wir sind: so groß ist auch der Gegenstand, den wir vor uns sehen. Unser Körper, unsere Länge ist das Maaß für alle andere Dinge. Wir setzen dieser Länge, wie in den spätern Jahren unserer vermeinten moralischen Größe durch Hinzusetzung dessen, was wir glauben, noch erreichen zu können, — etwas hinzu, indem wir die Hände erheben, uns auf die Spitzen der Füße stellen oder wohl gar den Stuhl mit zu unserer Länge rechnen.

Drittens ist es also vergebliche Mühe, Kindern, ehe sie sich noch ein Bild von Körpern, von Formen und Ausdehnungen gemacht haben, etwas abstrakt von Größe, Weite, Figur u. s. w. vorzusagen. Wie sollte sich das Kind die ebene Fläche der vor ihm liegenden geographischen Karte, wie sich das verkürzte Längenmaaß — jene in ihrer Erdform, dieses seinem wahren Maaße nach vorstellen können? Sagt dem Kinde, daß sich die Erde am

Nordpol neige — wie soll es dieses auf dem gleichen sich hinziehenden Papier finden? Es trägt noch nicht in seiner Einbildungskraft das abstrakte Bild von Linien und Abzeichnungen. Alles, was es von Ründung, Viereck, Neigung der Winkel u. s. w. sehen will, muß es körperlich an den Körpern sehen. Eine wahre Mystik — ein Unterricht des Nichts ist es daher, die Geographie Kindern von dem Blatte zu lehren. Soll sie nicht Namenregister, sondern ein wahres versinnlichendes Bild von Fläche und Verhältniß der Körper seyn: so muß sie nach der Ausdehung selbst, an der verkleinerten Kugelform der Erde gelehrt werden. Was so sehr der Größe der Darstellung abgeht, wird schon das sich nach und nach vergrößernde Bild des Raums in dem kindlichen Geiste ersetzen. Nur der Weltumsegler hat ja wohl auch das angemessene Bild von dem Umfange des Erdglobus. Die abstrakten Gedanken sind ein sehr gefälliges und unbilliges Richtmaaß der Entfernung und Größe. Sie setzen hinzu und nehmen weg, wie sie selbstbildend den Raum weiter oder enger ziehen.

Viertens: Das Kind mißt den Raum und die Entfernung nicht abstrakt, sondern nach den darauf liegenden und zwar ausgezeichneten Gegenständen. Es mißt den Raum nach den Körpern, nicht wie der erwachsene Mensch die Körper nach

dem Raume oder dem Ellenmaaße. So viele und so wunderbar große ausgezeichnete Gegenstände auf diesem Raume und in dieser Entfernung liegen: so zählt es abzählend, wie der Religiöse die Gebete nach den Korallen, den zurückgelegten oder zurückzulegenden Weg ab. Mit der Körperwelt bekannter entkleidet sich die Körperwelt nnd sie stehet dann in ihrer nakten Form da. Der erwachsene Mensch kann den Raum ohne Körper denken und messen, das Kind ihn nur denken und messen nach der Zahl und Ausdehnung von Körpern. Er ist das abgezogene verallgemeinerte Bild der wahrgenommenen und hinzugedachten Gegenstände.

Fünftens: Zu der Vorstellung oder dem Bilde der Zeit erwacht das Kind später. Sie ist das Maaß der Vorstellungen und Gefühle. Ehe das Kind Gefühle und Vorstellungen haben kann, muß es Anschauungen haben. Der Strohm der Außenwelt muß sich wirklich oder durch Gewohnheit für die in der Kindheit so empfänglichen Sinne gelegt und geebnet haben, bevor die Seele in sich heimkehren und ihre eigenen Anschauungen und Zustände beschauen kann. Vor dieser Anschauung ist keine Zeit. Sie ist hier nur das sich räumliche Hinbewegen eines Gegenstandes von einer Stelle zur andern. Und diese Bewegung vollführt der Mensch auch am allereigentlichsten. Er mißt daher

hier auch alles — der Wilde ist uns hiervon ein Beyspiel — nach Tagereisen oder wie weit der Drommedar in einem Tage ziehen kann, wie weit der Born in der afrikanischen Wüste von dem andern abstehet. Das die Entfernung durchhallende Geschrei des Wildes, des Hausthiers ist das Längenmaaß des Raums; der an diesem oder jenem Orte festgesetzte Stillstand der Caravane die Abmessung der Tageslänge, der Zeit. Räumliche Bewegung ist also das erste anschauliche Bild der Zeit — ein Bild ganz naturgemäß oder auch von dem Kinde aus Noth erdacht, um sich die empfangenen Begriffe von Zeit zu verständigen. Die äußere Anschauung, mit welcher der Mensch die erste Zeit allein lebt, ziehet sich aber endlich vor seinem Geiste zurück. Er bemerkt die Intervallen, die Dauer der Gefühle, das Angenehme und Unangenehme verkündiget sie ihm und nun entstehet die Zeit. Diese geistige Fee begleitet nun den Menschen und zählt an ihren Lebenspfaden seine Geschicke, Leiden und Freuden ab. Die Zeit ist das metamorphosirte Bild des Raums, das geflügelte Insekt, das aus der starren Hülle zum Weiter und Weiterfliegen hervorgehet.

Sechstens. Was ist also wohl die Geschichte für das kindliche Alter, an dem Faden der Chronologie fortgeführt, oder die alte Unterrichtsme-

thode statt belehrender Fakta Zahlen von der Aufeinanderfolge der Könige und Richter zu geben! Das Kind weiß ja kaum seine eigene Tagsgeschichte nach Zahlen, Stunden und Minuten anzugeben: wie sollte es die leeren Weltjahre zählen können! Sie sind nur der in Punkten ausströhmende Hauch im Orbis pictus. Die Weltbegebenheiten machen die Weltjahre, aber nicht die Weltjahre die Begebenheiten.

Siebentens. Der kindliche Geist erhebet sich von dem Besondern zu dem Allgemeinen. Durch die einzelnen bemerkten Räume und Oerter setzt es den allgemeinen Raum, aus dem einzelnen bemerkten Zeiten die allgemeine Zeit zusammen. Der kindliche Geist steigt von den Einzelnen zu dem Allgemeiuen auf. Der gebildete oder in dem Allgemeinen durch Gewohnheit und geübte Abstraktion lebende Mensch gehet den Rückweg, was die Gegenstände des Anschauens und die sinnlichen Dinge betrift. Er sucht in dem Allgemeinen das Besondere auf, läßt sich also gleichsam von seiner Höhe zur Tiefe, zum Fundamente herab. Und hierin liegt die eigene Operation des Gedächtnisses.

V.

Ueber die Ausbildung des Anschauungsvermögens.

Wie könnten wir es uns gereuen lassen, Freundin, bis hieher diesen abstrakten Sätzen über die kindliche Bildung, über die erste Entwicklung des Anschauungsvermögens, wie es sich von der Oberfläche der Erde zu nichtsinnlichen Zeichen erhebt, gefolgt zu seyn! Die Geschichte der menschlichen Cultur läßt sich zwar an einzelnen Beyspielen und Beobachtungen kennen lernen, aber sie muß doch auch, wenn sie nicht blos ein raisonnierendes Verzeichniß einzelner Erscheinungen sondern eine verständige Historie seyn soll, zu allgemeinen Sätzen, aus denen wir uns das einzelne Leben erläutern können, erhoben werden. Lassen Sie uns also diese Unterhaltungen fortsetzen und sehen, was die erste Uebung und Bildung des Anschauungsvermögens für einen Einfluß auf die gesammten Erkenntnißkräfte, auf die höhern und edlern Vermögen der menschlichen Seele habe. Lassen Sie uns dieses in unserer eigenen Jugendgeschichte finden, — unser Kindesalter noch einmal leben, und die Erinnerungen dieser Zeit, dieses bewußtlosen spielenden Daseyns in einigen Denksprüchen und allgemeinen Sätzen zusammenfassen!

Was hat das frühe Leben des Kindes mit der Anschauungswelt für Einfluß auf Gedächtniß und Erinnerungskraft?

Ist der Verstand das verallgemeinernde Vermögen, die Einzelnheiten der Anschauung auf allgemeine Zahlen und Begriffe, gleichsam auf eine Gesammt-Anschauung zu bringen: so scheint das Gedächtniß das vermittelnde Vermögen zwischen den Anschauungen und den Begriffen, zwischen dem Einzelnen und Allgemeinen, gleichsam die innre Wand, der Reflex der äußern wahrgenommenen Gegenstände zu seyn. Es sind die dunkel leuchtenden, verflossenen Lichter und Schatten der äußern Gegenstände unter den Spiegel der Fluth. Wenn wir uns an etwas erinnern oder etwas aus der Tiefe der Vergangenheit hervorholen wollen; so fangen wir, wie der Vogel, der seinen Kreis immer näher ziehet, von dem Allgemeinen an, bis wir den einzelnen Ort oder die Stelle gefunden haben, auf welcher das Bild schwebt, oder die verblichene Gestalt durch die besondere Anschauung wieder Leben gewinnt. Das Gedächtniß scheint die rückwärts schreitende Kraft des Verstandes nach Anschauungen hin zu seyn. Der Verstand hat die allgemeinen Bilder, die weiten konzentrischen Kreise gezeichnet. Das Gedächtniß sucht auf diesem Kreise nun die einzelnen Sternbilder auf, unter welchen unsere Erde da gezeichnet stehet und welche wir früher

mit so neugierigem Blicke, auf den bunten Gestalten der Außenwelt haftend, unserm Selbst einprägten und nachzeichnend auf der innren Seite der Seele nachschrieben. Je getreuer und länger nun das Anschauungsvermögen geübt worden ist: desto treuer und lebhafter scheint auch das Gedächtniß zu wirken. Denn es ist ja die Wiederholung der erhaltenen Eindrücke. Je fester und eigenthümlicher sich also jene Sternbilder gleichsam an Ort und Stelle ordnungsmäßig und in scharfen Umrissen hingestellt haben: in desto größerer Entfernung können wir sie auch erblicken und desto geschwinder und unwillkührlicher ihre einzelnen Individualitäten fassen. Das Gedächtniß scheint die verkleinerte Nachahmung der Außenwelt, der Belebungs- und Verjüngungsproceß der vergangenen Welt zu seyn. Wir könnten daraus vielleicht auch erklären, warum wir in den kindlichen Jahren gewöhnlich mehr Gedächtniß besonders für die sinnliche Welt, als in dem der Anschauung entferntern Alter haben. Denn leben wir dort nicht unmittelbar mit den Originalen des Gedächtnisses? Je länger wir mit unserm Freund gelebt haben, je kürzer er nur noch von uns schied, je kindlicher und anschaulicher unsere Freundschaft war: desto leichter finden wir auch sein Gedächtnißbild wieder. Es stellt sich vor unsere Seele mit allen einzelnen Lokalitäten und Persönlichkeiten hin. Wir sehen in dem Bilde die Person. Nicht vielleicht

auch daher, daß es uns bei dem abstrakten Denken so schwer fällt, den versinnlichenden Ausdruck, die Bezeichnung zu finden? Wir schweben hier in dem Allgemeinen, und können nun die Lokalität des Gedachten, seine eigenthümliche Anschauung nicht finden. Endlich auch, wovon Reisebeschreiber so vieles erzählen, — woher die so lebhafte, ausgezeichnete Gedächtnißkraft der Wilden? Fast möchte ich daher auch die so inpressive Kraft des Thieres auf alten Vorstellungen zu haften und ihre Spuren nicht zu verlieren, abzuleiten versucht werden. Je länger wir in einem Bildersaal verweilen und mit kindlichem Sinn auf Rahmen und Figuren haften: desto leichter können wir uns bis aufs Einzelne, bis auf Ort und Stelle nach vielen Jahren des Geschehenen erinnern. Das Gedächtniß scheint das innre Anschauungsvermögen, die beweglichen oder stehenden Lettern der Außenwelt zu seyn.

Doch lassen Sie uns von dieser Meinung, die doch nichts weiter als eine Möglichkeit gegen hundert andere Möglichkeiten enthält, hinwegsehen und nur auf den Gedanken merken, daß doch wohl nicht wenig darauf beruhe, wie in den ersten Jahren des Lebens das Anschauungsvermögen geübt werde, — wie wir vielleicht, ohne noch zeichnen und nach dem Leben malen zu können, zu früh von der Anschauungswelt zu der abstrakten Welt der Begriffe forteilten.

Welches Leben kann denn auch wohl, Freundin, mit dem kindlichen Alter mehr übereinstimmen, als das anschauliche! Ist es denn nicht mit den einzelnen Menschen, wie mit dem ganzen Menschengeschlechte? Es mußte erst die Materialien zu den Erkenntnissen sammeln. Eine lange, lange Vorwelt, eine lange Kindheit mußte hinter ihm liegen, ehe es zu dem höheren Alter, zur Vernunft erwachsen war. Der Mensch muß erst die Welt in ihrer Wirklichkeit kennen, ehe er sie in Idealen beschauen oder Systeme und Naturlehren bilden kann. Eine solche anschauende, dichtende, sinnende Zeit ist das Kindheitsalter — die Mythe des Lebens.

Sehet das Kind, wie es mit dem Blicke in den allgemeinen Lichtraum ohne Vorstellung und Bewußtsein hinstarrt! Bald hebt es seine kleinen Hände empor nach dieser Farbe, das Ohr höret auf diesen oder jenen Ton. Die Hand aber ziehet sich noch zurück, mitten im Hingreifen sinkt sie herab. Das körperliche Wahrnehmen ist noch nicht gebildet. Aber bald faßt die Hand weiter, übt sich nun mit dem Auge an den Körperformen und Körpermassen und der innre Sinn ziehet daraus versuchend und sinnend die Hülle der Dinge, den Raum, und die Zeit von den bemerkten Intervallen und Linien der Vorstellungen ab. Der sinnliche Gesichtskreis erweitert sich so nach und nach gemäß dem Horizonte, den das Gesicht, das Gehör einnimmt, nach der Menge

von Gegenständen, die gesehen, nach der Menge von Vorstellungen, die vor der Seele vorübergegangen sind. Der Raum und die Zeit bleibt aber endlich als nakte Form zurück, die nicht an den Körpern sondern in der die Körper bestehen. So ist die Ausbildung der ersten und wesentlichsten Verwandschaften des Menschen mit der Natur, — jener Verwandschaften, ohne welche sich der Mensch nicht offenbaren kann und unter welchen nur allein die gegenseitige Zusprache des Menschen und der Natur möglich ist.

Das kindliche Leben ist in seinem Beginnen blos leidend, blos anschauend. Aber bald fängt es sich, wie die Lebenskraft in der Pflanze, die mit ihren Wurzeln sich an der allgemeinen Natur festgekettet hat, inniger und thätiger zu regen an. Es ist die zeichnende bildende Kraft der Seele, die sich nun belebet, und die Gegenstände mit Freiheit und eigener Willkühr nachzeichnet, — die Phantasie, welche mit dem Anschauungsvermögen und dem Gedächtnisse zuerst in den Menschen erwachet.

Wir sehen das Kind, es scheint zwar in seinen schwachen geflügelten Pulsen des Lebens noch wenig zu fühlen, wenig zu seyn, wenig zu beobachten. Es schauet nur hin, ohne zu bemerken, es blickt die Gegenstände an, ohne Sinn für ihre Gestaltung. Aber bald belebet sich an den leidend wahrgenommenen Dingen eine eigene Sehergabe —

das kindliche Bildungsvermögen, die Phantasie, nach der es nun die Gegenstände ergänzen, malen, nachzeichnen und bessern will. Dieses Vermögen ist zwar noch nicht die treue Nachahmerin der Natur — denn wie wäre dieses auch möglich, da nachzeichnen, Aehnlichkeiten von Aehnlichkeiten unterscheiden heißt — noch auch die freie Schöpfungskraft des Menschen zu dichten; sondern der pathologische geweckte Trieb und gleichsam der Eigensinn des Kindes, die Gestalten so und nicht anders haben zu wollen. Es trägt in sich einen Typus des Bildens, und dieser ist, so zu sagen, die Kleinheit und Manierlichkeit. Es zählet, rechnet und mißt nach diesem Typus, nach diesem beschränkten Wirkungskreise, nach dem in ihm herrschenden dunkeln Gefühl, welches der augenblickliche Körperzustand und das in ihm durch die Gegenstände erregte Lebensgefühl ist. Das Kind ist in seinem ersten Leben nicht viel mehr als der eigenwillige, launichte, veränderliche Kranke. Und dieses Gefühl des körperlichen Zustandes und des ersten kindlichen Lebens, welches sich noch weit über die Jahre, wo der Körper erstarkt und Freiheit gewinnt, hinüberziehet, ist die Furcht, — das Erzeugniß der ohnmächtigen physischen und geistigen Kräfte. Diese Furcht ist also erstlich pathologischer, zweitens geistiger Art, oder wie wir oben bemerkten, erstlich ein Erzeugniß der schwachen körperlichen Kräfte, zweitens des noch

ungeübten und gleichsam mit zitternder Hand zeichnenden Bildungsvermögens.

Das Kind, welches einmal in Rücksicht des körperlichen Gefühls eine unangenehme Erfahrung gemacht hat, wird gewiß immer den Gegenstand scheuen, der ihn die Furcht kennen lehrte. Es empfindet den Schmerz, ohne ihn noch zu fühlen. Aber eben so erfahrungsgemäß ist es auch, daß der Mensch in dem kindlichen Alter, oft eine gewisse Furcht und Scheu vor Dingen hat, deren Wirkung sich nicht anders als aus dem Verhältniß zum Seelenvermögen, zu der erwachten Phantasie erklären läßt. Zeigt dem Kinde ein dunkles, schwarzes Bild gegen ein rothes, buntes, und es wird nach diesem greifen, jenes zurückweisen. Es läßt sich dieses aus dem Farbenreitz, aus der schmeichelnden rothen Farbe erklären. Aber zeigt ihm eine unebne ungefällige, ihm noch unbekannte Körperform, deren Gestalt es nicht sogleich fassen kann, und es wird sein Gesicht wegwenden und vielleicht aufschreien. Mit welcher Furcht, erzählte mir einer meiner Jugendfreunde, bin ich nicht als kleiner Knabe in die obere Stube meines Vaters gegangen! Da oben hing gleich neben der Thüre ein großes schwarzes Bild. Wie lief ich mit dem Gesicht auf das Gemälde gerichtet, ob der Mann auch da herunter steigen möchte, vor dem Bilde vorbei! Man hatte mir, erzählte er, viel von den Wunderthaten

dieses Mannes gesagt. War es vielleicht die unbekannte Geschichte, der kindliche Geist, der sich in diese großen Thaten nicht finden konnte, die mich vor diesem Bilde vorbeijagte. Aber erzählte er mir ferner, erinnere ich mich einer noch größern Furcht in dem noch frühern Alter, wie einmal des Abends eine kleine unvernehmliche Gestalt hereingebracht wurde. Ich schrie auf und mein Vater hatte lange Mühe, den kleinen Knaben, der sich auf seinen Schooß flüchtete, zu stillen. Es schien, setzte er selbst dieser Erklärung hinzu, die kleine nicht leicht zu enträthselnde Gestalt dem Gemüthe die Furcht eingejagt zu haben.

Es ist in der Einbildungskraft, wie in allen Naturkräften ein gewisses Maaß der Wirksamkeit, eine gewisse ursprüngliche Form des Bildens, nach welcher die angemessenen Empfängnisse aufgenommen und die unangemessenen zurückgewiesen werden. Es ist also auch in der Einbildungskraft des kindlichen Gemüths eine gewisse Form des Zeichnens und Bildens. Und nach dieser Form beurtheilt sie denn nun die vorhandenen Gestalten und die Erzählungen. Sehen wir z. B. diese kindliche Regsamkeit der Phantasie nicht oft bei den Erzählungen, wie das Kind die Erzählung zurückweiset, sie solle anders seyn; wie es sich bei dem Mährchen, wo es nach seinem Sinne gehet, so herzlich freuet. Besonders scheint es an

den kleinen historischen Gestalten und Verwandelungen, seinem Leben gleich, ein Gefallen zu haben; wenn es aber von Riesen und gewaltigen Streichen hört, nur an der Erstaunlichkeit der That selbst, oder vielmehr an der innren Regsamkeit seiner Kräfte zweifelnd und mistrauisch einige Ergötzung zu finden.

Ist der Mensch ein die äußere Welt nachahmendes und nachmalendes Wesen — denn hören wir dieses nicht in seiner Sprache und ist nicht die Sprache ein Kind des kindlichen Alters, ist sie nicht die nachgebildete, tönende, hallende, in Ausdehnung sich gestaltende Natur? — so ist es ja wohl auch nicht unwahrscheinlich, daß dem kindlichen bildenden Geiste ein gewisser Typus für Ebenmaaß, Schicklichkeit und Ordnung beiwohne; nicht unwahrscheinlich, daß physisch, plastisch und historisch das Kind nach diesem Ebenmaaße, wenn auch instinktartig und bewußtlos, die äußern Gegenstände beurtheile.

Der Mensch ist in dem Anfange seines Lebens ein blos anschauendes, nachbildendes und nachzeichnendes Wesen. Alle höheren Seelenkräfte schlummern noch. Die Figuren des Panorama müssen erst gezeichnet seyn, ehe Leben in sie kommen, ehe sie vor dem Blicke des Zuschauers gleichsam auf und abwandeln können. Das Kind zeichnet, bildet, malt so gern! Wie finden wir hier die erste Zeit

des Menschengeschlechts wieder! Es bildete Götter aus Thon, Baumstämmen, es bildete Jehova im Golde nach. Die Sprache ist das Kind des Anschauungsvermögens, des kindlichen Alters. Die ganze Sprache ist ja nur eine Niederlage der äußeren sinnlichen Anschauung. Selbst für die höhere Welt haben wir keine andere Sprache, als die sinnliche — für die Bezeichnung der Erkenntnißkräfte keine andere Ausdrücke als deren Gegenstände in der Erkenntnißwelt liegen. Da sagen wir „ein Ganzes theilen" — also Urtheilskraft; die flüchtigen Bilder der kindlichen Sinnenwelt stellen sich vor dem zur Ruhe gekommenen Sinn als stehende Gegenstände hin, und so der Verstand, eine Erkenntniß der stehenden Gegenstände. Das gerade Urtheil — der richtige Satz — was sind es anders, als übergetragene Bilder und Copien der Sinnenwelt! —

VI.

Fortsetzung.

Wollen wir also wohl zweifeln, daß die Ausbildung des Anschauungsvermögens eins der wichtigsten Erfordernisse der guten Erziehung sey — daß von dieser Ausbildung ein so großer Theil der freiern Wirksamkeit der höheren Seelenkräfte abhange und

die Zeit dieser Ausbildung gerade das kindliche Alter sey, in welchem das Anschauungsvermögen geübt werden müsse? Sollten wir nicht meinen, daß von der Richtigkeit des Anschauungsvermögens auch die Richtigkeit der Gedanken abhange? Wenn die Wahrheit die Uebereinstimmung des Gedachten mit der Wirklichkeit ist; so muß ja wohl der Umfang und der Kreis des Denkens richtiger und gleichsam geschlossener seyn; je mehr die Gabe des Anschauens, Beobachtens und Empfangens gebildet worden ist. Die Phantasie ist zwar eine freie Bildnerin ihrer eigenen Schöpfungswelt. Aber wenn diese nicht ihre Bilder aus den Formen der Natur wählt, wenn sie nicht ihren Reichthum aus dem ewigen Reichthume der Natur nimmt, woher will sie die Formen, die Farben, Lichter und Schatten nehmen, um ihren wesenlosen Gestalten Mittheilung und Leben zu geben? Und endlich das Gefühl — ist es nicht das Abbild und Gegenbild der Anschauung? Ist nun die Anschauung richtig und naturgemäß; so auch das Gefühl, der fluthende Streife, der sich von der Außenwelt auf dem Strohm der Seele nachzeichnet.

Wir können mit Recht behaupten, daß, je mehr das Anschauungsvermögen in der Kindheit an den Gegenständen der Natur geübt worden ist, der Verstand desto klarer sehen, die Phantasie desto

lebendiger dichten, das Gefühl mit desto mehr Innigkeit und zugleich Natur und Wahrheit sich aussprechen werde. Denn nicht immer ist das Sprechen von Gefühlen ein Aussprechen der Gefühle. Oft ist gerade die lauteste und beredteste Sprache der Empfindung ein Verschweigen und Verstummen. Die schweigende Nacht ist die beredteste Lehrerin von einem höhern Geiste der Natur, von Liebe, Allgewalt und von jenem Erleuchten des Diesseits durch ein Gestirn, das wir nicht sehen und das doch in seiner hehren unwandelbaren Schönheit in unserm Geiste aus der reinern Fluth eines Jenseits emporsteigt und die umflorten Nächte unsers Daseins erhellt. Es scheint nicht unwahr zu seyn, daß die Seelenkräfte in gegenseitiger Harmonie stehen müssen, wenn etwas vollendetes aus dem menschlichen Geiste hervortreten soll, also auch nicht unwahr, daß auf die Ausbildung des sinnlichen unmttttelbaren Verhältnisses, in welchem wir mit der Natur stehen, auch das mehr oder weniger glückliche geistige Leben sich gründet, welches wir im Einklange mit der Natur führen sollen.

Sehen wir da die kleine, hoffnungsvolle, leichte, unschuldsvolle Welt, in der das Kind lebt, an der es sein Auge weidet, sein Ohr ergözt, mit der es durch Gefühl und die unmittelbarste Gemeinschaft in Berührung tritt! Es ist eine Welt

so leicht und luftig, wie Hofnungen und Wünsche, und doch wahrer und treuer als Hofnungen und Wünsche. Es sind die bildlichen, lebendigen Formen der Gegenstände selbst, ohne dem Wesen des Gegenstandes noch und ohne dem Gefühl noch, welches sie bald in der Seele des heranwachsenden Kindes zurücklassen werden. Denn jetzt ist es noch das leere, neugierige, fröhliche Beschauen des Gegenstandes. Kein innres Interesse bindet noch das Herz an diese Blumen, die das Kind in seinem väterlichen Haine pflücket, keine Wehmuth schwebet noch auf den Tönen, die es in der Abend- und Morgendämmerung von der — Sängerin der Nacht vernimmt. Es sind blos noch die reinen, unverfälschten, unbestochenen Naturlaute, das bunte leichte Farbenspiel, welches es wahrnimmt und wodurch ihm der flüchtige dahin flatternde Schmetterling gefällt. Noch kein Zeichen, keine Erinnerung bindet sich an diese Wahrnehmungen. Es ist das reine Naturleben — das Leben, wie es vom Sinn zum Sinne, vom Sinne zu der Natur gesprochen wird. Ein Empfangen und Geben, ein wechselseitiger Austausch und dadurch Uebung der unmittelbarsten Kräfte des Menschen!

Wollten wir denn auch dem Kinde dieses leichte, fröhliche und so kurze Leben nehmen, das so bald — bald ihm enteilt ist? Nur einige Jahre hinaus,

und es ist Jüngling, Jungfrau. Auf dem angemessenen Leben des kindlichen Alters schweben aber die fröhlichsten und unschuldigsten Erinnerungen. Oft sagen wir dann in der Zukunft, „wenn wir nur noch Kinder wären!" und oft rufen wir dann bei der Blume, wie Rousseau, der einst auf den Alpen die Blüthe wiederfand, mit der er so oft seine Kinderjahre bekränzt hatte, aus „Ja auf dir stehen meine glücklichsten Jahre — mein kindliches Alter gezeichnet!"

O daß doch die Glockenschläge jenes Abendlautens so bang und dumpf an mein Herz schlagen, jene Blüthendüfte der Linde, jene wehenden wogenden Halme, jener Rain den langen Kornfeldern entlang, nicht die süßen, holdesten Bilder meiner Kindheit sind! Unter jener Linde saß ich da so oft als Knabe träumend und sinnend, daß meine Kindheit nicht an den flatterndeu goldenen Spielen des Kindersinns dahin schwand — jenes Abendlauten malt die bange einsame Stille meines Kindheitslebens und jener Rain zeigt mir die kleinen Wanderungen des Knaben nach den langen schweren Sommertagen am Arbeitstisch mit Lineal und Feder.

Nicht allein daß sich diese Schatten der Kindheit verlängernd nachziehen über das ganze Leben

hin, und eine fröhliche Kindheit ein fröhliches Gemüth schaft. Es liegt überdies in jenem Anschauungslosen oder ohne Anschauung vollbrachten Leben der Nachtheil für Gefühl und Herz, daß dieses in seiner Sprache keine Zeichen, keine Worte findet, um sich auszusprechen, oder anzudeuten. Es giebt eine Thätigkeit des Gefühls und der Einbildungskraft, deren psychologischer Charakter allein aus der Art, wie die Kindheit verlebt wurde, erklärt werden kann. Es ist ein müßiges schweres Gefühl ohne Stärke und Dauer, ohne Vergegenwärtigung und Versinnlichung; eine Einbildungkraft, die mit sich selbst ringt, leere Bilder statt bedeutender Formen, Sonnette statt Kunstwerke giebt. Es giebt ein abgezogenes leeres Dichten, welches der Beobachtung nach nur allein daraus zu entstehen scheint, wie die Jahre der Kindheit ohne Anschauen verlebt und dadurch die künftigen Gefühle nicht berichtiget und bestätiget, das Einbilden mit keinem Vorrath von Anschauungen bereichert worden ist. Ich weiß nicht, Freundin, ob Sie in diese Erklärung einer der neuesten psychologischen Erscheinungen einstimmen, doch aber glaube ich, werden Sie nicht läugnen, daß das Kind als Kind mit Anschauungen, mit seiner kindlichen Welt leben müsse; denn wo anders kann es die beste Erziehung erhalten als durch die gute Mutter Natur, die zu ihm spricht, zu ihm tönt, sich mit allen ihren todten und leben=

digen Massen gleichsam zu seiner Herrschaft ihm hingiebt. An dem Anschauen muß sich das Kind üben, denn die Anschauung ist ihm die allein verständliche Sprache. Hat das Kind sein Leben in der Anschauungswelt glücklich vollbracht: so können wir nicht zweifeln, daß jenes kraftvolle Handeln, jenes wahre Denken, jene einfache treue Sprache des Gefühls in ihm hervorgehen werde, die wir an der Vorwelt bewundern. Sie lebte mit der Natur, dachte, empfand, handelte daher auch wahrer und richtiger, so wie sich die Anschauungen geben!

VII.

Die wissenschaftliche und aesthetische Erziehung.

Anders, sagen sie aber Freundin, lebte die Vor- und Naturwelt, anders wir die gebildetern, die erzogenern! Soll denn die Erziehung in allen Perioden eine und die nämliche seyn? Giebt es denn nicht mehrere Erziehungs- und Entwickelungsarten! und sollen wir denn nicht das Kind, welches in seinen so vielfältigen Kräften und Anlagen das Menschengeschlecht darstellt, nach der bessern und besten Erziehung erziehen? Das ist ja eben der Vorzug der einzelnen Erziehung vor der allgemeinen, oder

der des einzelnen Menschen vor der des ganzen Menschengeschlechtes, daß dieses nach dem nothwendigen Gange und gleichsam nach der Willkühr der todten blinden Natur erzogen, jener aber auf eine freie Weise wissenschaftlich und aesthetisch gebildet werden kann. Wollen wir denn also die frühere kindliche Zeit des Menschengeschlechts in der kindlichen Erziehung des einzelnen Menschen wiederholen, — jene Zeit, die in der That kindlich genug war, weil sie noch nicht frei war? Sie unterscheiden also zweierlei Bildungsarten, die anschauliche und wissenschaftliche oder aesthetische. Sie räumen dieser den Vorzug ein, und meinen, daß sich eben dadurch die Fortschritte der neuen Erziehungskunst beurkunden, weil sie nicht mehr den Menschen, wie die ehemalige Zeit den Naturmenschen, durch Wald und Hain, Wüste und Steppe, sondern durch das göttliche Wort der Freiheit erziehen lassen und nicht mehr von unten hinauf, sondern von oben abwärts den Menschen bilde, nicht mehr die höheren Kräfte an dem Leitbande der niedern gehen, sondern die untern durch die obern Vermögen frühzeitig schon beherschen lasse.

Lassen Sie uns dieses untersuchen und sehen, ob wir hier nicht vielleicht auch durch die höheren Kräfte, durch die so genannte Freiheit oder Gewohnheit der Wissenschaft verleitet den Einfluß der nie-

dern Kräfte verkennen, ob wir nicht vielleicht auf einem zu idealen und eigenmächtigen Standpunkt erhoben, die Natur vergessen, wo sie doch ganz allein in der psychologischen Entwicklung des Menschen die Sprache führen sollte. Ich frage sie also, wenn der gebildete, von der Natur entwöhnte Mensch alles nach Begriffen beurtheilt, thut dieses und kann es auch das Kind thun? Wenn der gebildete Mensch sich nur in der idealen Sprache der Kunst erkennt, verstehet um des willen sie auch das Kind? Erkennen Sie, Freundin, die Gesetze der Natur an — der gebildete Mensch lebt nur in der abstrakten Welt, er hat sich von der Anschauungswelt nach den successiven Stufen seiner Vergeistigung entfernt. Aber das kindliche Gemüth stehet noch auf der untersten Stufe, es fängt erst seine Entwicklung an. Die Raupe, die am Blatte hängt, schwingt sich freilich bald höher und lebt von dem aetherischen Blumendufte. Aber in ihrem Raupenstande mußte sie sich doch erst von dem Blatte nähren und aus ihm die Kräfte ziehen um sich einspinnen und aus dem Gespinste als freieres Geschöpf hervorgehen zu können. Wollen wir eine rückgängige Metamorphose der Natur — erst den Schmetterling, dann die Raupe sehen, oder wohl gar die weichen, trocknen Flügel des Schmetterlings an den vegetabilischen Leib der Raupe binden!

Sie wollen also eine der Reife der jetzigen höheren Bildung des Menschengeschlechts angemessenere Erziehung des Kindes, als jene, wie Sie sagen, anschauliche — eine wissenschaftliche, durch welche unmittelbar die höheren Seelenkräfte in Anspruch genommen und das Kind gleich in den ersten Jahren von der Sinnenwelt, die doch einmal nicht die Sphäre des geistigen freien Wirkens sey, weggewendet werde! Lassen Sie uns dieses untersuchen, erstlich, welches ist die der wahren Cultur, zweitens dem Kindesalter angemessene Erziehung?

Ist es wahr, daß der menschliche Geist nur dann innerhalb seiner Gränzen die größte und freiste Thätigkeit ausübt, nur dann seinen Wirkungskreis in dieser und der künftigen Welt vollkommen ausfüllen kann; wenn seine geistigen und sinnlichen, höheren und niederen Anlagen gleich ausgebildet sind: so ist es wohl keinen Zweifel unterworfen, daß die Erziehung des Kindes oder des anfangenden Menschen von der Ausbildung des Anschauungsvermögens anfangen müsse, da der Mensch für diese Erde ein sinnlich anschauendes, ein sinnlich empfindendes und sinnlich denkendes Wesen ist. Die Sinnenwelt ist die Niederlage des Geistigen und alles Denkbaren. Die Sinnenwelt ist die Blüthenkrone, innerhalb welcher die befruchtenden Keime der Zukunft, die geistigen Peristille

und Anthere des unerforschlichen Verwandlungs- und Zeugungsprocesses aufgehen. Diese geistigen Blüthen der Zukunft fallen aber unentwickelt und unbeschützt dahin, wenn sie nicht von jener Strahlenkrone umgeben werden oder eine überzeitigte Reife die Zeugungsorgane ohne den Schutz der sie umgebenden Blätter emporgetrieben hat. Doch wozu Gleichniß und Beispiel, da ja schon der Beweiß in der menschlichen Sprache, in dem deutlichsten und sinnlichsten Ausdrucke unsers innersten Seyns liegt. Ist denn die Sprache nicht ein Kind des sinnlich anschauenden, sinnlich sich aussprechenden Menschen? Die Begriffe sind ja nur die Hülsen, die Wiederklänge der Sinnlichkeit, — die Laute, die von der Glocke kommend sich immer weiter und weiter durch die Luft schwingend verklärt haben. Doch wozu auch dieses Beispiel! Es liegt uns ja in der Kinderwelt noch näher.

Sehen wir hier diese beyden Kinder, das eine seiner glücklichen kindlichen Laune und anschaulichen Freiheit hingegeben, das andere mit Lehrstunden und wissenschaftlichen Empfängnissen beschäftigt. Welches wird leichter lernen, sich für die Zukunft geschwinder, kraftvoller, in allen seinen Kräften übereinstimmender entwickeln! Welche Freude, wenn ihr da dem einen ein Werkzeug, eine Farbe gebt, womit es die Außenwelt nachbilden, nachzeich-

nen kann. Der Mensch ist ja zuerst ein sillhouettirendes Wesen. Er sillhouettirt die Thier- und Menschenwelt. Das andere Kind sitzt müssig, in Gedanken ohne Gedanken an seinem Tische, und rechnet mit Wörtern und Begriffen, die es nicht fassen kann. Es ist Gedächtnißsache und schlimmer als Gedächtnißsache, weil jedes Gedächtnißmäßige dem jedesmaligen Alter angemessen, also hier etwas sinnliches, vereinfachtes Wirkliche, Historische seyn muß, nun es aber wissenschaftliche abstrakte Begriffe, Schaalen ohne Repräsentation des Inhalts und der Anwendung sind. Welches Kind, frage ich Sie, wird zweckmäßiger gebildet — jenes oder dieses? Soll die Anschauung dem Begriffe oder der Begriff der Anschauung vorhergehen? Soll erst das Licht der Erleuchtung angezündet werden, wenn die Gläser der Strahlenbrechung erloschen oder von dem Nachthauche verblichen sind?

Ich war, — lassen Sie uns dieses wieder durch das Geständniß unseres Jugendfreundes bestätigen — ich war, erzählte er es uns nicht in der wehmüthigsten Stimmung seines Herzens? schon früh zu Büchern und Wissenschaften angehalten worden. So mußte ich denn den ganzen Tag an dem einsamen Arbeitstisch sitzen und mit Vocabeln und lateinischen Aufgaben leben. So lebte ich die ganze Zeit meiner Kindheit! Von der Anschau-

ungswelt sahe ich nichts. Denn was heißt sehen für das kindliche Alter anders, als sich an dem Wahrgenommenen üben, es erfassen, es übend verwandeln, sich in dessen Wesen und das Wesen desselben in sein eigenes versetzen. — Wie oft saß da also der arme von Wissenschaften gesättigte Knabe des Abends, wo seine Feierstunde war, trostlos, in die Zukunft sinnend, auf dem kleinen Feldsteine vor der Thüre und spielte da — nicht wie Diogenes auf dem Markte in seiner Tonne, sondern ohne Sonnenschein den kleinen trüben Philosophen, ob er schon auch da, hätte er nur diesen weisen Denkspruch gekannt, gern zu seinen todten Büchern und Begriffen gesagt hätte, "gehet mir aus dem Sonnenscheine, ihr verderbt mir meine Kindheit!" — Sagte dieses unser Freund nicht selbst? Und sollte dies eine Beyspiel nicht alle übrigen ersetzen, ist sich denn die Kindheit nicht überall gleich! Thätigkeit, anschauliche Thätigkeit ist das Princip des kindlichen Gedeihens. Wissenschaftliche Bildung ist hier Tödtung, Leben mit Wissenschaften und abgezogenen Begriffen Müssiggang. Und was ist schädlicher für das Kind als Müssiggehen. Es ist ein Herbst ohne Früchte, ein Frühling ohne Blüthen.

Sie verbinden mit der wissenschaftlichen Bildung, welcher sie das Kind anvertrauen, die aesthe-

tische, wie Sie sie nennen, und scheinen dadurch die erstere beleben und den Schönheitssinn recht frühzeitig in der Seele des Kindes entwickeln zu wollen. Sie meinen, man könne das Kind nicht früh genug an jene Grazie, an jene Anmuth gewöhnen, welche die beigesellten Tugenden der Unschuld und sittlichen Ausbildung sind. Sie berufen sich hierbei auf Zeugnisse, die, wenn ich es gestehen darf, zu ländlich gewählt sind, auf die — um das Beste durch das Entgegengesetzte zu erläutern, ländliche sinnliche Erziehung des Dorfbewohners und die gebildetere Erziehung des Städters, und meinen nun, daß eben in dieser verfeinerten Erziehung das Muster der gerathenen Bildung des kindlichen Alters zu suchen sey. Doch aber, damit ich auch Ihre eigenen Worte zu Ihrer Rechtfertigung anführe, meinen Sie nicht das Konventionelle, den Umgangston der vornehmen Welt, an welche man das Kind gewöhnen müsse, nicht die adeliche Sitte eines altadlichen Tons; sondern die Ausbildung des innern zarten Gefühls, welches mit so sorgsamer Hand in dem kindlichen Gemüthe geweckt werden müsse. Sie bezeugen diese Ihre Meinung mit Autoritäten, die zu nahmhaft sind, als daß ich Ihnen und der romantisch gedachten Erziehung widersprechen möchte. Aber doch scheint mir die psychologische Betrachtung in ihrer Würde und Wahrheit zu bleiben, daß eine solche Erziehung

wenn nicht schädlich und der Treibhauswärme gleich, durch welche Sonnenblumen im Winter aber nur auf Viertel-Monate und mit erstorbenem Farbenscheine geboren werden, doch im mindesten und unschädlichsten Falle furchtloß sey.

Der Schönheitssinn ist die geistigere Blüthe des höhern Alters, des reinern und erwachtern Selbstbewußtseyns, einer tiefen und allgemeinen gefühlten Sympathie des Herzens mit der ganzen Natur. Das Kind fühlt noch nicht das Schöne. Das Gesicht desselben ist der spätere Lebensmoment höherer Träume und Hoffnungen, wo der Geist das Innere in dem Aeußern, das Ueberschwengliche in den gemessenen Räumen der Endlichkeit ahndet. In ihm verkündiget sich die Sprache des Herzens zum Herzen — eine Sprache ohne Zeichen, ohne Laute, als dem des einfachen Naturlauts und dem von der Natur geliehenen Bilde, unter welchem sich gleichsam die weichen Gebilde des Himmels darstellen. Es sind Linien ohne Absicht und Zweck, im Fluge des Herzens und der Phantasie entworfen. Aber wann erwacht denn dieses Gefühl? — Riefen sie denn nicht selbst einmal, Freundin, wie Sie den Wohnort ihres kindlichen Lebens wiedersahen, in der Ueberraschung Ihres neueren Lebens und Ihres neuen Sinns aus: "aber wie sahe ich das damals nicht!" wo war mein Herz, mein

Auge? Da habe ich wohl an dieser Wand diese bunte Staffirung von Mühle und Haus, an dessen Steigen meine kleine Hand gleichsam hinaufschritt, da diese blaue Farbe da diesen ruhenden Mann, der mir damals noch viel kleiner als ich selbst war, vorkam, gesehen. Aber diese Gegend über das Thal hinaus, wohin mein kindlicher Blick so oft in den Sonnenschein sahe, diese herüberragenden Bergtrümmer — was sahe ich damals nicht und was jetzt! Was ist doch der erwachsene Mensch und das Kind! Noch jetzt, sagten Sie, ruhen die Erinnerungen an mein kindliches Leben auf jenen Steigen, auf jenem Rade des unbeweglichen Mühlenbildes — aber von allen diesem Schönen und Schönern sahe mein Auge damals nichts. Was war ich damals!"

Hier haben Sie ja die Erklärung, die wir suchen. Das Kind lebt allein in der äußern vereinzelten Anschauung, nicht in der innern allgemeinen. Das Kind fühlt die körperlichen sichtbaren Rührungen, aber nicht die unsichtbaren Schwingungen der Seele, die erst später in einem morgenrothen Flügelleben anheben. Nur das, was von Auge zu Auge, von Ohr zu Ohr fortgehet, fühlt es. Aber die Bedeutungen, die Harmonie, den Geisterklang und Geistergesang vernimmt es noch nicht. Nur die Sinne sehen, aber nicht seine Seele.

Und wie und wodurch also etwas in dem Kinde entwickeln, was in ihm noch gar nicht da ist, und nicht da seyn darf! Wollen Sie denn nicht lieber, Freundin, in der einfachen kindlichen Natur die Wiesenblume als die schön gezierte Pracht des Gartens, nicht lieber in der Natur jenes bescheidene Vergißmeinnicht mit seinem einfachen Schmucke! Und wozu hier wieder Beispiele oder ein Gemälde von einem Gemälde, das sich selbst so sehr ziert. Das kindliche Alter hat seinen eigenen Reiz in der Unschuld, Unbefangenheit, der Bewußtlosigkeit seiner Unschuld und Güte. Nicht die Grazie der Kunst ist es, wodurch es verschönert oder gar schicklicher gemacht werden kann.

Und warum wollten Sie denn nicht lieber auch in der Natur die kräftigern vollern Töne, als die weichern und schmelzendern der Kunst? Muß denn nicht alles Geistige aus dem Rohern erstehen? Deutschlands Eichen wankten sonst keinem Sturme. Die rohe Kraft ist ja die Unterlage des Feinern, aus welcher das Metall gesäubert von den Schlacken und sie selbst wegwerfend sich in einem edlen Guß ergießt. Ein in der Artigkeit der vornehmen Welt, in der Grazie des gebildeten Lebens erzogenes Kind ist verzogen. Fragen Sie, daß ich ihr ländliches Beyspiel in Anspruch nehme, einen Ydillenmaler, ob er seine Figuren mehr von dem Dorfe oder von

dem Hofleben entlehnen werde. Er wird, wenn ihm das eigene Gebild seiner Phantasie nicht ein schöners Ideal einer noch unverdorbenern Natur zeigt, zu einem Albanischen Knabentanze das Bild eines ländlichen Knaben nehmen und nur da vielleicht noch einige leichtere Farben hinhauchen, wo die Natur zu voll, zu gütig auftrug.

Die wahre aesthetische Erziehung, daß wir diesen schönen Namen einer neuern Welt beibehalten, ist die anschauliche nach den ewigen Gesetzen der Entwickelung des menschlichen Geistes. Sehen Sie da die anschauliche Erziehung in der Wirthschaft, in der kleinen Haushaltung, in dem kleinen Zerstörungssystem — in den Spielen des kindlichen Alters — Sehen Sie da diese Bildung in seinem Leben zu Hause, in seinem kindlich freundlichen Stilleben unter der sorgsamen unbesorgten Pflege des Vaters, der Mutter und den häuslichen Gespielen! — In diesem liegt die Vorbereitung des künftigen Lebens, in diesem anschaulichen Handeln das künftige geistigere Handeln, in dieser Sitte und Unschuld des einfachen Lebens die Harmonie der erwachenden und bald höher strebenden Natur- und Seelenkräfte!

VIII.

Die kindlichen Spiele.

Lassen Sie uns diese kindlich freie Welt des Muthwillens, der ersten beginnenden und sich entwickelnden Kräfte des Menschen näher betrachten. Lassen Sie uns dieser freundlich schönen Welt näher treten. Es liegt in ihr so viel Ernst, so viel Wahres!

Kaum hat das Kind seine Uebung an Farbe und Ton, Ausdehnung und Masse begonnen; so fängt eine neue Uebung, eine neue Anwendung der Kräfte an. Das Kind will selbst handeln, nicht blos auf sich wirken lassen, sondern selbst bestimmen und selbst bestimmend handeln. Und diese Uebung ist denn der freundlich kindliche Scherz und Ernst des Spiels.

Sehen wir da das Kind noch auf den Armen seiner Mutter. Noch nicht hat es einen Fußtritt auf die Erde gewagt, schon verlangt es nach dem ihm gefälligen Gegenstande — nach der Puppe — dem Steckenpferd, nach dem kleinen Stück Holz, das es nachahmend und nachbildend, wie die Mutter das Kind, in seinen Armen trägt. Es ist der erste Lebenstrieb des Handelns nach dem Umfassen und Behandeln des Gegenstandes. Jezt hält es aber noch, freudig des Besitzes, das

leblose Bild in seinen Händen. Bald wird das Spiel lebendiger, bald wird die Handlung beginnen. Kaum bewegt es sich noch strauchelnd auf der Erde herum; so leitet es nun schon die Puppe, lehrt dieselbe wie sich selbst das Gehen, kleidet sie bald fertig oder unfertig aus und an und vollführt nun alles das im Spiele, was es im Ernste drohend oder schmeichelnd mit sich selbst hat wahrnehmen gesehen. Kaum ist es also der Aufsicht und Wartung entlaufen, so spielt es schon selbst die Wärterin. Es ist der Schule der ersten Uebung, in der es sich ganz leidentlich verhielt, der Uebung an der tönenden, farbigen, als Körper sich darstellenden Natur entlaufen! Es will nun selbst sich in Handlungen, Erzählungen, Spielen, in einer dramatischen Aufeinanderfolge von eigenen gebildeten Scenen darstellen. Das Kind fühlt sich ja auch so glücklich in dieser seiner neuen Welt! Nur die dringendsten Bedürfnisse, Hunger und Durst können es von derselben abrufen. Aber so gleich stellt es sich wieder in diese neue Welt hin, umfängt die Puppe, legt sie in die große, kleine Wiege, wiegt sie in Schlaf. Und dieses Spiel ist denn immer das Spiel des besser und besser machens, der Vorübung des Wechsels des künftigen Lebens. Es ist ein sich aus dem Kinde herausbildender Trieb, wodurch sich der neue Lebenstrieb, da es vorher blos der blinden äußeren

Natur hingegeben war, äußert. Es handelt nun selbst und übt nun vielleicht eben so tyrannisch als kindlich seine kleine Herrschaft über die Sinnenwelt aus. Da straft, lobt, tadelt das kleine Kind das Kind, die Puppe ermahnt sie zum Stillseyn, zum Frieden, wenn sie nicht schlafen, nicht gehorchen will. Es sind die ersten anschaulichen, handelnden Kräfte, die sich hier nachbildend und nachahmend zeigen.

Dieses Spiel hat aber seine Zeit. In dem Mädchen fängt es früher an, entwickelt sich früher als in dem Knaben, aber hört auch früher auf. Hat das Mädchen die Puppe weggelegt: so greift nun der Knabe nach diesen verlassenen Spielzeug seiner Schwester und übt nun seinen Muthwillen — daran aus, es in größere Ordnung oder Unordnung zu bringen. Er nimmt die verlassene Trümmer seiner ehemaligen herrschsüchtigen Mitgespielin und gleichsam das Recht an ihr vergeltend spielt er ihr knabenmäßig mit, nicht daß er die kleine Puppe aus- oder ankleidet, wartet, pflegt, sondern sie auf Reitpferd und Gespann setzt und sie da, wo der Wagen längst über sie weg ist, im Staube und mit verrenkten Gliedern liegen läßt. Es ist die kleine kindliche Rache für die eingebildete Größe der erwachsenen Schwester, mit der sie schon als vierjähriges

Mädchen über den kleinen tölpischen Jungen hinwegsahe und nun als neunjährige Hausfrau die Mutter von dem kleinen ungezogenen Jungen spielt. Denn sehet, schon stehet dem Mädchen das kleine Spielzeug nicht mehr an. Es flüchtet sich damit in die hinterste Kammer, nur wenn kein Fremder da ist, kann es sich noch daran erholen. Hier spielt das Kind heimlich mit dem Kinde. Aber die Mutter sorgt, arbeitet für die Wirthschaft. Die Natur will Wahrheit haben und nun verwandelt sich das Spiel in spielenden Ernst. Das Mädchen will der Mutter helfen, mit gehen, mit laufen, sollte es auch der Mutter mehr hinderlich als förderlich seyn. Und wie freuet es sich nun gleich der Mutter eine so nöthige Gehülfin, ein so wichtiges Glied des Hauswesens zu seyn. Es ist ja wohl auch das kleine Mädchen klüger als die Mutter. „Mutter du hast dieses vergessen." Küche und Keller sind nun die Bildungssäle des mädchenhaften Sinns, wie es vorher die hölzerne Küche, die Wiege und Puppe waren. Aber sehet da den Knaben! Später entwickelt er sich, länger treibt er sich in seinem tölpischen unbehülflichen Spiele des Knabenlebens umher. Er gehet nur auf Zerstörung. Er bauet um einzureissen. Er freuet sich, wenn das Kartenhaus fällt, das Mädchen weint bey dem Sturze. Pferd und Wagen, Reitstock und Peit-

sche sind die ersten Gespielen seines Knabenalters. Von der Reitgerte zum Reitpferde — und dann wieder lange und lange wieder auf dem Weidenstocke zurück. Das Spiel des Knaben muß sich länger an diesem kindlichen Spiele üben, weil er später zu dem Ernst und den Kräften kommen kann, um die wirkliche Welt dieses seines gespielten Lebens zu handhaben. Aber doch auch hier — wie freuet er sich, wenn er für den Vater dieses oder jenes herbeiholen, herbeischaffen kann. Er freuet sich nicht weniger, wie das Mädchen, dem Spiele entwachsen zu seyn, nur daß jenes sich selbst von dem Kinderspiele rufte, der Knabe davon gerufen werden muß, das Mädchen früher das Spiel als Ernst, der Knabe den Ernst als Scherz treibt — das Mädchen nur bisweilen noch nach jenem Ernst seine alte Freundin, seine Puppe besuchet, der Knabe aber wilder noch und tobender nach dem Beistande, den er dem Vater leistete, zu seinem verlassenen Steckenpferde zurückkehrt und es nun in Haus und Hof wilder als je, als ein tobender Rübezahl auf schaurigen Gebürgen umhertummelt.

Lassen Sie uns, Freundin, über diese Spiele, über diese Uebungen des kindlichen Alters einige Betrachtungen anstellen. Sie sind so voll Ernst, so folgenreich für das Leben. Nicht alles ist ja

klein, weil es klein scheint. Der Mensch offenbart sich ja in dem kleinsten oft am meisten.

Sie werden mit mir in diesen Spielen den nach Anschauung ringenden Trieb, sich auf eine eigene, selbstthätige Weise zu äußern nicht verkennen. Aber so ergiebt sich nun auch daraus die für Aeltern und Erzieher, welche mit den Kindern so gern Kinder seyn wollen, wichtige Lehre, die Kinder in ihrer Selbstthätigkeit nicht zu stören, ihr kleines kindisches Spiel durch ein klügeres oder besser und besser machen nicht zu verderben. Es wird dadurch die freie Gestaltung des Kindes gehemmt, der Eigenwille, der Eigensinn, der Widerspruchsgeist geweckt. Diese sind die Erzeugnisse eines unzeitig widerstandenen Selbsttriebes. Sehen wir doch, wie das Kind in seiner Erzählung vor sich so gern fortfährt, wie es bei seinem Spiele auf den guten Fortgang seiner Erzählung, seines dramatischen Schauspiels so aufmerksam ist. Auch ein schlechter Schriftsteller läßt sich ja nicht gern in seinem Gedankenwechsel stören und er hat Antikritiken gegen Kritiken. Das Kind hat bei seinem Spiele die Fremden zum Mittags-Essen geladen, niemand soll dazwischen kommen, niemand von der Straße ohne Feierkleider, ohne dem Willen des Wirths hereintreten. Und mag das Kind auch die Nachschüssel statt der Vorschüs-

sel bringen; in seinem selbstgeschaffenen Spiele, in seiner selbstgeschaffenen Dichtung hat es doch gewiß Recht. Warum sollte man denn auch nicht den Epilog statt des Prologs setzen können!

Mehr als man glaubt, liegt in diesem selbstgedichteten ungestört fortgesetzten Spiele des Kindes die freie Uebung seiner Kräfte, die Entwicklung seiner kindlichen und kindischen Gedanken. Jeder Autor muß sich ja erst an dem kindlichen üben, ehe er das Männliche, das Vollendete erzeugen kann. Es ist gleichviel, mag sich der Gedanke an den großen Begebenheiten oder an den kleinen des Kindes fortleiten. Es kommt hier nicht auf die Sache, nur auf die Form, auf die Bildung der dramatisierenden Seele an. Ihr werdet also — Aeltern und Erzieher, wenn ihr es gut mit eurem Kinde meint, nicht dadurch die Sache, euer Werk recht gut zu machen suchen, daß ihr Erzieher und Meister des kindlichen Spiels seyn wollet. Ihr habt hier nur das Zusehen, ihr müßt erst um die Einlaßkarte bitten und lieber ganz von dem Vorhange entfernt bleiben, denn es ist nur jetzt erst die Probe-Vorstellung. Jede Störung des Spiels des Kindes ist eine Störung des sich an dem Faden der Handlungen entspinnenden und von Folgerungen zu Folgerungen fort bildenden Lebenstriebes. Sehen

wir denn nicht auch, wie dem Knaben sein sich selbst geschniztes Steckenpferd lieber ist, als das bunte vom Markte! Es ergreift zwar dieses in wilder Freude über die Farbe. Aber bald ist die Farbe weg. Es ergreift nun sein altes, seinen Stock wieder. An jedem Fluße wächst ja dieses Pferd. Und auch das Einfangen des wilden Rosses ist Kräfte- und Sinneübend. Nur das Mädchen macht zwischen dem selbstgebildeten und fremden schönen Spielzeug einen Unterschied. Der Knabe wählt gern das seine; das Mädchen das fremde schönre. Wie wählt es die fremde angezogene Puppe mit schöner Larve lieber als seine einfachere, ärmlich gekleidete! die Schönheit wirkt hier. In der Kindheit ist dem Mädchen die Puppe — der Spiegel.

Dieser Lebenstrieb des menschlichen Handelns bildet sich mit Stätigkeit und Ordnung heraus. Sehen wir nicht erst das Kind sich an der Puppe mit seinen kleinen Schüsseln und Tellern, in seiner kleinen Küche — dann bald sich an dem Größern, an dem Begleiten der Mutter zur großen Küche und Vorrathskammer üben. Das Kind übt sich so gern bald wieder an dem lebendigen Kinde. Das sechsjährige Mädchen macht bald die Mutter des Mädchens von zwei Jahren. Der Knabe prügelt den Knaben von einem Jahre. Er spielt den

strengen Richter. Das Mädchen die zürnende Pflegerin. Es ist hier ein Uebergang vom kindischen Spiele zum Spiele, aber doch zu immer mehreren Ernst. Diesen Uebergang, diese Harmonie in der Uebung der Kräfte müssen wir heilig halten! Auf der Harmonie in der Ausbildung derselben beruhet die Harmonie des spätern Lebens.

Es ist nicht zu läugnen, daß das Kind in seinen Beschäftigungen und Spielen Abwechselung und Veränderung haben will. Aber zu bemerken ist auch, daß das Kind aus dem zu vielen sich nicht allein nichts macht, sondern daß dieses zu viele auch das wenige, was das Kind gern haben möchte, und was für immer der Schatz seiner Kindheit bleiben würde, verleidet. Das Kind, welches zu viel Spielwerkzeug hat, erholt, ergözt sich an keinem recht, und schweift von dem einem zum andern sich zerstreuend hin und läßt endlich im Ueberfluß den Ueberfluß verdrüßlich in allen Ecken liegen. Dies ist der Nachtheil eines jeden Reichthums. Er macht sich selbst zur künstlichen und desto drückendern Armuth. Der Reichthum des Spiels des Kindes zerstreuet den Sinn des Kindes, gewöhnt es an Zerstreuung und läßt jene Sammlung und Einheit der Kräfte, jenen stillen friedlichen Einheitssinn nicht emporkommen. Gewöhnt sich der gebildete Mensch durch Einheit des Denkens zur

Einheit des Gemüths: so ist es dort in dem anschaulichen Alter die Einheit und gleichsam Geschlossenheit des Anschauens. — Sehet ihr denn also wohl, reiche und gute Aeltern, was ihr in euren reichen Geschenken vor der armen Haabe des beschränkten Standes, der seinem Kinde an den fröhlichsten, an den köstlichsten Abenden mit Schmerzens- und Wehmuths-Gefühl nur wenig geben kann, voraus habt! Ihr feiert da freilich glänzende Abende — aber sagt — auch wohlthuende? Der ärmliche Besitz, die geringe Haabe, das kleine Gut ist doch zu manchem Guten in der Welt nütze. Es enthält die Zufriedenheit, es ist das Stillleben des Glücks, des Friedens mit sich selbst. Die Kräfte werden in sich gesammelt und nicht an dem Vielen und Großen zerstreuet. Wollten wir aber meinen, daß hier die Moral in der Kinderstube wandele: so bedenkt, daß gerade das Kleinscheinende für die Entwickelung des Kindes das Größte und Wichtigste ist. Die Erziehung geschiehet nur im Kleinen. Aber dieses Kleine ist von der größten Bedeutung, es ist der erste Kristallisationspunkt des menschlichen Geistes. Wie stehet es ja auch noch so hell und klar vor unserm Geiste, theure Freundin, wenn wir in diesen Jahren der Kindheit, oder ihr bald entwachsen vor dem ärmlichen glücklichen Besitz jener Abende standen und den Besitz nun wiederholend und an der Wiederholung noch vermehrend, ihn in der wohl

verschlossenen Kammer musterten und zählten. Es war die erste Belehrung der Zufriedenheit, sich im wenigen glücklich zu fühlen, — die frühe große Lehre, seine Kräfte nicht nach der Anzahl der Dinge, sondern die Dinge nach seinen Kräften zu messen!

IX.

Häusliche Beschäftigung.

Lassen Sie uns das nicht weiter untersuchen, worüber wir uns in dem letzten Briefe unterhielten. Das Resultat ist, die anschauliche Erziehung des Kindes muß eine freye, selbstthätige, in sich selbst einige Uebung der anschaulichen Kräfte seyn. Dieses anschauliche, sich selbst übende Leben muß nicht durch Zerstreuung, Störung und gleichsam durch die meisternde Freiheit der gebildeten zur Unzeit einredenden Vernunft gestört werden. Lassen Sie uns jezt in dieser gemüthlichen Welt des Kindes weiter leben!

Unter dem Anschauungsvermögen und der Bildung desselben verstehe ich nicht blos, wie Sie wissen, den Sinn des Menschen zur Natur durch die innern und äußern Werkzeuge des Anschauens, sondern das ganze Wirken und Schaffen der Gemüths-

kräfte nach außen, den Handlungstrieb des Menschen, daß ich ihn so nenne, sich in Anschauungen und Darstellungen zu erkennen zu geben. Sie sehen also, wie ich in der frühen Uebung des kindlichen Spiels eine Aeusserung der im Handeln sich bildenden Natur und das vortreffliche Hülfsmittel, welches die Natur selbst veranstaltet habe, finden konnte, die sinnlichen und moralischen Kräfte auf eine angemessene Weise — auf eine solche Art, die das Vorspiel des ernstern Lebens ist, zu entwickeln.

Das Kind wählt selbst seine Zeit, wo es jenen Beschäftigungen mit Puppe und Kreisel durch einen weitern Instinkt der Natur enteilt und von der gefälligen Beihülfe in den den Sinn ansprechenden häuslichen Geschäften zur ernsten und wahrgemeinten Mühe übergehet. Bald hat die Tochter der Mutter in ihren Beschäftigungen geholfen oder auch durch das Helfen verhindert: so wählt und wächst es nun zu ernsteren Beschäftigungen, zu solchen, deren Zweck entfernter liegt, auf. Vorher war es nur um augenblickliche Beschäftigung, um den Genuß des Geschäftes zu thun, jetzt aber um des Geschäftes, um des vielleicht sehr entfernten Zweckes willen. Es ist also nun schon die sich selbst leitende, sich selbst anstrengende Arbeit. Wie freuet sich die Tochter, wenn sie jetzt unververmuthet unverhofft in der Abwesenheit der Mut-

ter ungeheissen etwas räthliches, nützliches in der Wirthschaft vollbracht und es nun den belohnenden verwunderten Blick der Mutter und in sich selbst den kleinen Stolz, zu einem erwachsenen Mädchen erwachsen zu seyn, aerndtet. Welche kleine Hausfrau wandelt nun in Küche und Keller herum! Jetzt kommt auch noch der innre Hausbedarf des Menschen hinzu. Der entferntere Sinn für die Oekonomie des Lebens hat sich schon in dem kindlichen Gemüthe aufgeschlossen. Eine ernstere Arbeitsamkeit nach festgesetzten und weiter berechneten Mitteln und Zwecken entwickelt sich. Sehen wir das nicht auch in dem Knaben! Doch auch hier, meinen Sie, gelange der Knabe später zu einer solchen Verständigkeit. Ich stimme ungern mit Ihnen ein, und doch scheint es, als haben Sie Recht — als fordere diese spätere Verständigkeit zum Beßten der früheren Vernünftigkeit die Natur selbst. Es mag seyn, daß sich in dem Knaben das Handeln nach selbstgeschaffenen ernsten Zwecken später entwickelt: so scheint daran doch wol die entgegengesetzte Bestimmung des Mannes einen Antheil zu haben. Denn sollte die Natur sich nicht auch hier in ihren Veranstaltungen treu geblieben und gerecht und weise seyn? Wie sollte sich nicht die gefälligere Sorge für Haus und die ansprechendern Theile der Haushaltung aus dem kleinen selbst jenen Zirkel in sich enthaltenden Kreise des Mäd-

chens früher ausbilden können, als das ernstere schwerere Leben des Mannes für die Welt, für den Staat, für die vollgültigeren kräftigeren Handlungen, wo längere Uebung in Streit und Kampf, längere Uebung in Gefahren, in Beherrschung und Bildung sinnlicher Lust und Begier vorhergegangen seyn muß. Denn mögen wir doch ja nicht jenes stärkere und rohere Gefühl der sinnlichen Lust und Unlust in dem Gemüthe des Mannes unter Begünstigung der sogenannten weiblichen Grazie unterdrücken wollen. Die sinnlichen Kräfte müssen im Einklange mit dem stärkern Willen des Mannes, mit seinem Handeln und Wirken in dem grossen Kampfe der Welt stehen. Und wie sollte der Knabe sich also nicht länger, wie man sagt, auf seine tölpische Weise an roher Masse und Naturkraft üben müssen, um einst seinem Berufe treu seyn und den Stürmen mit Muth und Besonnenheit begegnen zu können. Sie haben Recht, die Zeit der Verständigung, die Frühreife des weiblichen Alters kommt in dem Knaben später. Aber zu Gunsten des größern und stärkern Handelns in der Welt. Sehen Sie aber auch den Knaben, — es bleibt nicht aus, daß er sein kindisches Spiel weglegt, und statt hölzerner Flinte und seines Steckenpferdes bald das lebendige und die große Waffe des Soldaten haben will.

Dieses Leben und Handeln nach den wirklichen aufgegebenen Zwecken des an sinnliche Bedürfnisse geknüpften menschlichen Daseyns, welches sich in beyden Geschlechtern unter mancherlei Spielen und Modifikationen prüfend und übend ankündiget, ist nun der letzte Trieb der Ausbildung des Anschauungsvermögens, und eben darum auch in dem kindlichen Alter mit so großer Nachsicht und Schonung, so weiser Sorgfalt zu pflegen. Wissen Sie nicht, wie unser Jugendfreund erzählte, der erste wichtigste Moment seines kindlichen Lebens sey gewesen, wie er an einem Herbsttage hinter Pflug und Egge habe hergehen dürfen, und da zuerst seine kindlichen Kräfte kennen lernen? Das erste ernste Geschäft des kindlichen Alters ist die Vollendung, der Schluß gleichsam der Kindheit, des spielenden Lebens. Jedes ernste Geschäft schließt die weite Verbindung, die Gliederreihe der Ursachen und Wirkungen auf. Und woran könnte sich der kindliche Geist in diesen weiten Folgerungen und Offenbarungen mehr üben, als an den stillen Handlungen des häuslichen Gewerbes, wo Mittel und Zweck, Handlung und Genuß, Arbeit und Belohnung in der Arbeit selbst einander unmittelbar die Hände bieten.

X.

Fortsetzung.

Nichts ist aber schwerer, als den Moment zu finden, wo diese kindliche Lust an Arbeit zu wirklicher Arbeitsamkeit heranreift. Es ist nicht ohne Bedeutung, diesen Augenblick zu bemerken, um theils die Entwickelungsperiode nicht zu überzeitigen, theils nicht zu verspäten. Denn ist dieser Augenblick gewaltsam herbeigeführt und das Kind gleichsam zu früh aus dem Beete, wo es als junge Pflanze aufgieng, aus dem Spiele seiner kindlichen Genossenschaft genommen: so wird die Arbeitsamkeit, die die Natur nach ihren ewigen Gesetzen als eigenes nöthigendes Gefühl in dem Kinde herbeiführen wird, nur zu leicht zur Bürde, der die im üppigen Spiele sich entwickelnden Kräfte nicht gewachsen sind. Wird aber dieser Moment versäumt, das Kind über sein Alter hinaus gleichsam noch in den weichen sich bequemenden Schuhen gelassen: so entartet auch zu leicht der Sinn in Arbeitsscheu und Entfremdung von pünktlicher Erfüllung jedes nothwendigen Geschäfts, bei dem es auf strenge Arbeit abgesehen ist. Eine weise Schonung also, aber auch weise Benutzung dieses Augenblicks sind die vielleicht unbedeutenden Regeln, die wir von dieser Berathung und Beschauung des kindlichen Lebens ziehen können.

Es ist Pflicht, das Kind, wenn es zu jener Periode des ernsten Geschäfts, des Handelns nach bestimmten Zwecken erwacht ist, zu einem anhaltenden Fleiße, der zur Vollendung der Arbeit führt, anzuhalten. Das Kind versucht zwar gern das Geschäft, übt sich gern an ihm. Aber es will sich auch nur an ihm üben, seine Kräfte nur an ihm kennen lernen. Es ist auch hier schon so gern der Eroberungssüchtige, der künftige in heißer Begierde entflammte Mensch. Hat er es errungen, hat er seine Kräfte an dem möglichen Besitz des Gegenstandes gemessen: so wirft er es weg. Nichts ist aber schädlicher, als dieser wuchernder Trieb, der Früchte zeigt und die Früchte vor der Reife von sich schüttelt. Es ist das wilde Ranken des Epheus an der steilen Wand hinauf. Der Mensch versucht so gern seine Kräfte an dem Großen. Und so auch das Kind — so besonders der Knabe, der sich so gern in dem, was er vermag, erkundet. Es kommt ihm nicht auf die Vollbringung der Arbeit, nur auf das Ueben der Kräfte, nur auf das Bewußtseyn an, sie vollbringen zu können. Manche Aeltern mögen hier vielleicht aus übergroßer Zärtlichkeit dem schwachen Alter, der Laune des Kindes, seiner Verdrüßlichkeit bei Einheit der Arbeit nachgeben! Aber welcher Nachtheil psychologisch und moralisch entstehet daraus für die Entwickelung und die Willenskraft des Kindes! Frei

ist ja nur der Mensch, wenn er, was er thun soll und will, mit ausdauerndem unwandelbarem Willen thut. Er muß durch geübte freie Willenskraft die Nothwendigkeit, den Körper besiegen. Lassen Sie uns aber nicht zu vornehm dünken, Freundin, einen Begrif oder ein Bewußtseyn, welches nur dem gebildeten Geiste anzugehören scheint, von dem kindlichen Gemüthe gebraucht zu haben, denn die Freiheit — der Wille ist ja auch schon in dem Kinde vorhanden. Und die Erziehung zur Freiheit durch Fleiß und Arbeit, durch anhaltenden Fleiß muß früh — sehr früh geübt werden.

Sie sehen also, Freundin, daß ich es mit dem kindlichen Alter nicht so kindlich meine, wie Sie fürchten mögen. Das Kind soll zwar in dem Weste des Frühlings, oder des glücklichen kosenden schmeichelnden Alters — in jenen Spielen den nachahmenden und sich in der Nachahmung des Wahren durch Posse erfreuenden Geistes leben. Aber nicht immer! Es soll auch frühzeitig an jene Arbeitsamkeit gewöhnt werden, zu der die Natur selbst durch ihr freiwilliges Herausbilden des Handlungstriebes den so belehrenden Wink giebt.

Aber eben so sehr ist nun auch, wie wir oben sagten, gegen die zu früh und un-

zeitige Strenge der Aeltern und des Paedagogen zu warnen, der das Kind recht gut erzogen zu haben glaubt, wenn er es nur fleißig und recht früh zur Arbeit anhielt. Das Kind, meint er, sey ein Stab, der frühe gebogen werden müsse, wenn er zum geraden Baume aufwachsen solle. Aber gewinnen wir dadurch nicht vielleicht einen Spalierbaum statt gesunden Kernobstes! Das Kind, meint er, müsse fleißig sitzen. Und so wird denn das fünfjährige Kind von früh bis Abends in die Schule geschickt. Das Mädchen muß nun, wer weiß wie lange bei der ermüdenden einförmigen Arbeit fünf Zoll hoch von der Erde sitzen. Dieses sind Gebrechen, Fehler der Erziehung, die sich von selbst verstehen und doch oft genug begangen werden. Hier gilt die Lehre der eigenen Beobachtung und Selbstkenntniß. Erzieher müssen sich zu Kindern machen, heißt es, wenn sie gut erziehen wollen. Sehr wahr, aber nur in dem Sinne, daß sie sich ihrer eigenen Kindheit und der Eindrücke erinnern, die sie erfuhren, um darnach und nach der allgemeinen Kenntniß der menschlichen Natur ihr Werk der Erziehung glücklich anfangen und vollenden zu können.

Die Mittel zur Bildung des Anschauungsvermögens in dem Kinde sind also erstlich Uebung und Bekanntschaft der Sinne mit der äußeren sich unter Farbe und Ausdehnung darstellenden Welt,

zweitens kindliches Spiel, die erste selbstthätige Entwickelung des Triebes zu handeln, drittens die in dem Spiele sich ausbildende Theilnahme an höherer und ernsterer Thätigkeit und viertens die Arbeit nach ihrer Einheit und Durchführung von Mitteln und Zwecken.

XI.

Das häusliche Leben.

Ich habe Ihre Antwort, Ihre freundschaftliche Zusprache empfangen, theure Freundin, und wie freuet es mich, Sie auch hierinnen mit mir einerlei Meinung zu wissen, daß die erste Erziehung mehr negativ als positiv, mehr abrathend als zurathend, mehr zusehend als handelnd und unterrichtend seyn müsse. Sie sagen, so vieles werde in der ersten Erziehung verdorben, weil man zu vieles thue, den kleinen Menschen recht frühzeitig zum großen, die kleine Vernunft so bald zum reifen klügelnden Verstande erziehen wolle. Man müsse, setzen Sie hinzu, das Kind Kind seyn lassen, mehr die sich frei entwickelnden Thätigkeiten — die ersten Keime der Lebenspflichten — blos pflegen als sie durch künstliche Hand emporziehen und sie aus ihrem gleichen obgleich langsamen Wachsthum bringen. Sie mei-

nen, eine langsame aber naturgemäße Bildung sey besser, als eine überzeitige, vorreife. Frühzeitige Früchte fallen nur zu bald ab. Ein vor der Zeit der Reife sich ankündigender Verstand habe gewöhnlich schon sein höchstes Ziel erreicht, ehe noch die Zeit der Reife und einer höheren möglichen Ausbildung da ist. Sie sagen, wie verderblich sey daher nicht die Erziehung in unserer vornehmen Welt, wo der Knabe so früh der wissenschaftlichen künstlichen Erziehung übergeben werde. Statt daß sich die Kräfte an dem natürlichen Anschauen, an einer natürlich kindlichen Thätigkeit üben sollte, würden sie schon, wie der kaum entwickelte Keim aus dem Fruchtboden an einem höheren Baum in die Höhe gezogen. Aber die Sonne vertrockne bald den zarten weichen Keim, der zarte Sprößling falle bald zur Erde nieder, oder könne sich doch nur kränkelnd einige Zeit an dem hohen Stamme erhalten. Was bedarf es hier weiters Zeugniß! Nur Beobachtung, nur einige Kenntniß der menschlichen Seele, wie sie sich entwickelt und durch eine langsame aber naturgemäße Entwickelung Kraft und Stärke gewinnt, kann die Wahrheit dieser Ueberzeugung bestätigen.

Eben so führen Sie zum Beweiß meiner Meinung an, wie eine zu frühzeitige Entwicklung des in Thätigkeit und Handlung sich äußern-

den Anschauungsvermögens, das zu frühe Anhalten des Kindes zur Arbeitsamkeit und die Beschränkung seiner sinnlichen Freiheit das nimmermehr unterdrücken könne, was sie doch unterdrücken wolle — und wie dieses zwar aus dem Kinde einen Mann, den Mann aber eben auch dadurch vielleicht zum Kinde mache. Wie kommt es, sagen Sie, daß ich als kleines Mädchen so früh von meiner Erzieherin zur Arbeit, zum Stillsitzen angehalten in den Jahren, wo ich meiner Gebieterin entwachsen war, nun erst Kind, nun erst die kindliche Zeit wiederholte, und die Puppe so gern hatte und mich an dem kleinen Spielzeug, das ich bei meinen kleinen Freundinnen traf, kaum satt und müde spielen konnte? — Wer sollte diese Erfahrung nicht vielfältig gemacht und in seinem Kreise bestätiget gefunden haben, daß die Natur in allen ihren Perioden sich treu bleibe. Das Entfalten der Blätter läßt sich nicht übergehen. Auch die kleine Rose da, künstlich und blätterarm durch Bildung erzogen holt ihre frühe Zeit nach. Nach dem Abwerfen der kleinen kaum entblühten Rose treibt das Gewächß erst Blätter und wuchert in gelben Ranken und fruchtlosen Zweigen. Sie haben Recht, die Natur hat eine große Strafe auf die Uebertretung ihrer nothwendigen Gesetze gelegt, — den halben Tod, das halbe Leben. So also auch

mit dem Kinde. Die Bildung der höheren Seelenkräfte zu frühzeitig auf die Bildung der sinnlichen sich in Handlung und Anschauung äußernden Kräfte setzen, macht daß die Kräfte, welche zur Vollendung der Entwicklung gespart werden sollten, zu früh vergebens und zum Nachtheil einer verständigen Entwicklung erschöpft werden. Auch ich meine, und wer sollte dieses nicht! — gefunden zu haben, daß der Mensch seine Flügel- und Flegeljahre, wer sie nicht gehabt hat, erst nachhole, wo sie längst hinter seinem Rücken liegen oder wo er sie längst, wie das erste Flaum, sollte abgeworfen haben. Die Natur behauptet ihre Rechte, wer als Kind nicht Kind war, ist es später und vielleicht auf immer.

Und nun halten Sie eine Lobrede der häußlichen Erziehung, die fast partheiisch scheinen möchte, wenn wir Männer nicht wüßten, daß die Mutter am ersten und richtigsten über die erste Erziehung und Pflege des Kindes urtheilen kann. Denn — verzeihen Sie mir diese Bestätigung — weil die Mutter selbst schon dem kindlichen Gefühle und Sinne — der zarten Empfänglichkeit und anschaulichen Natur näher stehet, als der Mann. Das Weib stehet in dem Kreise der Häußlichkeit — dem natürlichsten und angebornen

Zustande des Menschen! in seiner eigensten ursprünglichsten Bestimmung. Und der stille einfache Kreis der Häußlichkeit sey nun eben der Bildungskreis des kindlichen Lebens, die wahre Pflege seiner anschaulichen Wahrnehmungen und Gefühle.

Auch hier, Freundin, wer sollte nicht Ihrer Meinung seyn! Mögen wir uns auch noch so sehr von dem unschuldigen Stande der Natur entfernt haben; so müssen wir doch diesen Stand der Häußlichkeit, der frommen sittlichen Grazie, des Handelns in Einfalt und Würde, des Denkens nach Pflicht und Anmuth ehren. Wir kehren mitten in den Zerstreuungen der Welt in diesen stillen häußlichen Kreis zurück und finden, daß hier nur allein das wahre Leben, die Schönheit, die Ruhe und die Bestimmung des Menschen zu finden ist. Sie schreiben mir: „kommt es bei der ersten und beßten Erziehung des Kindes darauf an, ihm die Gegenstände zu leihen, an denen es sich seinem Alter gemäß üben und entwickeln könne; o wie willkommen, wie übereinstimmend mit diesen zarten, weichen, unentwickelten Wahrnehmungen des noch mit der Außenwelt unbekannten Gemüths muß da das immer und immer sich wiederholende Leben des häußlichen Tages, des Arbeitens und Verarbeitens in Kleinigkeiten — alles das, was

was nur das häußliche Leben bildet, unterhält und ergötzt, für die kindliche Pflege seyn, da es hier an diesen kleinen ihm so nahe liegenden Gegenständen seine Sinne üben, an der Wiederholung derselben seine Anschauung befestigen kann, und da es überhaupt in dieser kleinen Weltökonomie ein Sinnbild zu dem ganzen Menschengeschlechte und zu seinem künftigen Leben auf dem offenen Schauplatze der Welt findet. Sehen Sie da, sagen Sie, wie sich das tägliche Leben immer mit allen den Empfindungen, Geschäften, Handthierungen wiederholet! Dies ist die Bildung des kindlichen Alters zur Einheit und Ruhe des Anschauens. Der kleine beschränkte Zirkel der Häußlichkeit sichert vor Zerstreuung und Ausschweifung der Kräfte. Das häußliche Leben ist gerade das Bindungsmittel, welches dem kindlichen Alter gehört, sich wahrhaft in Einheit und Ruhe und doch mit dem Reitze einer immer wiederkehrenden Mannigfaltigkeit an dem Anschauen zum Anschauen, an der Thätigkeit des häußlichen Lebens zur gleichen Thätigkeit und an der Pflichtmäßigkeit des häußlichen Treibens und Wirkens zu einem gleichen pflichtmäßigen, gehorsamen, sich unterwerfenden Handeln auszubilden.

Sie eilen mir zuvor, Freundin, indem ich diese Ihre Worte anführe oder indem Sie mir

dieselben mitgetheilt haben. Sie eilen mir zuvor, indem ich jetzt nur von dem wohlthätigen Einfluße des häußlichen Lebens auf die erste Ausbildung des Kindes sprechen wollte, Sie mich aber in der That arm am künftigen Stoffe machen, indem Sie jetzt auch schon die häußliche Erziehung des Kindes in moralischer Rücksicht für die beßte und zweckmäßigste halten. Doch, liebe Freundin, da wir überhaupt in diesen Briefen nicht gerade etwas neues sagen, — denn wer könnte dieses nach den mannigfaltigsten Belehrungen unserer Zeit — sondern wir nur unsere Gedanken gegenseitig über eine der wichtigsten Angelegenheiten mittheilen wollen: so wird es Ihnen gewiß nicht unangenehm seyn, wenn ich künftig auf diese Ihre Gedanken zurückkomme, und was Sie so kurz angedeutet haben, mit Beziehung auf meine Ueberzeugung weiter auseinandersetze.

Sie haben mir mehreres über den verschiedenen Charakter, also auch über die nothwendig verschiedene Erziehung des weiblichen und männlichen Geschlechts schon in dem frühen kindlichen Alter desselben mitgetheilt. Was kann ich hier aber für eine Stimme — für eine beirathende oder getheilte Meinung haben? Ich finde — ich gestehe es, — nicht den moralischen und intellecktuellen Unterschied, den Sie schon in dem frü-

hesten kindlichen Alter zwischen beiden Geschlechtern zu finden glauben. Außer einigen Eigenthümlichkeiten scheint mir das Moralische und Intellecktuelle hier noch gleich zu seyn bis auf die höheren Jahre, wo Morgen und Abend, Süd und Nord mehr auseinandertreten. Im Winter, im Frühjahre scheinen diese entfernten Punkte sich genähert zu haben, wir bemerken sie nicht. Erst auf dem Halbkreise, wo die Sonne den Meridian durchschneidet, bemerken wir es deutlicher und werden darauf aufmerksam. Doch gestehe ich, daß ich auch hier Ihrer Meinung seyn würde, wenn ich vielleicht würde Gelegenheit gehabt haben, unpartheiischer die kleinen sich schneidenden Winkel zu beobachten, wie sie von Grade zu Grade von einander abweichen.

Sehen Sie, wie das kleine Mädchen schon so früh an Gefühl und Verständigkeit weit ausgebildeter als der Knabe ist! Das Mädchen übersiehet, begreift alles leichter als der Knabe. Freilich wohl, liebe Freundin, wie mehrere andere dies auch glauben bemerkt zu haben, liegen die Entwicklungsgründe bei dem zartern Geschlechte — das Frühroth und der untergehende Abendschimmer näher bei einander, als in dem Manne. Aber ist denn jene leichte Begreiflichkeit, jene frühe Verständigkeit auch Verstand und Vernunft? Erlauben Sie mir die Bemerkung schon

eines alten Denkspruchs, daß man leicht begreifen und doch vieles übersehen könne — leicht etwas auffassen, ohne es wirklich zu fassen. Wer wollte nicht dem Weibe die leichten Tugenden des erstern zugestehen, aber darum es auch mit den Tugenden des letztern beschweren! Ja wohl, Sie haben Recht, urtheilt das Mädchen in zehn Fällen richtiger als der Knabe, begreift geschwinder, wo dieser schweigt. Aber ist denn dieses Schweigen nicht vielleicht ein tieferes Erforschen oder nur ein Anstand sich des Ganzen zu bemächtigen — und die voreilende Rede ein halber Blick der Sonne aus getheilten Wolken? Wie empfänglich ist nicht, sagen Sie, die kleine Julie für Ordnung und Zierlichkeit in Stellung und Lage des kleinen Hausgeräthes. Aber der Knabe — wie ungeordnet wie untereinandergeworfen. Sollte also wohl nicht eine ganz eigene Sorgfalt auf die Erziehung und Bildung des Anschauungsvermögens in beiden Geschlechtern — dort nur auf eine Nach- und Beihülfe, hier gleichsam auf eine gänzliche Revision des Hausbestandes gesehen werden? — Sie sehen aber, liebe Freundin, Bemerkungen lassen sich Bemerkungen entgegenstellen, gehen wir ins kleine, so zerfällt das kleine in immer kleinere Theile und jede Farbe scheint dann die anderen alle in sich zu enthalten. Wer sollte nicht jene frühere Ausbildung des weiblichen Sinnes für Grazie, Anmuth, Ordnung, Zierlichkeit gern

eingestehen und darum läugnen oder hinwegnehmen, was doch wieder die Waage auf der andern Seite schwer hinabziehet. Das Weib scheint mehr Sinn für Raum und räumliche Ordnung, der Mann mehr für jenes große räthselhafte Emblem aller menschlichen Dinge, die mystische und mythische Zeit zu haben; der Mann mehr das Große, das Weib mehr die Aufräumung des kleinen zu lieben. Das Weib verliert sich so gern und leicht in der Zeit. Man sagt nicht, ein Weib nach der Uhr, sondern ein Mann nach der Uhr. Der Knabe, sagen Sie, hat mehr Eigensinn und Troz. Das Mädchen nicht vielleicht auch mehr Eigenwillen? Das Kleinliche reimet sich ja mit dem Kleinen. Der Eigensinn entspringt vielleicht mehr aus der Eigenthümlichkeit und der mädchenhafte Eigenwille aus der Eigenheit. Der Eigensinn mehr aus der falschen Vernunft, der Eigenwille aus der über die Vernunft siegenden Empfindung. Ich glaube nicht, daß diese moralischen Eigenthümlichkeiten und Eigenheiten, wie sie auch seyn mögen, einen bedeutenden Einfluß auf eine verschiedene Erziehung des Mädchens und Knabens haben können. Sie sind in dem frühen kindlichen Alter, wo der Mensch nur noch als sinnlich anschauendes Wesen lebt, und nur erst seine ersten und ursprünglichen Kräfte im Umgange mit der äußeren ihn so unmittelbar zusprechenden Natur bilden soll, zu leise Andeutungen

der künftigen verschiedenen Bestimmung der Geschlechter. Möchten sie aber auch noch so groß seyn, so meine ich, sind sie nur in so fern der Beobachtung und Bemerkung werth, um sie in ihren natürlichen Erscheinungen zu lassen, nicht aber eine besondere Theorie einer besondern Erziehung auf sie anzuwenden. Der Keim der Pflanze scheint jetzt nur noch in seinem eigenen Getriebe und seiner Kraft zu leben. Mag die Pflanze höher heraufkommen, denn bemerken wir die rankenden Zweige des Weinstocks, — die stärkern Zweige des neben ihm stehenden Gewächses. Die Natur gehet in ihrer freundlichen Entzweiung der Geschlechter von Harmonie und Einheit aus, bis sie sich wieder bei ihrer anscheinenden Trennung vereinigen und in ihrer Theilung das Ganze darstellen, was in dem Weibe und dem Manne scheinbar gesondert, und doch nur modifizirt — entweder als Gefühl oder Grundsatz, als Eigenheit oder Eigenthümlichkeit, als Wille oder Eigenwille, als Sinn- oder Denkspruch in verschiedenen und doch einklingenden Endreimen hervortritt!

XII.

Der psychologische Charakter.

Sie haben Recht, wie könnten die ersten Eindrücke, die ersten Umgebungen, mit welchen der

Mensch in dem zarten und weichen Alter der Kindheit bei seiner so reizbaren Empfänglichkeit und sich in den Gegenständen gleichsam verlierenden Aufmerksamkeit lebt — wie könnten diese Eindrücke ohne Wirkung auf die Bildung und Bestimmung des Charakters, auf die erste Farbengebung und den Grundton bleiben, mit welchem die Seele alle andere Eindrücke aufnehmen und die Welt gleichsam in sich spiegeln wird. Blickt denn nicht der Grundton, welchen der Maler auf sein Gemälde auftrug, durch alle künftige Schattierungen hindurch? Die Gegenstände heben sich auf demselben empor oder senken sich tief in ihn ein — alle die anderen Farben bekommen durch die erste aufgetragene Farbe ihren eigenen Schein. Da erscheint das Roth im weissen Schimmer, da ziehen nun vergoldete Gewölke über die leichte Gegend hin, wo der Maler nur eine etwas hellere Farbe auf die dunklere auftrug. Der Grundton schimmert hindurch — die ersten Eindrücke auf den Menschen sind die bestimmten Grundzüge seines psychologischen Charakters.

Sie nennen den psychologischen Charakter die Bestimmung des Seyns, die angebildete eigenthümliche Art und Weise jedes Menschen, seine eigene Empfindungsart und Correspondenz, mit

welcher er mit der äußeren Welt und mit sich selbst lebt. Diese Grundbestimmung wird in dem jugendlichen und kindlichen Alter gelegt. Und eben darum müsse bei der Erziehung ganz besondere Rücksicht auf diese Ausbildung des menschlichen Seyns genommen werden. Sie nennen diesen psychologischen Antheil des Menschen seine humane Bildung — seinen Antheil an der Menschlichkeit!

Sie unterscheiden dieses durch Umstände und Umgebungen angebildete Seyn von den ursprünglichen Anlagen oder der Grundbestimmung, mit welcher der Mensch auf die Welt kommt. Sein Anschauungsvermögen ist schon da; aber doch muß es erst successiv durch Farbe und Ton durch die Aussenwelt gebildet werden. Freilich sey schon die Anlage zum Empfinden, Vorstellen, Denken in ihm da. Aber nur seyen dies Keime, das Saamenkorn. Und dieses nennen Sie nun das ursprüngliche Ich, und unterscheiden es von dem psychologischen, welches die besondere Ausbildung dieser Vermögen und gleichsam der Grund-Ton sey, welcher in der Kindheit angestimmt nun durch das ganze Leben forttöne.

Wie oft, sagen Sie, wissen wir nicht, warum uns dieses oder jenes Gefühl von Schwermuth und Freude überfällt! Mitten in der Freude

sind wir da oft so verstimmt und traurig! Wir empfinden so oft, daß sich unser Seyn eben dadurch so wesentlich von dem Seyn anderer unterscheidet. Es muß etwas besonderes in die ursprüngliche Anlage unsers Selbst gekommen seyn, welches sich so unwillkührlich, wie der vorübergehende Schatte des über uns dahinfliegenden Gefieders, vor uns sehen läßt. Es muß die erste angebildete Neigung des kindlichen Alters, das erste Leben seyn, welches wir entweder auf Rosenbeeten oder im Cypressenhain, im Morgen- oder Abendscheine gelebt haben. Jene geheime Schwermuth wandelt uns dann so oft wieder, wie der leichte Schatte unserer Kindheit, an. Es sind die leisen Erinnerungen jener Tage. Das frühere Leben ziehet, ohne daß es die Sinne bemerken, von den Anklängen der Gegenwart erregt vorüber.

Und sollte dieses Ich, sagen Sie, nicht ein anderes unter andern Umständen, in einer anderer verlebten Kindheit und Jugend — dieses mein Ich mit eben den Bestimmungen, Gesetzen und Regeln der ewigen Natur gleichsam ein anderes Du, eine andere Person geworden seyn, wenn es eine heitere fröhliche Kindheit verlebt und der Rosenschimmer des Frühlings sich gleichsam auf diese Auen der Kindheit gelagert hätte. Gewiß, rufen Sie aus, von diesem Leben der ersten Tage hängt so viel ab, mehr

als der Mensch glaubt, der das Bewußtseyn der jetzigen Tage gewöhnlich zu einer Ewigkeit der Vor- und Nachwelt macht und meint, er habe immer so und nicht anders existiren können und diese seine Existenz sey der nothwendige Antheil seiner Natur.

Was ist denn das Ich, dieses mit und ohne Bewußtseyn handelnde, denkende, empfindende Wesen, dieses Gemisch von Empfindungen, Gedanken, Wünschen und Bewegungen in seinem Innern! Ich war meiner nicht bewußt, wie ich auf die Welt kam — meine ersten Tage flossen wie der in tiefen dunklen Wolken rollende Strohm dahin, nur nach und nach dämmerte das Bewußtseyn, ein Ich, ein konzentrischer Punkt, auf den sich nun die Außenwelt bezieht, auf. Was ist dieses Ich — ist es nicht das ledige Angebildete und Angewohnte von Eindrücken, Wahrnehmungen und Gefühlen, denen dieser Körper, dieses empfängliche Leben ausgesetzt war? Wie konnte Bewußtseyn auch vorher da seyn! Es war ja noch nichts da, das zum Bewußtseyn kommen konnte. Kann denn der Horizont sich selbst abspiegeln, der reine Himmel ohne Wolke und Luftgebilde ein Bild von sich abwerfen!

Die Wahrheit, liebe Freundin, liegt auch hier in der Mitte. Sie haben Recht, aber sie gehen mit

der Wahrheit über die Grenzen hinaus. Lassen Sie mich meine Meinung darüber erklären.

Die menschliche Natur tritt unter ewigen Grundbestimmungen auf, die nicht verändert, nicht von ihren Banden gelößt werden können. Es ist der Mittagskreis, der sich über die Erde ziehet. Wir können den Sternbildern wohl andere Namen geben, aber die Sternbilder bleiben immer dieselben. Unsere Grundbestimmung ist nicht blos ein allgemeines Anschauen, Empfinden und Denken, sondern auch auf eine gewisse Art und nothwendig so anschauen, so empfinden, denken und handeln. Hieraus entspringt auch die ursprüngliche Harmonie der menschlichen Handlungen, Gedanken, Gefühle, des ganzen menschlichen Seyns, wie es in der Vorwelt und Nachwelt da liegt. Ueberall finden wir den Menschen mit seinen ewigen Naturgesetzen. Dies ist nun das ursprüngliche Ich, das ursprüngliche Bewußtseyn der menschlichen Natur überhaupt, das sich nicht wandelt und von keiner Zeit, keinem Verhältnisse verändert werden kann. Sollte denn das Anschauen blos eine Strahlenbrechung der Farbenwelt auf dem Auge, die ausgedehnte Welt nur ein angewohntes Verhältniß des Sehens, Denken, Empfinden und auch wie wir denken und empfinden, nur Geburt und Erzeugniß des zeitlichen Lebens seyn! Nein, allem histori-

schen Leben, daß ich es so nenne, gehet ein ewiges voraus. Mit diesem ewigen Leben werden wir geboren und mit diesem ewigen sollen wir denn eine Zeitlang den zeitlichen Akt unsers Daseyns vollführen.

Diese ursprüngliche Bestimmung des Ich ist nun freilich ein Bewußtseyn ohne Bewußtseyn. Es ist der ewige Sinn des eingebornen Gemüthes ohne individuelles menschliches Daseyn. Dieses individuelle oder die Vergegenwärtigung und gleichsam Erinnerung dieses Ich seiner selbst entstehet erst durch eine Entfremdung des Wesens mit sich selbst, wie es aus sich herausgehet und nun mit der fremden Sinnenwelt lebt, diese fremden Laute und Töne hört, seine äußern Sinne auf der ausgedehnten Welt hinschweifen läßt. Nun entwickeln sich die Grundbestimmungen des Ich successiv, sie treten hervor und werden nun nach der Lage, den Verhältnissen dieser Gegenstände zu eigenthümlichen Organen, zu besonderen Sehepunkten, wodurch sich, wie die Welt selbst, das Ich mannigfaltig gestaltet und in besonderen Naturen als einzeln so und so gebildetes, anschauendes, empfindendes, denkendes Ich heraustritt. Dieses ist nun der psychologische Charakter des Menschen, jenes seine ewige Natur, sein reines Ich.

So freilich kann nun das besondere Individuum sich nur dann erst als besonderes Individuum fühlen lernen, wenn die Gegenstände es erst so und nicht anders gebildet haben, wenn seine Sinne erst auf diese Gegenstände und keine andere fielen. Dieses Zufällige und Nothwendige, diese Abhängigkeit des Menschen von der Umgebung bildet nun das eigene Ich, mit welchem der Mensch lebt und nach welchem ihm nun Freude und Trauer so und so erscheint, mitten in dem Taumel der Freude ihm bange Ahndungen zuströhmen und mitten in dem Schmerz der hellere Grundton, angeregt durch eine ungetrübte Klarheit der Kindheit, immer hell und klar durch den Wolkenschleier hervorblickt. So haben Sie aber freilich auch Recht — wenn nicht geläugnet werden kann, daß der Mensch in seiner individuellen Denkart als physisches Wesen so abhängig von der Natur ist — daß eine bedächtige und sorgfältige Erziehung besonders darauf achten müsse, wie das Kind lebt, ihm solche Gegenstände zuzuführen, die seine Einbildungskraft, sein innres Seyn auf eine angemessene Weise ausbilden, das Innre desselben gleichsam so durch die frühe Gewohnheit und Angewöhnung zu reguliren, daß dieses für immer Regel, die unbewußte Art seines Seyns und Wirkens bleibe. Denn es ist wohl nicht vermessen, zu sagen, daß der freie Mensch doch nur in so frei ist, als es sein leibli-

ches Wesen ist, und daß das eingeborne freie Wesen mitten in seinem freien Handeln, in der individuellen Art zu handeln von seiner Lebensweise, von seinem frühen Leben bestimmt werde.

XIII.

Fortsetzung.

Woher denn sonst die Individualitäten des Handelns, der Denk- und Empfindungsweise des Menschen? Es mag vieles von dem ursprünglichen körperlichen Antheil, den die Natur dem Menschen als ein eigenes Erbgut mitgiebt, vieles von klar gedachten und mit Bewußtseyn verknüpften Grundsätzen, die aber doch auch wieder auf Unterricht oder Erfahrung sich stützen, abhängen. Zu läugnen ist es doch nicht, daß jene freien und nothwendigen Züge, welche die Welt, die frühen Umgebungen, die ersten Eindrücke in der Seele des Kindes zeichnen, die Grundzeichen sind, wie sich die künftige Welt oder vielmehr der Mensch selbst gestalten, wie sein geistiges Gebild die äußere Natur ansprechen und diese wieder in ihm sich spiegeln werde. Also von der frühen Umgebung, von den ersten Eindrücken, dem ersten kindlichen Leben, meinen Sie, hange die psychologische eigene Art

zu empfinden und zu denken eines jeden Menschen ab. Und wie sollte ich mit Ihnen hier nicht einstimmen, da ich selbst psychologisch nicht anders finden kann, wie der Mensch zu seinem Bewußtsein komme oder das eigenthümliche Ich sich in ihm hervorhebe, als durch den Inbegrif von Erfahrungen, die er gemacht, nach der Sphäre von Eindrücken, die er erhalten hat.

Denn was können wir anders unter dem Ich, unter der Persönlichkeit, die sich als der konzentrische Punkt des ganzen Universums ausspricht, als Menschen menschlicherweise verstehen, als das in uns durch jene Erfahrungen klar gewordene Bewußtseyn, diese äußeren Wahrnehmungen die wir gemacht, die innren Wahrnehmungen, die sie zurückgelassen, die Gefühle, die sich daraus entsponnen, und die Vorstellungen, nach welchen wir nun alles messen und auf welche als ersten Punkt des ganzen Gewebes wir nun alles beziehen. Was können wir anders, sage ich, darunter verstehen, als den ersten Ansatz der Kristallisation, nach dem sich nun und nach dem Standpunkte, auf welchem wir geboren wurden, die Welt wie nach einer nothwendigen Urgestalt weiter bildet. Dies sind denn auch die Geister, die stillschweigend aus den vorübergegangenen Nächten ungesehen und unempfunden am hellen Mittage des Lebens in unserm

innern Selbst vorüberziehen. Dies die Erinnerungen, die aufdämmern, aufglimmen und die uns trotz aller noch so festen Grundsätze und unserer mit hellen Denken gebildeten Lebensweise so oder anders stimmen, Licht in die Schatten und Dunkel in das Licht bringen. Dies ist denn die Erklärung, liebe Freundin, Ihres eigenthümlichen Seyns und Lebens. Die Abendglocke, die wir in den Frühlingstagen unserer Jugend oft so dumpf und klagend hörten, tönt dann immer wieder mit jedem Schlage unserer Lebensuhr nach, jene wogenden Halme, die wir mit thränenden Blicken im kindlichen Auge sahen, sind dann das Meer, auf welchem diese Tropfen unserer gelebten Tage umherschwimmen und jene Blüthe, mit der wir unsere kindliche Schläfe nicht bekränzen durften, immer noch der Trauerzweig unserer kindlichen Jahre. Die Erinnerungen schweben unauslöschbar auf, und welche Erinnerungen sind unvertilgbarer, als die, in welchen die ersten Eindrücke unsers Lebens wieder aufleben, die ersten belebenden Hauche des kindlichen Herzens!

Je mehr das Kind mit den äußern Eindrücken lebt: desto tiefer und schärfer sind die Zeichen, die sie in der Seele zurücklassen. Das Kind lebt blos mit Anschauungen oder den äußeren Formen der Dinge. Es hat noch kein Richtmaaß in

sich, um sie zu messen, um sie nach sich zu bequemen. Es bequemt und richtet sich nach ihnen. Mag auch künftig das Leben des Menschen seyn, wie es will: so wird man doch lange noch die Furchen sehen, die der Kahn gezogen, die Stürme müssen erst lange über sie hingewehet haben, ehe sie die Furchen der Fahrt verwehen. Und welches sind nun die zeichnenden und bildenden Meister, die da vor der kindlichen Seele sitzen und das Lebensgemälde aufschreiben, den Grundton legen, auf welchem die künftigen Farben heller oder dunkler erscheinen sollen? Es sind die Gewohnheit — das Gefühl — die Einbildungskraft.

Die Gewohnheit sind eben diese habituell in dem Innern des Menschen sich wiederholenden Eindrücke und Empfängnisse. Sagt man denn auch nicht, "man müsse das Kind frühe gewöhnen, so oder so zu seyn"? Also gestehet man doch die Gewohnheit zu. Warum aber nicht die Gewohnheit, welche die so mächtigen leblosen Gegenstände, diese so lebendige und ansprechende Anschauungswelt für den kindlichen Sinn — in dem Menschen hervorbringt? Sollte der Mensch mächtiger wirken, als die Natur! Diese, die unabläßig lehrt und belehrt, jener, dem nur einzelne mittelbare Laute, nur sehr dürftige Belehrungen zu Gebote stehen.

Die Erfahrungen, die das Kind frühe selbst und durch seine eigenen Kräfte an der Natur gemacht hat, sind bleibender, als Worte und Regeln, die wir dem Kinde ertheilten. Worte und Regeln, Bitten und Ermahnungen sind nur die abstrakten Zeichen unsers Willens. Aber in der Anschauungswelt thut sich der Wille unmittelbar kund. Er ist mit seiner Offenbarung eins und seine Offenbarung ist sein innerstes Seyn. Gegenstand und Zweck ist hier unmittelbar. So wollen wir also, daß Aeltern und Erzieher auch hier das kindliche Leben pflegen und leiten sollen, — es so zu bilden, so zu gewöhnen, daß auf die eine Gewohnheit später eine bessere gepflanzt oder die eine sinnliche kindliche Gewohnheit des Lebens auch die Gewohnheit des ganzen ernstern Lebens bleibe.

Das Gefühl ist eine unmittelbare Folge des äußern Eindrucks. Wir dürfen zwar dem kindlichen Geiste noch keinen großen Umfang von Gefühlen, selbst keine eigenen aus ihm selbst hervorgehenden Gefühle, nur solche, die unmittelbar den Körper betreffen und ein dunkles Bewußtseyn bilden, nur solche zuschreiben, die unmittelbar als Spuren von der Außenwelt zurückbleiben. Denn das Kind lebt blos noch in der Außenwelt, übt zwar hier eine unbedingte Herrschaft über das willenslose Seyn des kindlichen Gemüths aus. Aber eben desto ein=

dringlicher und bleibender sind diese Einwirkungen. Das Gefühl, welches sich nun künftig aus diesem mechanisch gebildeten Inbegrif von erlittenen Eindrücken, Wahrnehmungen sich erzeugt, ist so oft der bestimmende, beglückende Charakter des Menschen, nach welchem sich auch die künftigen Gefühle und Vorstellungen richten.

Die Einbildungskraft, diese allgemeine ausgebreitete Kraft in der ganzen organischen Natur — dieses unterste und höchste, ärmste und reichste Vermögen, wie thätig, rege ist es schon früh in dem kindlichen Geiste! Ehe noch ein stätes bewußtes Gefühl da ist: zeichnet schon die Einbildungskraft die äußeren Wahrnehmungen nach und bildet die Töne, die Zeichen, welche die Natur nachtönen, die Natur nachmahlen. Ich habe früher bemerkt, daß von der Thätigkeit der Einbildungskraft zum Theil auch mit die Erscheinung der kindlichen Furcht, Besorgniß gegen neue, unbekannte, ihre Kräfte und das deutliche Auffassen übersteigende Gegenstände abhängt. Und wie zeichnet, bildet nun die Einbildungskraft nach! Ganz oder zum Theil nach dem mechanischen Gesetze der Natur. Wie die Eindrücke in der Zeitfolge, im Zugleichseyn nach Aehnlichkeit und Ordnung eingiengen, bringt sie sie wieder hervor, knüpft nun an diese Zahlenreihe eine andere ähnliche an, und so entstehen die Kombinationen

von Aehnlichkeiten und Analogieen, die unwillkührlich entspringen und doch nur gesetzliche Folgen jener ersten Analogieen und Bildungsformen sind. Es ist also nicht zu läugnen, daß die Bildung und die Herrschaft dieser so kindlichen und früh erwachenden Kraft einen großen Einfluß auf die Bestimmung des psychologischen menschlichen Seyns habe. Aber nun haben wir zwar die Regel — aber wie die Anwendung? — wie kann der Lehrer, der Erzieher in diesen so blind wirkenden und in den größten Kleinigkeiten gerade so stark wirkenden Eindrücken die Seele seines Zöglings bewachen, wie sie so bilden, daß es der besten Erziehung gemäß ist!

Sollte sich denn aber der Charakter jener früheren Eindrücke nicht auf einige wenige Züge, und diese wieder auf ein Gesetz der besten und naturgemäßesten Erziehung zurückbringen lassen? Die Erziehung muß heiter seyn, und dieses ist die älterliche, die häusliche.

Hier hätten wir also vielleicht die Auflösung jener Regeln, nach welchem das kindliche Leben geleitet und gepflegt werden müsse. Was wir unter der Heiterkeit der Erziehung verstehen, wird sich ergeben, wenn wir den Charakter der häuslichen Erziehung geschildert haben.

Hier sehen wir einen Verein von Menschen, Vater, Mutter und Kind nebst denen, die das Hauswesen besorgen und mit Aeltern und Kind Eine Familie bilden. Welcher Wirkungskreis — welches glückliche Verein! Eine kleine Welt im Großen, wie eine große Welt im Kleinen. Die allgemeinen Wünsche, Plane, Leidenschaften verstummen in diesem Cirkel, den jeder lebt hier in sich und findet sich in dem andern. Das Glück des einen ist das Glück des andern und die Zufriedenheit des einen die Ruhe des andern. Eine gegenseitige Harmonie, eine gegenseitige Willfährigkeit, ein gegenseitiger freier und freiwilliger Dienst des einen gegen den andern. Welcher Wirkungskreis kann nun mehr mit Heiterkeit, mit jener glücklichen Gemüthsstimmung, nicht mehr haben zu wollen, als man bedarf und sein Bedürfen nur in dem Herzen des andern zu finden, übereinstimmen, als dieser stille eingezogene Kreis des häuslichen Lebens, wo jeder Tag sich gleich, jeder die Ruhe des vergangenen wiederbringt und jeder zu dem vielleicht heißen morgenden Tage stärkt! Wo kann mehr jene Harmonie der äußeren und innern Natur zu finden seyn, als in dem Leben von Vater und Mutter, Kind und Familiengliedern! Mag auch dieses im einzelnen mehr als im allgemeinen der Wahrheit entsprechende Ideal — dieser Häuslichkeit, dieses glücklichen zufriedenen Sinns, dieses gegenseitigen Tra-

gens und Leidens, Tröstens und Hoffens, dieses augenblicklichen Genusses, der eine ganze Zukunft in sich schließt, noch eine verborgene Erkenntniß für das kindliche Herz seyn. Für den kindlichen Sinn ist doch gewiß nicht jene Einheit, jene Einfachheit, jene enge und schöne Begrenzung des Lebens, wodurch wir unsere väterlichen Fluren, unsere väterliche Hütte, selbst jenen bemooßten Stein — den Lieblingsplatz unserer Kindheit, mit allem dem, was uns aus dem Schlummer der Kindheit so werth ist, so liebgewinnen und auf dem nun unser Andenken wie auf den Hügeln der beblümten Flur ruhet, auf denen wir ruhig die ganze treibende und wogende Welt mit Einheit und Gleichförmigkeit des Geistes übersehen können — verloren. Woher denn sonst jene Liebe zu unserm kindlichen Leben, als weil uns hier alles so heiter war — warum das so heilige Andenken an unsere heimische Flur, an unsern Kindersitz, unsere kleinen so reichen und armen Schätze, als weil wir in ihnen die glückliche Beschränkung des Lebens, die Zufriedenheit und so auch den größten Schatz des Lebens sehen. Mitten in dem Getümmel werden wir ruhig, wenn wir an diese ruhige friedliche Zeit unserer Knabenjahre denken — das väterliche Hauß, die väterliche Gewohnheit ist das süße Band, welches Frieden und Einheit, wenigstens in den Augenblicken dieses Andenkens, in un-

ser stürmisches Leben bringt. Nehmet dem Kinde, sagen Sie, diese häußliche Erziehung und ihr nehmet ihm das heiligste Kleinod, die beßte Erziehung — ihr nehmet ihm die Ruhepunkte seiner Gefühle und seines Herzens. O die väterliche Hütte, die häußliche Erziehung begleitet uns überall hin. Diese können wir nie vergessen, diese bleibt auf unser ganzes Leben nie ohne Wirkung.

Sie finden also, Freundin, in dem Zirkel des häußlichen Lebens, in seiner Beschränkung, seiner Stille und Freundlichkeit, in den kleinern und grössern Gegenständen, welche mit gleicher Gestaltung diesen herzlichen Verein bilden, das Mittel der heitern Erziehung des kindlichen Alters. Heiterkeit, sagen Sie, bestehet in einer genügsamen Beschränkung des sinnlichen so leidenschaftlichen und so viel begehrenden Menschen. Diese Beschränkung und das Vertrauen, welches das Gemüth nun auf sich selbst setzt, werden aber genährt und gepflegt durch jenen stillen häußlichen Kreis, durch die Mäßigung, Einheit und Einförmigkeit, an welche wir durch denselben gewöhnt worden sind. Ein stilles in Arbeitsamkeit und im Umgange mit der guten Natur vollbrachtes Leben ist der sicherste Bürge für die Heiterkeit der Seele. Und wie sollten wir also unsern Kindern eine solche Erziehung nicht geben wollen! Sie bestehet in den einfach-

sten Mitteln — Arbeitsamkeit, Beschränkung, stil- lem und im Frieden vollbrachten kindlichen Leben.

Das weiche Herz des Menschen ist so schwach, als daß es sich nicht bald an die zerstreuenden Jahre der Kindheit gewöhnen, die Gewohnheit zu mächtig, als daß sie sich nicht immer mit eben denselben Gegenständen möchte befreunden, die Einbil- dungskraft zu eigensinnig, um nicht immer das zerstreuende und im Eigensinn des Glücks und der Laune geführte kindliche Leben dem erwachsenen Menschen wiederholen zu wollen. So wird das Gefühl in sich selbst beruhiget oder zur Ruhe erzo- gen, — die Gewohnheit gebildet, wenn wir frü- her ein Leben geführt haben, welches diese Ge- wohnheit des Friedens, diese Unschuld des häusli- chen Lebens und diese Zufriedenheit der Wünsche in dem engen Kreise der kleinen häußlichen Haabe gleichsam zu Hausgöttern hatte, denen immer auf den Altären in diesen Gefühlen und in dieser Erzie- hung das heilige Feuer brannte.

Ich habe hier Ihren Brief, theure Freundin, wiederholt. Eine Wiederholung, in der ich mich selbst wiederfand! —

XIV.

Harmonie des Anschauungsvermögens in der gleichen Ausbildung seiner Kräfte, und Heiterkeit der Gemüthsstimmung durch Ruhe, Einfachheit und Arbeitsamkeit sind die ersten Gesetze der sinnlichen Erziehung.

Wir haben bisher das kindliche Leben in seiner ersten geistigen Entwicklung betrachtet. Diese gesammte Ausbildung beginnt von dem Anschauungsvermögen. Das Anschauungsvermögen ist aber erstlich das unmittelbare sinnliche geistige Verhältniß des Menschen zur Natur, nach welchem er die Einwirkungen der Gegenstände aufnimmt und die Natur kennen lernt; zweitens die eigene anschauliche Thätigkeit des Kindes, die sich theils in seinen Spielen, theils in seiner sich später entwickelnden Liebe zur behülflichen Arbeitsamkeit, dann in dem ernsten Fleiße und Handeln nach Mitteln und Zwecken offenbaret. Ausbildung des Anschauungsvermögens in allen diesen Theilen und nach allen den Mitteln, welche die Natur an die Hand giebt, ist also das erste Gesetz der Erziehung. Daß das Anschauungsvermögen theils in Harmonie mit der äußeren Natur theils mit der eigenen gei-

stigen Bestimmung des Menschen gemäß wirke, ist also der Zweck, den diese Ausbildung des Anschauungsvermögens zu erreichen hat. Daher die einzelnen Regeln, die in dieser Rücksicht in den obigen Briefen gegeben worden sind. Der psychologische Charakter beginnt sich zunächst mit dem Anschauungsvermögen auszubilden. Er ist das dem Gemüthe angewöhnte Gefühl von den ersten Eindrücken der Gegenstände und der unmittelbaren Wahrnehmungen. Gewohnheit, Gefühl und Einbildungskraft zeichnen diesen Charakter. Sind die unmittelbarsten und liebevollsten Gegenstände des Kindes Vater und Mutter, die kindlichen Umgebungen des häuslichen Kreises: so muß wohl auch die häusliche Erziehung die zweckmäßigste des kindlichen Alters seyn. Das erste Gesetz, bei der An- oder Ausbildung des psychologischen Charakters ist Ruhe, Unschuld, fröhliche heitere Gemüthsstimmung. Was kann aber dieses mehr geben und mehr also auch dem Kinde angewöhnen, als das ruhige friedliche Leben des Kindes mit den Aeltern, wo es durch die unmittelbare Ansicht der Umgebungen zur Einheit der Anschauung, durch die Beschränkung und in sich Zurückgezogenheit des Lebens zum ruhigen in sich selbstständigen Gefühl und durch Arbeitsamkeit und Pflicht zur Heiterkeit erzogen wird. Dies sind denn, liebste Freundin, einige Resultate unserer

bisherigen Unterhaltungen. Wir haben die Betrachtungen des friedlichen kindlichen Lebens begonnen. Lassen Sie uns dieselben fortsetzen und billig gegen einander in dem Austausche, in dem Empfangen und Geben der Gedanken seyn! Die Erziehung ist ein endloses Feld der Beobachtungen. Nur durch Beobachtung und Psychologie kann es angebauet und nach und nach ausgemessen werden.

Das Gefühlsvermögen.

XV.

Fragmente kleinerer Briefe über die Entwicklung moralischer Gefühle.

Bald, liebe Freundin, erwacht der Mensch mit der Anschauungswelt auch zu der höheren Welt von Gefühlen und innren Beziehungen. Wie sollte der Mensch nicht auch bald eine innre geistige Beziehung zu den Gegenständen, die nicht blos mit Lauten und jenen stummen Farben ihn ansprechen, sondern in lebendiger Rede und Gestalt, mit Geist und Seele ihn empfangen und sein innres Wesen in Anspruch nehmen — nicht bald eine höhere Welt von Empfängnissen und Verhältnissen ahnden! Es mag seyn, daß der Mensch die ersten Augenblicke seines Lebens nur als anschauendes, sinnenbegabtes Wesen lebt, welches seine Ranken um die tausend und tausend sinnlichen Gegenstände schlingt oder sich wie das furchtsame Schaalgeschöpf mit seinen Fühlhörnern von ihnen abneigt. Lange kann

diese Zeit des Sinnenlebens nicht dauern. Denn sein Innres gestaltet sich unwiderstehlich heraus, die lebende Welt, die ihn in ihrem Schooß hält, entwickelt dieses innre geistige Selbst. Der Mensch ist ein moralisches Wesen — wie sollte er sich nicht auch bald als ein solches fühlen lernen!

Die moralischen Gefühle liegen freylich jetzt noch in den sinnlichen Trieben der Selbstliebe oder einer sinnlichen Sympathie gefangen. Das moralische Gefühl des Kindes kündiget sich durch Selbstliebe und mit einer sinnlichen Neigung zu verwandten Wesen — alle seine höheren Gefühle in der weichen Gestaltung einer nur für sich selbst besorgten Kindlichkeit an. Aber sie sind doch die ersten Zweige des moralischen Handelns, die Fruchtkeime der Vernunft. Lassen Sie sie uns entwickeln, lassen Sie uns diese höhere Entwicklung des menschlichen Seyns in dem Kindesalter betrachten!

Sehen wir dem Schauspiele eines handelnden und zum vollen Leben der Natur erwachenden Kindes zu: so können wir zweifeln, ob das Kind eher denke als empfinde. Seine Vorstellungen scheinen nur Gefühle und diese nur die unmittelbaren Erzeugnisse sinnlicher Einwirkung zu seyn. Das Kind scheint früher zum Gefühl als zur Vorstellung zu erwachen. Wenigstens ist, wie in dem

höhern Alter das Gefühl nur der Nachbothe oder der Abglanz des Gedankens ist, in diesem kindlichen Alter das Gefühl der Sonnenschein, der sich bei dem Aufgang um die Sonne lagert. Die Sonne scheint so klein und dieser Morgenglanz so weit verbreitet. Das Gefühl ist die Triebfeder und das Element des ersten kindlichen Seyns und Vorstellens. Ist die Vorstellung in diesem Alter nur der augenblickliche Erfolg von einem vorhergegangenen Eindruck, ohne Beziehung derselben auf eine Reihe von anderen: so ist auch nicht zu begreifen, wie hier ein Vorstellen ohne Gefühl seyn oder wie sich nicht endlich diese Vorstellung als einzelner, früher nicht beachteter Punkt aus der Gluth oder Flamme der unmittelbaren Gefühle hervorheben sollte. Denn wir müssen hier bemerken, daß wir nicht das Leben des längst erfahrnen und mit der Welt bekannten Menschen mit dem neugebornen Erdenbürger vergleichen dürfen. Dort hat der verallgemeinernde Verstand die einzelnen Bilder von den Gegenständen abgezogen vor dem Gegenstande ist, möchte man sagen, schon die Vorstellung da. Und ist auch hier jede Vorstellung, jeder Gedanke mit einem ihm entsprechenden Gefühle begleitet: so gehet dieses doch meistens vor dem verallgemeinerten und abgezogenen Bewußtseyn verloren. Wir entkleiden die Gegenstände von ihren Formen und leben fortan blos

mit jenem Wesen, das wir nun längst von ihnen in unserer Seele tragen und wahr oder falsch wieder auf die gesehenen und ungesehenen Gegenstände anwenden. Das Leben des Mannes ist das der Begriffe, das Leben des Kindes das des Gefühls.

Also auch die höhere Welt, welche bald mit jener Anschauungswelt in der kindlichen Seele erwacht, ist eine Welt der Gefühle, der Triebe, unmittelbar entweder selbst in ihm durch den menschlichen Unterricht erzeugt, oder auch durch die Verhältnisse der äußeren moralischen Welt in ihm ausgebildet. Denn wie der Mensch die Formen des Anschauens in sich trägt, er ist ein anschauendes Wesen, ohne sein Anschauen ist die Welt, ohne diese aber auch Er nichts: so liegen auch die ewigen Gesetze der höheren Welt, zu welcher der Mensch sich bilden soll, in ihm, und die Erfahrung, das Spiel der Sinne und die belebende Sprache der Natur entwickelt nur diese Gesetze des Anschauens und Denkens und Wollens nach dem ihr eigenthümlichen Wirken der Zeitlichkeit. Das Zeitlose wird in der Zeitlichkeit geboren, das Zeitlose gehet in vereinzelte Formen, Gefühle und Gedanken über. Wenn ich also, liebe Freundin, in diesen Briefen, deren Fortsetzung eine Verschuldung Ihrer Nachsicht gegen diese Mittheilungen ist,

nach dem Anschauungsvermögen des Menschen nun erst von dem moralischen Gefühle handle, ehe ich von dem Menschen als denkenden Wesen spreche: so theilen Sie dieses meiner Ueberzeugung zu, daß der Mensch eher empfindet als denket, oder daß wenigstens die Vorstellungen und Gedanken in diesem frühen so empfänglichen und reizbaren Alter nur unter der Hülle des Gefühls erscheinen.

Mit jedem Alter des Menschen entwickeln sich neue Beziehungen, neue Verhältnisse. Mit jedem Alter fängt, so zu sagen, eine eigenthümliche Sphäre des menschlichen Daseyns an. Sie wissen ja, wie wir zu dem Anblick, zu der Bewunderung der mit so vielen Reizen und Schönheiten geschmückten Natur erwachen! Es ist dieses die Blüthe des jugendlichen Alters. Früher regen und beleben sich in uns die moralischen Triebe unter den Formen der Sinnlichkeit, der furchtsamen Eigenliebe. Künftig erst heben sich diese Gefühle aus ihrer Umhüllung zu reinern moralischen Ansichten, zu Gefühlen und Ueberzeugungen der Vernunft hervor. In dem kindlichen Alter ist die Vernunft blos Herz — Herz theils blos sinnlicher theils moralischer Antrieb. In dem Kinde theilt sich das innre Leben noch zwischen den unmittelbaren Gefühlen des Körpers und den erwachenden der sinnlichen Liebe und Anhänglichkeit, oder einer gewissen moralischen Theil-

nahme an den innern Beziehungen der Gegenstände auf ein höheres Etwas, was noch in uns schlummert, das aber bald als Gefühl und Ueberzeugung der Vernunft sich reiner und lauter ankündigen wird.

Welches sind aber nun diese ersten kindlichen Aeußerungen des moralischen Gefühls?

XVI.

Sehen wir die Pflanze in ihrer Blüthe; so sehen wir sie in einer himmlischen Gestalt, sie scheint gleichsam als menschliche Gestalt geboren oder wie die alten Liebesdichter dichteten, der Mensch mitten in seinen Wünschen in diese sich weit ausbreiteten Blüthen und verhüllenden Knospen verwandelt worden zu seyn. Wir ahnden nicht, wir sehen nicht ihren allmächtigen Ursprung, wie sie aus der Erde hervorkommt und sich das Einzelne zum Ganzen entwickelt, wie die himmlische Gestalt aus der Erde aufersteht. So auch mit der Welt der moralischen Gefühle und Handlungen. Sie befruchten und beleben sich durch die Erde — die untern Zweige müssen erst tief in dem Schooße der Erde forttreiben, lange an dem Busen der Mutter liegen, ehe die höheren Blüthen den Seegen des Himmels empfangen können. Die kindlichen Gefühle des moralischen Seyns entstehen durch jene natürlichen Verhältnisse zwischen der Vater- und

Muttersorge und der kindlichen Pflege. Die erste Nahrung des Kindes ist gleichsam der erste Nahrungsstoff zur Belebung des Gefühls der Liebe, der Dankbarkeit und des Hinausblickens des Kindes mit lächelndem dankbaren Blicke. Das Kind hat so lange an der ernährenden Brust der Mutter gelegen — der Vater hat es so oft sorgend und liebend in seinen Armen gewiegt. Unbemerkt, unbewußt, in thierischer Vergessenheit verschwinden zwar diese ersten und unmittelbaren Ausdrücke der älterlichen Liebe für das Kind. Die Dankbarkeit des Kindes scheint nur von dem Augenblicke sich verpflichtet zu sehen, wo das Kind die Vater- und Muttersorge selbst fühlen und empfinden kann. Es ist der Augenblick, wo das Kind frei von dem Schooße der Mutter sich bewegt und nun die moralische Aufsicht und Ermahnung, Befehl, Einschränkung und Vergünstigung anheben. Mit der Freiheit des Lebens, des sich entwickelnden Bewußtseyns fängt nun die kindliche sich selbst bewußte und im Gefühl sich ankündigende Verpflichtung an, der moralische Instinkt der Liebe, des Wohlwollens, der innern Anhänglichkeit. Es ist dieses die Anhänglichkeit vom Herzen zum Herzen, die gefühlte Anhänglichkeit als schuldiger und sich doch selbst am meisten belohnender Tribut für alles, was die Aeltern thaten, stündlich noch thun, nnd künftig thun werden.

Also Wohlwollen, Liebe, kindliche und kindische Anhänglichkeit sind die ersten Entwicklungen des moralischen Gefühls, natürlich erzeugt durch die natürlichsten Verhältnisse. Die Natur hat dafür gesorgt, daß der höhere bessere Antheil in dem Menschen nicht unthätig und vergraben in sich schlummern solle. Sie läßt den Menschen hülflos — hülfloser als jedes Geschöpf geboren werden, damit die Dankbarkeit nicht ein freies, sondern schuldiges Geschenk des Menschen gegen den Menschen sey!

XVII.

Wie einfach sind nicht diese Triebe in ihrem Ursprung, in ihrer ersten Entwicklung! Das Kind lernt sich zuerst in der Beziehung zum Vater, zur Mutter kennen. So weit gehet und reicht also auch die kindliche Anhänglichkeit und Liebe. Nicht die Geburt giebt das Kind der Mutter, sondern die Pflege, die sich bemühende Wartung. Aeltern können also Kinder haben ohne Kinder, das Kind Mutter und Vater ohne Vater und Mutter. Sehet, reiche und vornehme Aeltern, den Lohn, den ihr von der Ersparung der natürlichen Mühseligkeiten, für die Entfremdung von den natürlichsten und heiligsten Pflichten — von euren Kindern zu ärndten

habt! Wärterinnen sind nun Mütter. Das, was der Vater und die Mutter mit Mühe, mit Sorgfalt, mit Aufopferung, mit jener durch Aufopferung verdienten Herrschaft zu gebiethen, zu herrschen und das Kind zu erziehen sich erworben haben, ist der belebende Keim in dem kindlichen Herzen zum Gehorsam, zu jener Liebe, mit welcher des Kind sich ewig den Aeltern verbunden fühlt. *)

Aber bald erweitert sich der Kreis. Das Kind lernt sich als Kind zum Kinde, als Glied des Familienlebens zu den andern Familiengliedern kennen. Die häusliche Oekonomie ist ja ein Hausbedarf von mehreren handelnden fremden und heimischen Personen. Das Leben des Kindes erweitert sich selbst. Seine Schritte wagen sich schon über die Altäre der treuen Laim hinaus, es lernt als Theil zu einem größern Ganzen sich kennen, es kommt in mehrere Berührungen durch mannigfal-

*) Bedauernswerthe Mutter, die du dein Kind nicht selbst mit deinen Brüsten nähren kannst! Aber ausgeartete Mutter, die du dich zu vornehm der Wartung und Pflege der nothwendigen Bedürfnisse deines Säuglings entziehest! Ist es denn nicht dein Kind? — vergiebst du nicht dein Mutterrecht, dein Kind für dich zur Dankbarkeit, für dich zur ewigen Liebe zu erziehen?

tigere Handlungen und Ereignisse. Auch ein allgemeiners Gefühl fängt an. Jene Liebe, jenes Wohlwollen, jene kindliche unschuldsvolle Anhänglichkeit umfaßt nun mehreres. Und so kündigen sich auch bald mehrere Regungen als Keime künftiger Tugenden und Pflichten an.

XVIII.

Das Kind kommt in Berührung mit Gespielen. Es ist ein Austausch von willkührlichen und unwillkührlichen Handlungen. Das Kind lernt sich als Kind nun an dem andern Kinde kennen. Alles was wir sind, müssen wir ja erst an dem andern erfahren. Die Tugenden und Fehler des andern sind der Spiegel der unsrigen. Der Mensch lernt sich erst als Ich durch die gegenüberstehenden Personen kennen. Das Kind klaget, schreiet auf. Nun erst bemerkt das Kind sein eigenes Daseyn, die eigene Art seines Seyns mit Ueberraschung und Verwunderung seiner selbst. Habt ihr den verwundernden Blick noch niemals wahrgenommen, wenn ihr zu einem Kinde sagtet: "so bist du auch." Das Kind will es nicht haben, daß es wie das andere klagende, schreiende Kind sey. Es lernt also vergleichen, moralische Beziehungen und Berührungspunkte kennen. Das Kind spielt mit dem andern.

Wille oder Eigensinn, kindliche Herschsucht streitet gegen Herschsucht. Jedes will es besser machen, besser wissen, jedes nach seiner Ordnung, nach seiner abgesehenen Weise es einrichten. So entstehet die Einschränkung und Erweiterung des gegenseitigen Gebietes und somit auch die Ausbildung zu jener Beschränkung und Erweiterung des geselligen Lebens durch moralische Beschränkung und Achtung. Das ältere Kind hat seine Herrschaft geltend gemacht, dem andern wehe gethan, ihm etwas genommen. Die weinende Stimme des andern thut ihm dieses Unrecht kund — es giebt nach, giebt das geraubte mit versöhnenden oder auch strafenden Blick zurück. Und der Grund zu jener Belebung des sympathetischen Gefühls an den Leiden des beigesellten Lebens ist nun gelegt. Oder die Aeltern sind die Schiedsrichter. Und das Kind erhält nun zum erstenmale ein Gefühl von dem Mein und Dein. Seine sinnlichen Kräfte, seine Neugier, seine kindische Habsucht muß sich einschränken unter der Pflege des höhern Gefühls von Recht und Unrecht.

Der Knabe eilt hinaus zu seinen freien muthigen Gespielen. Muth übt sich in freier selbstgewählter Beschäftigung. Wille bekräftiget, ermuthiget den Willen. Kräfte reiben sich an den andern und bilden sich dadurch aus. Der Kampf des Knaben mit dem andern ist oft ein böser —

und doch meistens so unterrichtender Streit von Schmach und Schande, vom Bösen und Guten. Es entwickeln sich hier oft aus den rohen Naturkräften, aus den kindischen Spielen die ersten Keime der moralischen Gefühle. An dem Kleinen läßt sich das Große kennen. Nur aus Kleinigkeiten heben sich die großen allgewaltigen Begebenheiten hervor. Das erste Völkerrecht war ja ein Recht des Stärkern. Es war die Uebung — die Wiege des moralischen Rechts.

Es mag dieses ein Beispiel seyn, — damit wir nicht in diesen Kleinigkeiten fortfahren und dasjenige weitläuftig erinnern, was ein jeder schon selbst aus seinen Kinderjahren weiß — wie das moralische Gefühl auf die natürlichste und ursprünglichste Weise durch die unmittelbaren Gegenstände, mit welchen uns die Natur in Berührung setzt, belebt und entwickelt wird, wie sich dieses Gefühl im Verhältniß zu dem sinnlich erweiterten Leben erweitert und seinen Kreis nun weiter ausdehnt — kurz wie der Mensch erst moralisches Wesen wird oder als solches sich kennen lernt, wenn er die äußere Natur und seine Beziehungen zu derselben durch die mannigfaltigsten Belehrungen, die diese ihm giebt, kennen lernt. Der Mensch ist ein moralisches Wesen; aber nur in Beziehung seiner Kenntniß zur Natur kann er sich als moralisches Wesen bewußt werden!

XIX.

Das moralische Gefühl des kindlichen Alters ist der Inbegrif von den gefühlten und erkannten Beziehungen der Natur auf unser ursprüngliches Selbst nach einem allgemeinen Gefühl, das der Mensch auch schon in seiner Kindheit von Recht und Unrecht hat. Lassen Sie uns dieses nicht verkennen! Das allgemeine moralische Gefühl, sagen wir, ist da; aber seine Anwendung noch nicht. Diese muß uns durch die Natur, durch Erfahrung, durch Unterricht und Lehre, — durch die Welt selbst bekannt werden. Beruhet nicht darauf auch der Reiz der Unschuld, mit welchem wir das kindliche Leben umgeben sehen? Das Kind weiß nichts von Fehlern und Vergehungen. Wenn es diese verschuldet, sind es unbekannte Anwendungen seines natürlichen noch nicht getheilten Gefühls auf die mannigfaltigen Erscheinungen des Lebens, auf die mannigfaltigen Umgebungen, die so oder anders genommen, so oder anders geschätzt werden können. Wie kann das Kind anders zu dieser Kenntniß kommen, als durch Erfahrung, daß es die Gegenstände, die Theilungen derselben, also auch die mannigfaltig verschiedene Anwendung des allgemeinen Gefühls von Recht und Unrecht kennen lernt. Das Kind lebt in Unschuld, das heißt, es behandelt alles nach einem gleichen

Gefühl, nach einem gleichen Maaßstabe. Habt ihr nicht dem Kinde gesagt, daß es dieses oder jenes, was ihm an dem Fremden auffalle, nicht auch sogleich sagen dürfe, — hat das Kind nicht die Erfahrung gemacht, daß ihm manches wider seinen Willen von seinen Gespielen auf einige Augenblicke zu ihrem eigenen Genuß genommen wurde — so wird es gleich wahr und offen, ohne daß es diese Tugenden selbst kennt, — gleich zutrauungsvoll, wie der redliche Naturmensch, der seinen offenen Platz nicht vor dem andern verschließt, weil er den Namen Diebstahl nicht kennt, denn alles ist sein, — gegen alle seyn. Es ist unschuldig in seiner Unschuld selbst, indem es weder Laster noch Tugend kennt, sondern in einem gleichen noch nie gebrochenen Frieden mit der Natur lebt. Nichts hat ihm noch widerstanden. Tugend und Fehler ist nur die Rüstung zu einem offenen Kriegsschauplatz.

Der Insulaner — er lebte als ein Robinsonscher Crusoe auf einer Insel — wird verschlagen, er landet an einer andern Insel, sie ist bevölkert. Dort war alles sein. Er war allein, er gehörte sich selbst an. Die größte Allgenügsamkeit und die größte Dürftigkeit! Hier hört er von Moral sprechen. Ist es nicht die abstrahirende Kenntniß des Ich und Du, das Ich zu dem belebten, — unbelebten Du, zum Thier, zur Pflanze,

zu den andern Insulanern, zu seinem Besitzthume, zu dem eingezäunten oder mit Pflug und Egge bearbeiteten Feldern! Der Mensch kommt aus dem Nichts in ein Alles — in ein vertheiltes Alles. Die Natur weißt ihm diese Theilungen an. Jener Insulaner bringt seinen moralischen Instinkt mit. Aber wie dieser zu üben, anzuwenden ist auf den mannigfaltigen Besitz der Wahrheit, des Eigenthums, des Lebens, — das ist ja die Frucht einer langen Schule der Erfahrung. Die Moral ist ewig — sie ist das Werk der ewigen Vernunft, und doch kann sie sich nur zeitlich entwickeln. Sie ist das zeitliche geformte Werk des Insulaners zu den andern Insulanern, — zu der jetzigen Welt, wie sie eben gestaltet, was ihm da für Geister, für Geistesverwandte oder eine andere todte und lebende Natur ihn anspricht. Würden wir nicht eine andere Moral haben, wenn wir Mondbergsbewohner wären! Freilich wohl das ewige Recht, die ewige Freiheit! Aber andere Pflichten, andere Rechte. Die materiellen Pflichten und Rechte sind die zeitlichen von der Natur nach ihren Beziehungen erkannten Verhältnisse des Wesens zum Wesen, untergeordnet einem allgemeinen Vernunftideal. Die allgemeine Norm haben wir wohl, die Gestirne und wandelnden Sonnen zu messen. Aber wo diese Sonnen sind, müssen wir doch erst entdecken, doch erst von Sinn zum Sinne auffinden.

Die Moral des Kindes ist also die abstrahirte innre Beziehung seines Selbst zu den ihn umgebenden Gegenständen. Wie könnten wir über die Frage streiten, ob der Mensch von Natur böse oder gut sey! Der Mensch kommt mit allen möglichen guten Anlagen auf die Welt. Wie er ist und seyn wird, dazu bestimmt ihn die umgebende Welt. Der Mensch stehet in einem sympathetischen Gefühl mit der ganzen Natur. Wie aber diese Sympathie gepflegt, genährt und erzogen wird: darauf kommt es in der moralischen Erziehung des kleinen Menschen an. Die meisten Fehler entwickeln sich erstlich durch dasselbe als sinnenverwandtes Wesen, zweitens durch seine Umgebungen mit der Sinnenwelt, und drittens durch Wort und Lehre, durch den Umgang mit den Menschen. Die meisten oder alle Fehler des Kindes sind Erzeugnisse psychologischer Fehlgriffe und psychologischer falscher Deutungen.

XX.

Wie können wir doch über so viele Fehler des kindlichen Alters klagen! Hat denn nicht jedes Alter seine Sinnenverwandten Seiten zur Aussenwelt! Das in seinem Wesen so empfängliche, blos für die Außenwelt, für jeden Augenblick lebende Kind sollte Einheit, Festigkeit des Charakters —

keinen Hang zur Sinnlichkeit, zu seinem sinnlichen ihm angebornen Leben, zur Veränderlichkeit, zum Leichtsinn haben? Und doch sind dieses nicht die meisten Fehler, die von Aeltern, Pflegeaeltern — Erziehern angeklagt werden? Was ist denn der natürliche Eigensinn oder Eigenwille des Kindes, als der augenblickliche starke Hang, dem Sinnenreitze zu folgen! Kann sich das unerfahrne, noch nicht an Grundsätze gewohnte Kind eine andere Regel seines Lebens denken, als die des unmittelbaren Handelns nach unmittelbaren Eindrücken? Es sind Eigenheiten der Natur, nicht Fehler, nicht moralische Vergehungen. Der aus der Erde entsprossene Keim, das zarte Gewächs der Pflanze weicht auch der zarten Frühlingsluft. Der stärkere Stamm wandelt kein Blatt. Wie wenn der ältere Stamm zu der kleinen neben ihm ausgesprossenen Blüthe sagte: "siehe, wie stark ich bin, mich kann kein Frühlingswehen bewegen!"

Das Kind tritt bald aus seinem engen Cirkel heraus. Das Leben beginnt mit der allgemeinen Sinnenwelt. Zu dieser Sinnenwelt gehört auch die lebende. Und wenn nun diese Sinnenwelt ein Inbegriff von unfreundlichen Begegnissen ist: wie sollte sich nicht auch das weniger freundliche in dem kindlichen Gemüth aus der unfreundlichen Gegenwelt entwickeln. Grundsätze begegnen den au-

genblicklichen Rührungen des sinnlichen Gemüths. Je mehr jene sich entgegensetzen; desto mehr behaupten sich diese in ihren Empfängnissen. Daher oft der angebildete Eigensinn des Kindes, — der Trotz des Knaben, das empfindliche Entgegenstreben des Mädchens. Die äußere Sinnenwelt belehrt den Menschen nur zu bald, wie er durch angenommenes Nachgeben oder offenbare Entgegensetzung sich als Person, als individuelles Wesen behaupten könne. Und wollten wir denn dem Kinde das Recht, die Kräfte der sinnlichen Narur nehmen, seinen Standpunkt in der Sinnenwelt zu behaupten!

Die meisten sogenannten Fehler des Kindes sind ferner, sagten wir, psychologische Misdeutungen der kindlichen Natur in ihrem noch unbekannten Verhältnisse mit der Sinnenwelt oder selbst angebildete Fehler durch misverstandene Behandlung. Hierüber weiter!

XXI.

Das innre Verhältniß des Menschen zur Außenwelt läßt sich eintheilen erstlich in das zu der moralischen Welt — zur Wahrheit; zweitens in das zu dem Besitz oder Eigenthum; und drittens in das der geselligen Gesinnung zu der uns umgebenden

Natur. Muß denn das Kind nicht diese Verhältnisse erst kennen, ehe es sich in Beziehung zu denselben denken oder sein Gemüth in einen höhern Einklang mit den Anforderungen des höchsten Gesetzes der Tugend, des höchsten Gesetzes der bürgerlichen Gesellschaft und den Gesetzen der empfindenden Natur überhaupt bringen kann? Das Kind kommt auf die Welt, alles ist sein Eigenthum. Denn wie sollte es von den willkührlichen Eintheilungen der Erde nach Besitz und Recht etwas wissen! Was es mit seinen Kräften in Besitz nehmen kann, ist auch das seinige, und was es mit diesen sinnlichen Kräften entläßt, ist nun auch das eines Fremden, nicht mehr, nur dann erst, wenn es wieder nach demselben verlangt, das seine. Die Neugier, der Sinnenreitz ist hier das Princip des Verlangens und des gegründeten Besitzes. Hat denn nicht auch ein Theil der Naturrechtslehrer von diesem natürlichen Triebe der menschlichen Natur die Pflichten und Gewohnheiten der bürgerlichen Pflege abgeleitet? Es stehet ihm der moralische Rechtsgrund entgegen. Jener hat aber gewiß die Natur, die psychologische Wahrheit für sich. Die Vernunft kann sich nur an den natürlichen Entwicklungen des mit Sinnen begabten Menschen entwickeln. Das Kind glaubt sich also im Besitze alles dessen, was es siehet und wonach es verlangt. Ist dieses nun wohl eine

Erscheinung der bösen moralischen Natur oder der sinnlichen, die sich noch nicht zu den mannigfaltigen Vertheilungen der Erde, noch nicht in dem geselligen bürgerlichen Verhältnissen des Menschen zum Menschen kennt — nur sich fühlt, noch nicht das gleichgestimmte Wesen des andern. Ist dieses eine Erscheinung der feindlichen Natur, wenn wir in Reisebeschreibungen lesen, daß die Wilden — Diebe gegen die gelandeten Europäer sind. Sie verlangen nicht nach dem, was sie selbst in ihren Meeren, in ihren Wildnissen haben, aber nach den fremden Sachen, die ihre Sinne noch nicht sahen, die ihren Sinn, ihr kindliches Gemüth reitzen. Sehet diese List, wie die Wilden dies fremde Eigenthum entreißen, welche Verschlagenheit und welche Furchtsamkeit zugleich! Ist denn aber diese Furcht nicht ein Erzeugniß vor den bösen angelandeten Menschen, die auf einen Raub von wenigen Glaskorallen Feuer geben, und jener verübte Diebstahl der natürliche Erfolg des unwissenden Menschen, alles für sein zu halten, was es bekommen kann? Ist jene Furchtsamkeit, jene Heimlichkeit des Raubes mehr ein Gefühl des gethanen und auszuübenden Unrechts, als der sinnlichen schwachen Natur, nicht gleich starke Kräfte dem möglichen Widerstande entgegensetzen zu können? Die Europäer haben davon in ihren Lehrbüchern die moralische Kenntniß des

Menschen oder vielmehr seiner verderbten Natur abgeleitet. Aber sie haben hier die kindliche Natur nach ihrem eigenen bösen Willen beurtheilt. Der Raub des kindlichen unkultivirten Volks ist nicht der des gebildeten, welches die Pflichten der bürgerlichen Gesellschaft und das moralische Verhältniß des Menschen zur Erde, zum vertheilten Besitz oder Eigenthum kennt.

Der Naturmensch ist so kindlich aufrichtig, unbefangen sich hingebend wie das Kind. Aber warum doch das so gewöhnliche und so frühe sich erzeugende lügenhafte Wesen des Kindes! Ist dieses nicht eine allgemeine Klage, ein allgemeines Ziel der Erziehung, das Kind an Wahrheit, zur Treue an dieses höchste Gesetz der Vernunft gewöhnen zu müssen? Ist aber diese Untreue an der Wahrheit nicht vielmehr ein Erzeugniß der erfahrnen Schuld als der handelnden Unschuld? Das Kind hat seinen Fehler eingestanden. Misbilligung, Strafe ist der Lohn der Aufrichtigkeit. "Hast du das gethan"? wird mit drohender, strafender Stimme gefragt, ehe noch das Kind weiß, daß es etwas böses gethan hat. Das Kind schweigt. Es ist das Geständniß seiner Handlung, — es ist die durch Schweigen sich verkündende Wahrheit. Durch ein Ja, welches dem Kinde durch Drohung ausgepreßt wird, lernt es nun erst die mögliche Verneinung

durch ein Nein kennen. Der misbilligende Ton, die Strafe preßt es aus und räth es dem Kinde an, die Wahrheit hinter der Unwahrheit zu verbergen. Die Schuld und unzeitig behandelte Schuld erzeugt die aus Noth handelnde Schuld. Die Lüge des Kindes ist mehr eine Nothwehr, eine ausgepreßte Verneinung vor der zu fürchtenden Strafe, vor der Misbilligung seines Wohlthäters, den es so ungern beleidiget und unfreundlich siehet und von dem es doch nicht absiehet, wie er sich beleidigt erzürnt, fühlen könne, eine mögliche Beschwichtigung seines Unwillens durch Verschweigung des Fehlers, als eine offene beabsichtigte Untreue an der Wahrheit. Sehet ihr denn auch nicht, wie das Kind, so unzeitig durch Wahrheit oder durch Strenge zur Wahrheit behandelt, sich immer in einem solchen Nothstande der Ausrede und gleichsam Bitte durch Beschönigung befindet? Hat es denn das Kind aus Schuld oder aus Versehen — mit Wissen oder der angebornen Unwissenheit, aus Lust seiner kindlichen Neugier, seiner ungeübten Kräfte gethan. Sehet wie das Kind erschrickt, wenn ihr sagt, daß es etwas böses gethan habe. Es ist nicht die Furcht vor dem Unrecht, sondern das Erstaünen, die Entfremdung, daß es etwas böses gethan haben solle. Wie kann denn das natürliche, das so nothwendige und zufällige kindliche ungeübte Handeln an den äußern unwillfährigen Dingen etwas böses seyn!

Muß dieses das Kind nicht erst durch die Schule der Erfahrung, einer immer längern Belehrung und Verwunderung über die festgesetzten Ordnungen der Dinge kennen lernen! Die so oft von den Erziehern angeklagte Lügenhaftigkeit des Kindes ist meistentheils ein Erzeugniß ihrer eigenen misverstandenen Erziehung — das Kind, wie den keine Gefahr ahnenden Wanderer, durch ein Eindringen und immer Eindringen des Rechts oder Unrechts in den ihm gebührenden Stand der Nothwehr zu setzen. Für das Kind ist die Sache des Rechts und Unrechts gleich. Kündiget sich ihm das Recht stürmisch an; so kann sich auch die schwache Seele nicht anders als durch Schwäche, durch Zurückziehen vor der Unbefangenheit und Offenheit schützen.

Das Kind behandelt seine Umgebungen so oft mit Tyrannei, mit so vielen Eigenwillen ohne Unterschied auf Lust und Unlust, die neben ihm oder unter ihm lebende Thierwelt mit so vieler anscheinender Entfremdung alles menschlichen, theilnehmenden Gefühls. Welche Freude da, wenn es das Thier nach seinem Gefallen behandeln kann! — Ist dieses nicht ein Zeichen der moralischen bösen Natur, die erzogen, durch Vernunft und Moral gebessert werden muß! — Aber kennt denn das Kind das Leiden seines Mitgeschöpfs? kaum hat

es ja noch ein Gefühl von sich selbst. Schmerzen vergessen sich so leicht. Die kindliche Laune und Freude äußert sich so laut, so unaufhaltbar ohne Reflexion auf das Gefühl eines andern. Sehet, wie das Kind staunt, wenn das andere Kind, dem es etwas genommen hat, aufschreit. Weiß das Kind nicht, daß es dem Thiere durch seine Behandlung, durch den ungehaltenen Ausdruck seiner kindlichen ungebildeten Lust Freude macht: so weiß es wenigstens nicht, daß es ihm Leiden, Gefühl des Schmerzes verursacht. Sagt ihr dem Kinde — "das Thier fühlt, leidet, es schmerzt ihm". Das Kind hat noch keinen Gedanken, keinen Begrif von dem Gefühle. Nur was Gefühl ist, fühlt es selbst. Es ist ihm ein unbekanntes Wort. Nur dann wenn wir fühlen und zwar mit dem Bewußtseyn des Gedankens auf dem Gefühl haften, fühlen wir, was Gefühl ist. Und wenn für den erwachsenen Menschen Gefühl in Worten nur eine Mahnung an längst vergessene und kaum durch die Erinnerung zu vergegenwärtigende Dinge ist: wie soll das Kind durch das Wort Gefühl wissen, daß es dem Thiere, dem es so kindlich grausam mitspielt, wehe thut! Das Gefühl des Schmerzes läßt weniger eine deutliche Reflexion der Seele, eine deutliche Unterscheidung des Ich von dem, was da leidet, zu, als der Zustand der Freude, des Entzückens, der Begeisterung. Der Mensch wiederholt so gern diese Ent-

zuckungen, und dann siehet er gleichsam die Noten von dem Gesange. Der Schmerz ist mit jedem Schmerz vorüber. Eine deutliche Erinnerung, eine deutliche Vorstellung während desselben scheint nicht statt zu finden. Wie soll oder kann also wohl das Kind an seinem eigenen Schmerze, den es erlitt und der doch jetzt wie der Tropfe Wassers weit in den Ocean hinein geschwollen ist, den Schmerz des misgehandelten Thieres messen. Die spielenden üppigen Naturkräfte des Kindes äußern sich so gern an den kleinen ihnen angemessenen Gegenständen. Vor großen Gegenständen fliehet es, es wehrt den großen fremden Hund, bis es nähere Bekanntschaft mit ihm gemacht, — aber die kleine spielende Natur in den Lüften, in den Sommer-Abenden, die kleine leidende Thierwelt ist der Gegenstand seiner Freude. Es ist das Spiel der sinnlichen Lust, die sich noch nicht zu mäßigen, noch nicht Maaß mit Maaß zu vergleichen weiß.

So haben wir also einen Versuch der Auflösung der mannigfaltigen unfreundlichen Erscheinungen, die uns von dem Kindesalter entgegenkommen und die uns leicht zu unbilligen und übereilten Urtheilen über das Wesen der menschlichen Natur, über seine moralische Verderbniß verleiten können. Eine Apologie, die nicht diese Fehler beschönigen oder sie unter dem Schutz der Moral vertheidigen, son-

dern sie theils richtig zu beurtheilen, theils auf eine psychologische Weise zu verhüthen und zu heilen dienen soll!

XXII.

Ist der Mensch nicht auch als moralisches Wesen in seiner Entwicklung und Ausbreitung seiner Natur eben so an Naturbedingungen, an Erfahrung gebunden, wie der Mensch in der Entwicklung seiner sinnlichen Kräfte? Als moralisches Wesen stehet er freilich in einer freien Welt. Aber soll sich diese moralische Natur nicht unter dem menschlichen Antheil in Handlungen, und in den Handlungen an der so verschieden getheilten, in ihrem Leben so verschiedenen von niedern zu höhern Geschöpfen gesteigerten Sinnenwelt darstellen? Wir, die wir nach mehreren Jahrtausenden der Welt leben, beurtheilen die moralische Natur nach dieser so viele Jahrtausende erlebten, durchgegangenen Lehre, nach unsern festen und bestimmten Systemen und bedenken nicht, daß sich in denselben nur die Vernunft, nicht die Menschheit offenbaret, — daß die Vernunft zwar in ihrem freien überschwenglichen Reiche mit einem Blitzstrahl gleichsam diese Gesetze der Freiheit verkündiget, aber die Menschheit viele Jahrtausende brauchte, um von ihrem natürlichen Standpunkte der Sinnlichkeit und kindlichen Willkühr

sich zu der moralischen Herrschaft zu erheben, die wir nun in jenen Gesetzen und Geboten, als wären sie ewig so da gewesen, auseinandersetzen.

Der Mensch ist in dem Anfange seines Daseyns mit allen seinen möglichen Tugenden und Lastern eins, das heißt, keins von beyden ist noch in ihm entwickelt, der Keim des einen ist der Keim des andern. Nur mit der fortschreitenden Entwicklung treten die Blüthenzweige der Tugend von den üppig rankenden, unfruchtbaren Zweigen, die sich da als Dornen ansetzen, wo ein günstiges Erdreich sie nicht besser entwickelte, auseinander. Mögen die Moralisten noch so viel von angebornen Tugenden und Lastern sagen, der Psycholog kennt sie nicht, — kennt nicht diese von Ewigkeit her angestammte Entzweiung des Guten und Bösen. Das Böse ist ihm das Werk der Zeit, das Erzeugniß der weniger freundlich entwickelten Natur, ein theils nothwendiges theils zufälliges Erzeugniß des Sinnenlebens mit den Sinnen, mit dem Widerstand der äußern blinden oder auch nach Einheit und Zwecken handelnden Naturkräfte. Wenn der Moralist Gründe hat, ein Urböses in dem Menschen anzunehmen: so findet der Psycholog in seiner Wissenschaft Rechtfertigung und Begünstigung genug, dieses mit der Zeit angebildetes und durch Gewohnheit entstandenes Böses

zu behaupten, um für sich und seine Wissenschaft, die in der Erziehung des Menschengeschlechts ihren höchsten Zweck findet, ein endloses Feld zu bereiten, den Menschen zu bessern und ihn so zu erziehen, wie es dem unendlichen Entwicklungssysteme gemäß ist. Der Moralist, der die Tugenden und Laster in zwei die getrennten und gegenübergestellten Tafeln auseinander setzt, die Moralphilosophie, die die letzten Erläuterungspunkte des Guten und Bösen in ihren Extremen, also gleichsam das reine vollendete Laster und die reine vollendete Tugend betrachtet, stellt nun auch diese Tafeln als zwei einander entgegengesetzte Principien und jene Extreme des bösen nnd guten in den Menschen hin, und vermeint, daß es eine von Ewigkeit her getheilte Welt des Guten und Bösen gebe, und fragt nun zugleich auf ihrem erhabenen über alle menschliche Betrachtung erhobenen Standpunkte nach weiter nichts, als wie dieses Princip des Bösen in den Menschen gekommen, wo und wie diese Extreme des Lasters sich zu diesen Ungeheuern, die wie in Miltons Paradies der gefallene Engel viele Meilen weit über die Erde ausgebreitet liegt, in der Welthistorie vor oder nach der Erschaffung der Dinge sich entwickelt und verbreiter habe. Der Psycholog findet die Geschichte der Vernunft, die Entwicklung des Menschengeschlechts in dem einzelnen Menschen — die großen Kontraste, die widerstreiten-

den Principe zwischen dem Guten und Bösen in der unentwickelten, noch ungetheilten Anlage des Menschen, deren glückliche Ausbildung zur Tugend, deren weniger begünstigte Entwicklung zum Bösen ausschlägt.

Sollte diese psychologische Annahme auch nicht hinreichend seyn, die allgemeinen Erscheinungen, gleichsam die praeadamitische Entstehung des Bösen zu erklären: so ergiebt sich, daß der Psycholog seiner Wissenschaft getreu nur die Historie des Menschen, nicht aber die Erscheinung dieser Historie zu erklären wagt. Der Psycholog, der auf das Unendliche in seiner Wissenschaft ausgehet, glaubt, daß der Mensch zu allen Guten gebildet werden könne; der Philosoph, der auf die Erklärung der unendlichen Erscheinung ausgehet, setzt es in ein unendliches Princip, in den menschlichen unendlichen Willen selbst.

Welcher Erzieher wollte denn aber auch wagen, seinen Zögling gleichsam durch Nothwendigkeit zum Bösen bestimmt anzunehmen! Eine zwar sehr bequeme aber nicht zureichende Entschuldigung seiner Mühe und Erziehung! Hättet ihr dieses ungeartete, ausgeartete Kind anders erziehen lassen! würde nicht eine andere Erziehung, eine freundlichere oder ernstere Zusprache, eine richtigere

Beurtheilung und gleichsam Handhabung seiner kindlichen Natur ihn anders und besser gebildet haben? Sehet nur der Entwicklung des menschlichen Herzens zu! Wie zart, wie in sich gekehrt, wie von dem kleinsten Strahle des Sonnenscheins ist nicht diese Ausbildung, dieser erste Ansatz gleichsam zur Entwicklung des moralischen Menschen abhängig. Seine reinsten Triebe erscheinen hier noch wie Fruchtkeime unter der Bedeckung der äußeren Schaalen, unter den Trieben der sinnlichen Natur — der sinnlich kindlichen Anhänglichkeit, der sinnlich eigennützigen Dankbarkeit, des sinnlichen augenblicklichen Wohlwollens. Diese Triebe sind in ihrer Entwicklung noch in sich gekehrt. Wie lange liegt nicht der Keim unter der Erde — in der Hülle, ehe er hervorbricht und eine weitere Lebensluft suchet! Jene kindlichen Triebe sind nur auf Aeltern, Verwandten, die nächsten nnd unmittelbar gegenwärtigen Umgebungen, die den Sinn des Kindes ansprechen, gerichtet. Das Kind scheint ein angebornes physiognomisches richtiges oder unrichtiges Gefühl zu haben, wer oder was ihm wehthun könne. Es ist der erste instinktartige Herzensschlag der allgemeinern und reinern Freundschaft. So breitet sich der erste moralische Keim in dem Herzen des Kindes nach und nach aus, — faßt weiter, erhebt sich weiter — und sollte nun nicht bei dieser so naturgemäßen Ent-

wicklung viel darauf ankommen, welche Welt das Kind umgiebt, in welchen Umgebungen es empfangen und geboren wird? Nehmt das eine Kind von seiner unfreundlichen, vernachlässigten oder gar verwahrlosenden Erziehung, gebt es einer freundlichern Pflege hin. Sollte es nun nicht andern werden, als es dort werden würde! Tauscht die Welt und die Individuen ein, gebt jedem eine andere Erziehung, und berechnet, was für eine unendliche Zahl dann von andern Fehlern und Tugenden zum Vorschein kommen würde.

Verzeihen Sie, Freundin, diese Hypothese. Sie ist auf die unendliche Vervollkommnung der menschlichen Natur gegründet. Würden wir wissen oder glauben, daß alles auf der Erziehung beruhe, um den Menschen gut zu machen, wer wollte dann nicht diese Hypothese zum besten der sorgsamsten kindlichen Pflege, der gewissenhaftesten Bildung und Obhut der kindlichen moralischen Entwicklung gelten lassen!

XXIII.

Die kindliche moralische Natur.

Nach diesen kleinen Fragmenten von Briefen, in denen ich mich mehr selbst habe berathen, als

Ihnen meine Berathungen mittheilen wollen, lassen Sie uns, Freundin, — mit einem nachsichtsvollen Blicke, den Sie auf diese Fragmente oder Selbstberathungen werfen, wieder eine allgemeinere Ansicht zu gewinnen suchen, um zu sehen, theils, wie sich die moralische Welt bildet, und theils die eigenthümlichen Fehler des kindlichen Alters beurtheilt werden müssen. Denn es bedarf wohl keiner vorläufigen Erinnerung, daß der ausgebildete Wille einen andern und höhern Gerichtsstuhl seiner Rechtfertigung und Lossprechung, als der kindliche Sinn hat, der noch auf die unmittelbarste Gemeinschaft mit der Außenwelt, mit der er durch die innigsten und zartesten Bande, wie der Keim mit seiner Hülle verwebt ist, gerichtet ist.

Der Mensch soll sich seine moralische Welt selbst bilden. Dies ist sein großer Beruf und dadurch unterscheidet er sich von sich selbst als anschauendem und Erkenntnißwesen. Hier ist er sinnliches Naturwesen, er ist an die Gesetze einer in sich selbst gebundenen Welt gefesselt. Er kann sich die Gesetze des Anschauens nicht selbst geben, sondern wie sie sind, muß er nach ihnen anschauen und empfangen. Er kann nicht sagen "so will ich seyn und nicht seyn". Mit der Geburt ist auch der Wirkungskreis seines sinnlichen Daseyns bestimmt. Selbst die psychologische Entwicklung dieser an-

schaulichen und anschauenden Welt geschiehet nach nothwendigen Gesetzen entweder der Sinnorgane oder der innern Abstraktion. Was der Mensch als denkendes oder erkennendes Wesen ist, auch da ist er in der Größe und Kleinheit, in dem Reichthum und der Dürftigkeit seines Wissens theils an unabänderliche Bedingungen einer innern Nothwendigkeit, theils an die äußere Natur, unter deren Begünstigung und Anschauung er nur allein Erkenntniß einsammeln kann, gebunden. Es sind dieses die ewigen Bande des menschlichen Daseyns, die ewigen Grundsteine, über welche er bei allem Streben und der Kühnheit seines Geistes nicht hinaus kann!

Aber es offenbart sich in dem Menschen auch ein Wille, ein hehrer heiliger Wille, sich frei zu machen in dem Handeln von diesen bedingten Gründen, von diesen Gesetzen der sinnlichen Anschauung, wo immer nur ein Du zu dem andern spricht. Er erhebt sich durch sein Wollen zu der allgemeinen Geisterwelt, und dieser freie starke Wille bestehet darinnen, daß er sich bestimmt, nach einem Motiv, nach einem Gesetz zu handeln, welches über alle Gründe der Sinnen- und Erkenntnißwelt hinausliegt.

Wie erhaben die Bestimmung des Menschen in diesem unsichtbaren, unerforschlichen Reiche

seines Wesens, wie wichtig und selbstständig! Aber eben dadurch beurkundet sich nun dieser Wille, daß er sich selbst bilde, sich selbst durch Freiheit zur Freiheit erhebe — sich selbst erst die Welt, in der er wirken und handeln will, errichten soll. Diese Welt ist die vorliegende Welt unsers sinnlichen Seyns und die, in welchen wir einen unsichtbaren, allmächtigen und über alles heiligen Weltschöpfer, Regierer aller Dinge ahnden. Dies ist der kleine aber auch unendliche Wirkungskreis unsers Willens — unendlich, indem der Wille in sich selbst, in seinem Entschließen und seiner Kraft von einem unbeschränkten Umkreis ist und sich in jeder guten That das vollgültige unendliche Gesetz der erhabenen Willensbestimmung ankündiget, indem wir mit diesem Willen selbst eine ganze unendliche Geisterwelt umschließen, — so klein freilich aber auch — in jeder That nur klein gegen die unendliche Aufgabe der Vernunft, alles was wir wollen, auch in Werkthätigkeit zu setzen und jeder unendlichen Handlung des Willens auch eine sinnliche anschauliche That zu geben.

So kommt der Mensch ausgestattet mit einem Willen auf die Welt, aber auch dieser Wille muß sich durch viele Abstufungen der endlichen Natur entwickeln. Ist der Mensch denn nicht immer ein endliches Wesen, nicht an die Wirksamkeit der endlichen Natur gebunden, nicht stehend und

waltend unter den Einflüssen der empfänglichen und nur in einer Reihe von Jahren sich ausbildenden Sinnlichkeit? Der Mensch ist erst anschauendes Wesen. Wenige Jahre zwar — aber doch viele für die Vernunft und für das thatenreiche Daseyn, für den Willen verstreut, ohne Vernunft und Willen! Der Mensch ist ein fühlend empfindendes Wesen. So stehet das Gebot unter der Einrede der kindlichen Eigenliebe, des kindlichen schwachen Gemüths. Nur wenn sich erst Vorstellung, Gedanke, Grundsatz von diesen Gefühlen ablösen, kann der Mensch mit Bewußtseyn diesen seinen Willen denken und ihn mit klarem Bewußtseyn geltend machen. Also der Wille tritt zuerst als moralisches Gefühl, als moralische Triebfeder auf.

Aber auch die Sinnenwelt ist dem jungen Erdenbürger unbekannt in der er wirken und leben, und seine inwohnende moralische Weltordnung ausbreiten soll. Muß er denn nicht erst sein Wesen zu dem Wesen der Natur, sich als Individuum zu den vielgestalteten, vielgearteten Individuen der Natur kennen lernen, ehe er nach den daraus mannigfaltig sich ergebenden Beziehungen mit dem höchsten Wesen, mit dem Menschen, mit dem Thiere, gegen die ganze todte und träge Natur, die er höhern Gesetzen unterordnen soll, moralisch und

willensfrei handeln kann! Würde der Mensch mit einmal, wie wir oben sagten, in einen andern Stern versetzt und nähme die ganze reine Anschauung von seinem Willen mit sich: so würde sich auch da nur dieser reine Wille nach den mannigfaltigen Beziehungen, die ihm da begegneten, aussprechen lernen. Die Sprache des Willens, obschon sein Gesetz Eins ist, ist verschieden nach den Tönen und Lauten, nach den Worten der Natur.

Hierin liegt also das Gesetz des menschlichen moralischen Handelns, der Selbstbildung und Selbsterziehung, daß der Mensch erstlich von dem Instinkt des moralischen Gefühls, welches durch die Vernunft, doch aber ohne die klare Kenntniß der Vernunft in dem Menschen so früh schon rege und thätig ist, zum reinen Handeln und reinen Vernunftgesetze, zweitens, daß er sich aus der Unbekanntschaft und seinem verlornen Daseyn, mit welchem er in die Welt tritt, zur allumfassenden Kenntniß der Natur, gegen welche er vielleicht Pflichten zu erfüllen hat, hinaufbilden soll.

Wir finden daher selbst in der Moral eine sich ausbildende und fortstrebende Erziehung des Menschengeschlechts. O wie viele Jahrtausende haben gearbeitet, nm die Pflichten des Menschen gegen den Menschen kennen zu lernen, — wie

noch längere Zeiten, um das kennen zu lernen, was der sterbliche, erdgeborne Mensch den Göttern oder der Gottheit in Geist und Wahrheit schuldig ist! Und kaum sind wir dahin gekommen, daß wir gegen die mitgeborne Thierwelt moralisch verpflichtet zu seyn glauben. Wir wähnen, diese stehe in unserm Dienst, — es sey eine unpersönliche in thierischen Instinkten wandelnde Körperwelt. Und wir haben nun keine Pflichten gegen sie, wie gegen den Stein, gegen den Stamm, als daß wir in ihnen die Naturgesetze ehren und dadurch uns selbst ehren. Die Geschichte des Menschengeschlechts ist auch die des einzelnen Menschen. So klar das Gesetz in seinem Willen: muß es sich doch erst durch die mannigfaltigen Gebilde der Zeit gestalten und der Mensch die Welt nach ihren Abtheilungen und geistigen, organischen und unorganischen Leben kennen lernen, um in geistigen oder lebendigen Verhältnissen zu denselben auch die jedesmaligen entsprechenden Pflichten üben zu können. So auch also mit dem Kinde. Das Kind ist der Mensch, der sich selbst erst mit der Welt bekannt machen, und so stufenweise die innre Freiheit zur freien That erziehen muß.

Achtung und Liebe sind die thätigen Ausdrücke, die Ankündigungen der Vernunft. Sich selbst und andere achten als persönliche Wesen,

reine Vernunftliebe gegen sich und andere hegen — setzt ein deutliches Bewußtsein, ein schon vollbrachtes und in That gesetztes Handeln, eine positive Anerkennung der Tugend voraus. Daher entwickelt sich diese moralische Triebfeder auch nur negativ in dem kindlichen Herzen — die Achtung durch Schaam, Selbstbeschämung bei begangenen Fehlern, und jene reine Vernunftliebe durch den sinnlichen Trieb eines sympathetischen Gefühls der allgemeinen menschlichen Natur. Muß denn auch der Mensch sich nicht erst als handelndes und frei handelndes Wesen haben kennen lernen, um das Vermögen der Freiheit in sich klar und deutlich anzuschauen, sich als persönliches Wesen zu achten? Was ist denn die Persönlichkeit anders, als der Ausdruck der Vernunft, sich in diesem oder jenem Falle als Vernunft geltend gemacht zu haben! Muß der Mensch nicht schon den so andringenden sinnlichen Trieben — den Gefühlen seiner Kindheit und Jugend entwachsen seyn, um mit Vernunft jene Liebe hegen zu können, die sich auf das Gesetz gründet und über alle äussere Antriebe erhaben ist! —

Der Mensch scheint negativ zur Tugend oder zur positiven Kenntniß und Ausdrucke seiner selbst als persönlichen Wesens zu gelangen — von den Fehlern zur Liebe zur Tugend und zum Handeln

nach reiner Achtung aufzusteigen. Schaam ist die negative Ankündigung der beleidigten Achtung gegen sich selbst. So kündiget sich zuerst die hohe moralische Triebfeder an — sie kündiget sich durch die allgemeine Gebrechlichkeit der Natur an, nach welcher wir erst fehlen müssen, um die reine Achtung, die positive sich selbst Schätzung der Tugend von der Untugend, das was gethan werden solle durch das, was nicht gethan werden solle, unterscheiden zu lernen. Die Sinnlichkeit ist das Mittel, uns zur Tugend zu leiten, die Selbstbeschämung der Uebergang zur reellen Anerkennung der Achtung, die wir vor aller That, und um die That moralisch zu machen, uns und jedem Menschen schuldig sind. Und wie könnte auch das kindliche Gemüth schon ein klares, deutliches Gefühl von jenem hohen Worte der Tugend, der ewigen Verpflichtung, der Persönlichkeit, von reiner Achtung gegen sich haben, da es ja noch nicht gehandelt hat! Muß denn nicht erst das Handeln die Persönlichkeit beurkunden und wecken — nicht erst das fehlgeschlagene Handeln, das Fehlen und Vergehen unser Bewußtsein von unserm moralischen Selbst durch jenen negativen Ausdruck unsers Selbstwerths — durch Selbstbeschämung beleben!

Der Mensch lernt endlich früher die Pflichten des Menschen gegen sich, als seine Pflichten

gegen die Menschen kennen. Muß denn der Mensch nicht von Selbstgefühl ausgehen? Was ich fühle, weiß ich wohl — was mir nach diesem physischen und moralischen Selbstgefühle wohl oder wehe thut, kenne ich wohl, also wie andere Menschen gegen mich handeln mögen oder sollen, erkenne ich bald. Aber wie ich handeln soll gegen die, die so oder so gegen mich in Handlung getreten sind, weiß ich noch nicht. Ich muß dieses durch das erweiterte Selbstgefühl in dem Alter, wo der Mensch sich in dem andern Menschen siehet und findet, kennen lernen. Das Kind äussert sich bald weinend und klagend in seinen frühesten Tagen bei erlittenem Unrecht, bei Beleidigungen. Das Kind verliert nicht gern das, was es im Besitz, in seinen kleinen Händen hat und weint bei dem möglichen Raube. Aber dieses eigensüchtige Wesen ist doch so seinen Besitz erweiternd und ausdehnend gegen andere Wesen? — Wie gesagt, das Kind lernt zuerst die Pflichten, die die Menschen ihm schuldig sind, an sich, an seinem beschränkten moralischen oder sinnlichen Gefühle kennen. Und nur dann erst kann es bei erweiterter Vernunft auch sich in Verpflichtung gegen andere Wesen denken, und wissen, wie die Menschen ihm verflichtet sind, so sey es auch ihnen verpflichtet.

Alle Verpflichtungen des Menschen sind erstlich die gegen seine eigene moralische Natur und in so fern auch gegen die moralische Natur anderer Menschen, welche wir unter den Begriff Wahrheit — „sey wahr" bringen können; zweitens gegen die Erde als den Mittelpunkt des gesammten Besitzes, welches unter dem Titel des rechtlich begründeten Eigenthums und der geselligen Rechte zu bringen ist; und endlich drittens gegen die mitgeborne fühlende und empfindende Welt — die Thierwelt, welche wir nicht allein nach dem beschränkten Zweck des Selbsttriebes, der Glückseligkeit, sondern auch nach dem höchsten Gesetze eines ihm zustehenden moralischen Selbstzwecks zu behandeln haben.

Wie können wir bei dem angebornen moralischen Gefühle, das aber seine Anwendung, seine möglichen Beziehungen nicht in sich selbst trägt, diese Anwendung kennen lernen? Doch nur allein durch die Erfahrung, durch das wirkliche Leben selbst. Giebt sich der Mensch offen, unverholen, seine Natur, die Aeusserungen derselben hin: so ist dieses nicht Wahrheit, nicht einem höhern Gesetz untergeordnete Aeusserung der eigennützigen Natur: nur unverstellte, unbeabsichtigte, unwillkührliche Aeusserung derselben, die wir mit dem Nahmen der Unschuld des kindlichen Alters be-

zeichnen. Nur allein der Gegensatz der sinnlichen Triebe mit dem, was die Veruunft gebietet und dem jene sinnlichen Triebe entgegenstehen, kann uns über den Tribut, den wir der Wahrheit schuldig sind, belehren. Nur Selbstbeschämung kann uns die Wahrheit kennen lernen. Nur der Weg durch Vergehungen kann uns zur moralischen Aufrichtigkeit führen. Wir müssen erst vernunftwidrig in unserer Unschuld gehandelt haben, ehe wir die Schuld — die Wahrheit und die ihr entgegenstehende Lüge kennen lernen. Der Mensch ist von Natur ein freies sich hingebendes, in allen seinen Gefühlen und Handlungen offen sich hingebendes Wesen. Nur dann erst, wenn er die entgegengesetzte Natur und das höhere gebietende und verbietende Gesetz der Vernunft, das sich in der Lehre, in der Erziehung und durch endliche innre Selbstkenntniß ausspricht, kennen lernt: geräth er auf die Lüge — durch moralische Selbstschaam sich der offenen Schuld und Anklage zu entziehen, das was innerlich verschuldet ist, wenigstens vor der Aussenwelt verborgen zu halten. Diese Selbstschaam, der negative Ausdruck der kindlichen Vernunft, des kindlichen Gewissens führt so, wie alles negative zu Vergehungen und Fehlern, bis endlich die Vernunft sich in ihrer positiven Verpflichtung kennen lernt, und sich zur positiven Achtung gegen sich selbst erhebt und

jene Selbstbeschämung nun nicht achtet sondern sich selbst über sie zum offnen Geständniß der Wahrheit — in allen seinen Verschuldungen er hebt. So sehen wir nun den Gang, den die moralische Entwicklung des Gewissens nimmt und nach welchem wir denn auch die Verschuldungen — die Fehler des kindlichen Alters zu beurtheilen haben. Es sind die negativen Pole des Rechten und Wahren. An dem Unwahren und Unrechten lernten wir das Wahre und Gute — durch anfangende Selbstbeschämung die positive Belebung der Tugend durch die inwohnende Achtung, welche allen Handlungen zuvortritt, kennen. Der Mensch muß erst handeln, ehe er seine Handlungen beurtheilen kann. Kann er denn die Handlungen beurtheilen, ehe sie von ihm in die Aussenwelt ausgegangen sind? Nun ist die Achtung der Gesetzgeber — da vorher die Schaam der Schiedsrichter zwischen dem gethanen Unrecht gegen das zu vollbringende Recht war.

So auch mit dem Menschen in Beziehung auf Besitz und Eigenthum. Wie kann, sollten wir meinen, der Mensch, wie er geboren wird, etwas von der Eintheilung, von dem rechtlichen Besitzthum der Erde wissen! Das Kind weiß wohl, was es selbst besitzt, nicht aber, was andere besitzen. Und sein Besitz ist unbeschränkt.

Wohin seine Triebe und physischen Kräfte reichen, das ist sein, das sein Eigenthum. Sehet nur das Kind, sich läßt es nichts nehmen, es ist in dem Besitz. Aber was andere haben, will es auch haben. Ist dieses nicht das Unvermögen des kindlichen Menschen, andere nach sich zu beurtheilen — sein Gefühl, sein Ich auf andere übertragen? „Warum soll denn auch das des andern nicht auf Minuten und Augenblicke das meine werden können;" so schließt oder handelt das Kind nach seinen Trieben. Das Kind weiß nichts von immerwährenden Besitz, nur von Genuß. So lange, als der Besitz vergnügt, ist es sein: ist der Genuß, die Neugier des Spiels dahin, so wird die Sache der allgemeinen Welt unbekümmert, wem das Ding nun seyn werde, dahingegeben. Will es das Kind wieder haben, dann ist es freilich wieder sein. Für den erwachsenen Menschen ist das Ergreifen des besitzlosen Gegenstandes der Rechtstitel des Besitzthums. Für den kindlichen Sinn der Reitz der Sinnlichkeit. Wo das Auge mit Gefallen den Gegenstand ergreift; da ist der Besitz — die Annäherung, der Trieb zum Genuß physisch rechtlich begründet. Der Reitz stehet in diesem Alter dem Gegenreitze entgegen. Die menschliche moralische Natur handelt hier nur nach physischen Bewegungen der begehrenden, leidenden, sich freuenden Natur. So er-

greift das Kind das Spielzeug des andern. Es hört die klagende Stimme des andern, es giebt es ihm wieder, schielt auch wohl, giebt ihm Unrecht, daß es für den augenblicklichen Genuß, den es an dem Spielwerk haben wollte, Eigenthum und Besitz unterschiebt. Es giebt ihm wohl selbst auch von seinen eigenen Sachen, um Genuß gegen Genuß, Entschädigung für den augenblicklichen Besitz, für die freundliche Gewährung seiner neugierigen Lust zu geben.

Eine Verpflichtung haben wir gegen die mitgeborne fühlende und der Glückseligkeit theilhaftige Natur, nicht allein nach diesem ihren Zwecke der Glückseligkeit, sondern weil wir diese Naturen selbst als unpersönliche Wesen, um ihrer selbst willen zu achten haben. Die Pflicht entlehnt nicht ihre Bewegungsgründe von dem Inhalte des Dinges, sondern von sich selbst. Das persönlich handelnde Wesen soll alle Wesen um sein selbst willen persönlich behandeln. Daraus fließt ja alle Verpflichtung des Menschen gegen den Menschen. Nicht das Ohr, nicht das Auge thut dem Menschen kund, daß er als persönliches Wesen gegen den Menschen zu handeln habe, sondern seine innre Persönlichkeit, um diese zu behaupten, diese zu erhalten. Die Persönlichkeit theilt sich nicht in Individuen. Untheilbar und ungetheilt breitet sie sich

die ganze Natur aus. Uberall, wo wir Individuen ahnden, die unser Handeln unser innres Seyn berühren kann, sollen wir uns als persönliche Wesen zeigen. Dieses ist die unbedingte Verpflichtung der Tugend, des Guten gegen alle Wesen, ohne Bedingung und Ausnahme. Aber wie lange hat man doch gestritten, ob der Mensch gegen die Thierwelt unbedingt verpflichtet sey! Kann uns dieses Wunder nehmen, da wir in den Akten der Menschheit die Frage lesen, ob auch die Menschen der neu entdeckten Welt Menschen seyen? Es sind theoretische und moralische Irthümer einer der Sinnlichkeit und dem Kindesalter hingegebenen Vernunft. Und wie sollten wir also verlangen, daß das Kind sein Verhältniß zu diesem Reiche der unter ihm stehenden, an Thierheit gebundenen Empfindungswelt einsehe. Die Persönlichkeit ist der Akt des höhern Bewußtseins. In dem Beginn des Lebens handelt es als Gefühl, als Instinkt. Aber wie der Instinkt, das Gefühl in diesem Beginn des Lebens nur auf das eigene Individuum eingeengt, — noch nicht das allgemeine Mitgefühl sinnend und lebhafter erwacht ist, — wie das kindliche Gefühl sich in dem Frohsinn nur allein selbst fühlt: so fühlt es auch nichts anders in allen den Verhältnissen zu dieser Empfindungswelt, als sich selbst. Es ist kein Gesetz, keine Regel da. Dle Thierwelt ist ihm Gegenstand seiner Laune, seiner frei aus sich her-

ausstrebenden, noch an kein Maaß des Wirkens gebundenen Natur. Daher die so befremdenden Erscheinungen des unfreundlichen Umgangs des Kindes mit der Thierwelt. Daher aber auch die unbillige moralische Anklage dieses Alters, als wären diese Erscheinungen Verderbnisse der moralischen Natur. In jeder Rücksicht müssen wir erst den Menschen psychologisch kennen: ehe wir ihn auf Rousseauisch moralisch beurtheilen, und wohl gar in dem Thiere und dem Menschen ein angebornes Urböses, eine angeborne Feindschaft suchen. Das Kind kennt, wie wir oben sagten, keinen Schmerz. Der Schmerz ist das unangenehme Anhalten der Sekunde, in dem kindlichen Alter ein blos körperliches Gefühl. Ist dieses Gefühl vorüber: so ist auch der Gedanke, alle Erinnerung an denselben unmöglich. Das Schmerzens Gefühl in der Erinnerung ist nur der Tribut, den wir der Natur nach lange — lange erlittenem Schmerzen zollen. Das Kind kennt nur die Freude und diese nur in sich selbst. Wenn nun das Kind in diesem sinnlichen Selbstgefühl sich an dieser mitlebenden thierischen Welt ergötzt und es nach unserm Gefühle weniger freundlich behandelt; so ist dieses doch nichts anders, als die mit Ausschluß der Reflexion sich in blinder Handlung äußernde sinnliche Freude.

So haben Sie dann, liebe Freundin, die kleine Apologie, wenn Sie es so nennen wollen, des kind-

lichen in Schuld und Unschuld heraufwachsenden Alters. Es ergiebt sich aus ihr, wodurch auch nur allein ihre Länge, Trockenheit und Ausschweifung entschuldiget werden kann, theils die naturgemäße Beurtheilung dieser so gewöhnlichen Fehler, theils, was noch mehr ist, die psychologisch richtige Behandlung derselben.

Lassen Sie uns dieses näher untersuchen! Wie könnten wir auch über die Trockenheit eines Gegenstandes klagen, der uns über eine der interessantesten Seiten unsers vergangenen Lebens, über die kleinen kindlichen Unbilligkeiten — oder die kindliche unwissende Schuld in der unwissenden Unschuld Aufschlüsse giebt!

XXIV.

Ueber einige gewöhnliche Fehler des kindlichen Alters.

So befinden wir uns denn wieder in der kindlich freundlichen Welt, in ihrer Unbefangenheit und Unschuld, wie sich aus den kindlichen Spielen, aus dem ersten beginnenden Handeln die Keime, wenn sie nicht sorgfältig gepflegt und erzogen werden, alle jene Fehler des kindlichen Alters entwickeln, durch welche wir die menschliche Natur

so oft schon in ihrem Ursprung, in ihrer ersten Entwicklung als verdorben und ausgeartet anklagen. Lassen Sie uns dieses näher betrachten und durch einige Beispiele des kindlichen Alters erläutern.

Da sehen wir denn wieder die Spiele, die beginnenden Handlungen des Kindes mit der Außenwelt. Ist nicht jedes Spiel — auch das leichteste und kindlichste — eine Uebung der Kräfte des Kindes an den Kräften der Natur, ein kindlich fröhlicher Streit und Widerstreit! Und wenn jedes solches Handeln im Ernst oder Spiel zur Kraft, zum Gefühl eigener Kraft auffodert: wie sollte da in diesen Spielen der kindliche Muthwille, das Ausharren, der Widerstand der Kräfte entfernt seyn, oder sich nicht aus diesen Spielen auch jener Muth mit seinem Muthwillen, jene Freude mit ihrer Schadenfreude, jene Beharrlichkeit des Willens mit seinem Eigenwillen oder Eigensinn entwickeln! Jeder Tugend stehet ja eine Untugend, jeder Entwicklung des Guten auch eine mögliche oder nothwendige Entwicklung der Untugend zur Seite. Ist denn nicht überhaupt das Leben des Menschen mit der äußeren ihn umgebenden Natur eine Aufforderung zum Kampf. Und jeder Kampf ist ja, ehe der Mensch das sinnliche durch das moralische zu beherrschen weiß, mehr eine Quelle der herrsch-

süchtigen sinnlichen Begierden, als des schonenden nachsichtigen Willens.

Da sind denn nun die kindlichen bald weichenden bald angreifenden Kräfte im Kampfe! Wo Kampf ist, ist Sieg oder Niederlage. Der Triumph erhebt sich auf der Klage und Anklage des kleinen Ueberwundenen. Aeltern und Erzieher sind hier Schiedsrichter. Die gefallene Parthei, die erst ihre Sache durch eigene Kräfte, jetzt durch das Machtwort der angenommenen Richter entscheiden will, wendet sich nun an diesen höchsten Gerichtsstuhl. Oft wird hier mit Macht, nach Eigenwillen, Gutdünken entschieden, die Thräne des kleinen überwundenen — hat ja schon so vieles für sich, die gute stärkere Sache des Siegers tritt so laut, so auffodernd auf. Welch schweres Amt für die Aeltern! Oder glaubt ihr nicht, daß auf diese erste Entscheidung sehr viel ankömmt? Die ungerechte Entscheidung führt tausend Ungerechtigkeiten — offene oder heimliche Fehden des losgesprochenen Besiegten und angeschuldigten Siegers, — die gerechte Entscheidung, wenn sie nicht mit großer Weisheit der Richter geschehen ist, die mögliche Entwicklung der Untugend aller Untugenden, der Verstellung, List, Lüge, als künftige Mittel, dem Gericht zu entgehen und wenn nicht durch die gute Sache, doch durch eine fertige Ausführung

der Vertheidigung den Schein des Rechts für sich zu haben, in der besiegten und siegenden Parthei nach sich. Da ist denn ein so unbedeutend kleiner Streit, der die Partheien in Mishelligkeiten setzte, das schwächere Kind zu den leichten Thränen zwang. Ihr meint Aeltern, auch bei dem kleinsten Streite müsse die Sache genau genommen werden? Ihr habt Recht, aber meint ihr nicht auch, daß durch friedliche Zusprache die Sache gerade am besten gemacht sey. Ihr verfahrt mit Zorn, mit der Strenge der Gerechtigkeit. Aber sehet, nun entwickelt sich zuerst in dem Kinde die unbillige Gewohnheit, kleine Dinge hoch zu nehmen und bei jeder Kleinigkeit schon zum voraus solche Maasregeln zu ergreifen, wodurch es leicht dem Streite der ganzen Verwickelung sich entziehen kann. Ihr möget dieses Vorsicht, Behutsamkeit, Klugheit des Kindes nennen. Aber so oft ist es auch die bedächtige Vorsicht, List, die Verstellung. — Dringt ihr vielleicht mit gutgemeinter Strenge — nicht also mit jenem euch selbst überraschenden Zorne, — auf genaue Untersuchung und Entscheidung. Die kleinen Partheien stehen Euch Rede. Die eine bekennet durch ihr Schweigen die Schuld. Selten daß die Unschuld betroffen, in sich selbst gekehrt da stehet. Die Röthe ist zwar kein Zeichen der Schuld, aber wohl das Schweigen bei der Anklage der leidenden Unschuld. Das Kind schweigt. Ihr aber dringt auf

ein lautes, bejahendes Bekenntniß der Schuld. Ist Euch nun, frage ich, dieses offene, so kindliche Bekenntniß, wodurch die Unschuld ihre Schuld gesteht, nicht hinreichend, wollt ihr ein Ja und wieder ein Ja haben? Ihr meint die Sache der Menschheit verhandeln, den kleinen wie den erwachsenen Menschen behandeln zu müssen. Hier freilich muß das Ja die Schuld aussagen, selten daß hier die weltkundige Sprache ein Schweigen ist. Aber was nützt Euch denn dort jenes Ja! — nicht wahr, wo du Ja sagen mußtest, durftest du ja nur Nein sagen, wenn nun dem Kinde durch Euer Dringen auf dieses laute Bekenntniß, zuerst sich diese mögliche Einrede und Ausrede, dieses Nein als ein beschönigendes so leichtes Mittel, Strafe und offene Schuld zu verhüten, darböthe: hättet ihr dann das Böse nicht noch böser, aus dem guten Spiele nicht ein böses gemacht? "Sey offenherzig" sagt ihr — wenn du gefehlt hast, verheele es nicht, Geständniß des Fehlers ist Verzeihung. So stellt Ihr ja wohl mit dem Kinde eine Beichte an. Das reuige Kind, wenn es nun zum Beichtstuhl kommt, glaubt nun selbst vielleicht etwas recht verdienstliches gethan zu haben. Ein jedes solches frommgemeintes Anhalten des Kindes zur Wahrheit erzeugt heuchlerischen Sinn — die größte Untreue an der Wahrheit!

Wir könnten hier mehrere kleine Veranlassungen, wodurch Untugenden in dem Kinde erzeugt werden können, aufzählen! Dies eine Beispiel zeigt aber schon, wie viel auf der psychologischen Behandlung ankommt, um das Kind zur Wahrheit oder Lüge zu gewöhnen — wie oft sonst so nothwendig durch unzeitigen Zorn oder durch zu strenge Untersuchung der Wahrheit bei Kleinigkeiten, durch Dringen auf wörtliches Geständniß der Grund zur Lüge — zur Verheelung oder Verstellung gelegt wird. Euer langes und gründliches Moralisiren, Ihr Aeltern und Erzieher, über Wahrheit, über Tugend und Aufrichtigkeit, erzeugt so oft in dem Kinde den ersten Gedanken an das große weite Feld der Lüge, wie weit man da kommen und was für sichere Hütten da in Noth und Trübsal aufgebauet werden können. Die Tugend empfiehlt sich durch sich selbst, mehr durch sich, durch ihre Natur selbst, als durch eine weitläuftige Auseinandersetzung. Der unverdorbene Sinn des Kindes siehet so bald ein, was gut und recht ist.

Laßt uns aber noch ein anderes Spiel des kindlichen Alters nehmen! Da klagen die Partheien nicht über Sieg und Niederlage. Es wird die Sache des Eigenthums verhandelt. Das Kind befindet sich, wie der Naturmensch, in dem Stande des allgemeinen Besitzes besitzloser Umgebungen.

"Da hat mir dieser, schreiet das Kind, dieses oder jenes genommen. — Vielleicht war die Sache des Streits wirklich keinem. Und ihr entscheidet nun vielleicht durch die leichte Rechtsformel: das größere Kind muß dem kleinern nachgeben. Gewöhnt ihr da nicht das Kleine zur Eigenmacht, zu jenem Sinn, den man bei den Kindern so oft findet, alles haben zu wollen? Die erste Befriedigung der Begierde führt den kleinen Naturmenschen so leicht auf herrschsüchtigen, unbedingten Willen. Oder Ihr habet das kleine Spielzeug vielleicht auf Unkosten des Besitzthums des andern Kindes gelobt. Erzeugt Ihr da nicht zuerst in dem Kinde die Aufmerksamkeit auf den Unterschied des willkührlichen Werths der Dinge und zuerst jene Begierde, das schöne oder schönere des andern Kindes haben zu wollen? Euer Lob entscheidet ja für das Kind über den Werth der Sache. Gefällt sich das Kind in seinem Besitze: so glaubt es Euch auch zu gefallen. In den Kinderjahren sind wir zu eng mit unsern Spielen, mit unserer Kinder-Kleidung verbunden, als daß wir nicht meinen sollten, diese kleine so oder so angezogene, angeputzte Puppe sey unsere Person selbst, und nur so und nicht anders könnten wir unsern Aeltern gefallen. Die Gewohnheit, die die Aeltern so wenig beachten, ihr Lob so wenig zu beschränken und es an den kleinen Sachen des

Kindes verschwenderisch zu vertheilen, erweckt so oft in dem Kinde zuerst die räuberische Lust nach dem Besitz, nach dem Genuß des fremden Eigenthums. Und so entstehet jener kleine Raub, wo es auf den Raub, auf den Gewinn Eures Lobes, nicht eben auf die Sache, auf den innern Werth der Sache ankam. Oft ist dieses dem bloß auf Genuß nicht auf Besitz ausgehenden Sinne des Kindes die erste Veranlassung, mit seinem Besitz nicht zufrieden, sondern wie der Eroberer immer mit dem Angriff auf fremdes Eigenthum gerüstet zu seyn. Die verführerischen, für Reiz, Spiel und Farbe empfänglichen Sinne des Kindes und Euer Lob, wodurch Ihr ihm einen ganz andern Maaßstab von dem Werthe der Dinge gebet, als der in dem augenblicklichen Genusse des Gegenstandes lieget, sind die meisten Veranlassungen zu den kleinen räuberischen Kriegen, die den Kindern wie den wilden Stämmen in dem Naturstande angeboren zu seyn scheinen. Der räuberische Sinn der Unschuld, des Instinkts, wie wenn der Raabe den goldenen Ring nimmt, der in sein Auge leuchtet. Aber Ihr meint, dies sey nur die Sprache der Theorie, nicht der Erziehung. Was würde aus dem Kinde werden, sagt Ihr, wenn man diese Untugenden so leichte nehmen und sie als Spiele der Natur ansehen wollte. Siehet man denn nicht, meinet Ihr, wie dieser kleine entwendende Sinn des Knabenal-

ters bald weiter gehet! Das Kind fängt von den kleinen Sachen des Gespielen an — gehet zu größern fort und vergreift sich bald an Geldeswerth, an Geld und Münze. Aus dem kleinen Raube entstehet Kirchenraub. — Wie ganz verschieden ist aber doch die kindliche Welt von dem Leben, aus dem Ihr diese Allegorien und Beyspiele holet. Laßt uns dieses an einem anderm Beyspiele erläutern. Es scheint, daß die Geschichte des einzelnen Menschen nicht anders anfangen könne, als mit dem Apfel in Paradiese. Das Kind nascht so gern. Aber warum habt Ihr ihm denn den Baum des Genusses verboten? Reizt denn nicht jedes Verbot? Das offene Feld der Früchte ladet wohl zum Genusse ein, aber reizt nicht die Sünde. Was thut der Handelsmann, der seine Waare, seine indische Frucht recht bald vor dem Lehrling in Sicherheit bringen will? Er stellt sie ihm in großen Kisten offen hin. Er mag sich einmal daran erholen. Durch die Sättigung der Begierde wird die Begierde gestillt. Da habt Ihr aber die Frucht recht hoch gestellt — an dem seltenen Festtage ihm die seltenen Sachen so weit entrückt. Der Kleine kömmt nun zufällig durch ein seltenes Glück in die Speisekammer — und der Apfel ist gebrochen. Es hilft hier nichts, daß Ihr ihn aus dem Paradiese jagt — bei dem einzelnen Menschen scheint es hier anders zu seyn als bei dem ganzen Menschengeschlechte!

Zeiget dem Kinde Zutrauen, es fühlt sich dadurch geehrt — die Strafe des Kindes sey, daß es Euer Zutrauen getäuscht hat. Die härteste Strafe für das Kind, das sich so gern in Euch geehrt fühlt! Der Vater straft durch Vorwürfe — die Mutter, die den kleinen Knaben in die geheimnißvolle Kammer schickte, durch Schweigen. Welche Strafe ist härter, welche belehrender, bessernder! Die Mutter bewieß dem Kinde Zutrauen und es hat es getäuscht. Das Kind kann nun lange zur Mutter nicht aufsehen — "o wenn nur die Mutter sprechen, dich strafen wollte." Laute Strafe ist oft leichter zu ertragen, als schweigende. So fühlt das Kind und so wird das Kind endlich selbst durch jene Strafe des verletzten Zutrauens gebessert. Der kleine Knabe ist so naschhaft — das Mädchen — Und doch fieng der Sündenfall mit der Naschhaftigkeit des letztern an! Das Mädchen ist die Hüterin von Küche und Keller. Sie führt den Schlüssel. Und dieses Zutrauen bessert ohne Verdienst und Lohn. Aber der Knabe gelangt nur bisweilen an diese verborgenen Schätze — und wie leicht nun, daß er Schatzgräber wird, und von den genommenen Schätzen etwas verliert. Das Mädchen kann seine öftern Näschereien besser verbergen als der Knabe seine seltenern und größeren.

Aber bleibt es denn bei diesen kleinen, so unschuldigen Aeußerungen des Sinnenreizes? — sehen

wir nicht, wie so bald sich aus der Unschuld die Schuld, aus der kleinen Schuld die größere entwickelt? Wie leicht gehet die unbedeutende Naschhaftigkeit in angewohnten Sinn — in Vergehungen und Verbrechen über. Und da bringt Ihr denn wieder diese oder jene Beyspiele als Beweise dar. Aber eben diese Beispiele dürfte man Euch ja zurückgeben. Hat denn nicht jedes Alter seine Fehler? Mit jedem Alter häutet sich ja das sich weiter und weiter entwickelnde und verjüngende Geschöpf. Die Naschhaftigkeit ist die Aeußerung der sinnlichen versuchenden Natur. Da bringt Ihr aber ein Beyspiel von der listigen Ausführung dieser Pläne, wie der kleine Knabe da unten in der Stube seiner Aeltern in Beysein aller so geschickt und fertig von dem Wochengelde der Mutter sich das Mittel, seine Naschhaftigkeit zu befriedigen, so leicht zu verschaffen wußte. Lassen Sie uns aber auch hier die Rousseausche Vertheidigung des Knaben hören! Wie wehe es mir that, der guten Mutter dieses wenn auch wenige Geld zu nehmen, fühle ich wohl. Die arme Mutter, dachte ich, wie wird sie mit dem Wochengelde nun auskommen, sie thut dir ja so viel gutes — aber ich weiß nicht, die Hand war einmal an dem Gelde — der Sinn bei dem Kuchen, den ich kaufen wollte, und die Begierde siegte. Wie der Diebstahl entdeckt wurde und der kleine Rous-

seau vor dem Richterstuhl gezogen wurde, "Wie konnte ich es gestehen! die Schaam, der Ehrgeiz — und das so große Verbrechen! So gern hätte ich es gestanden — aber das erste Nein führte das zweite — und das immer schärfere Eindringen auf Wahrheit ein immer strafwürdigeres und festeres Nein herbei. Hätten es meine Aeltern nur bei dem Verdacht gelassen, ich hätte nie wieder gestohlen, aber auch nicht in der Nothwendigkeit mich gefühlt, meinem Gefühl zuwider eine Lüge zu behaupten, deren erstes Nein die Schaam mir eingab.

Was würden wir wohl diesem kindlichen Bekenntniß entgegensetzen wollen! wollten wir nicht die Lehre daraus ziehen, daß es mehr schadet als frommt, aus kleinen Vergehungen der Kindheit so große Vergehungen und Laster zu machen, sie so hoch anzuschlagen und für Sünden eines boshaften, verdorbenen Gemüths zu halten. Strenge schadet mehr, als Nachgiebigkeit. Die Strenge, mit welcher man über solche Fehler spricht, treibt die Schaam des Kindes zum Ehrgeiz. Nein, bei diesem großen Fehler, bei diesem so großen Gewichte desselben, spricht das Kind, darfst du nicht gestehen. Der Ehrgeiz ist die unglückliche angebildete Neigung durch psychologisch falsche Behandlung des Kindes. Und so haben wir denn

die Enträthslung des Fehlers, zu dem sich Rousseau selbst bekennt und zu dessen Auflösung die Psychologen keine andere Auskunft als in dem angebornen Anlage des Gemüthes finden konnten. Die Erzieher geben die meiste Veranlassung zu diesen gewöhnlichen Fehlern des Kindes; der Rigorismus der Erziehung, die übelverstandene Disciplin ist es. Sagt uns denn nicht die Erfahrung, daß die übersteigerte Moral mehr schadet als hilft — zu harte Strafen mehr reizen als abhalten. Der Mensch, der einen kleinen Fehler in sich findet, welchen die Welt für Verbrechen hält, findet sich nun selbst verworfen — er gehet nun von dem einen Fehler zum andern über. Aus dem schwachen Menschen wird nun ein böser. Die Nacht — die Lüge soll nun die Fehler bedecken.

Diese psychologische Ansicht einiger der gewöhnlichsten kindlichen Fehler, an welcher der Wille so vielen Antheil zu haben scheint, zeigt also erstlich, wie durch eine unzeitige Behandlung des kindlichen Sinns Fehler entwickelt, verstärkt und zu Lastern gesteigert werden können. Es scheint in dem kindlichen Alter das Gute mit dem Bösen in Eins zusammenzufließen, das heißt, es ist nur ein und derselbe Keim da. Aber wie dieser Keim gepflegt wird, darauf kommt es an, daß sich der Keim entweder zum Bösen entwickle, Ne-

benzweige treibe oder zum geraden Baume in die Höhe wachse. So leicht kann die dem kindlichen Alter eigenthümliche Schaam bey Vergehungen in Ehrgeiz übertrieben, und so manche Erscheinungen hervorgebracht werden, die man nur glaubt aus der Anlage zum Bösen erklären zu können. So leicht kann das unbefangene Bekenntniß, welches sich im Schweigen äußert, bei einer unzeitigen Uebertreibung, in Verstellung und in ein entgegengesetztes Nein ausschlagen und dieses Nein ein der Aufrichtigkeit entgegenstehendes Mittel der Entsündigung werden. Ein Beispiel, wie man bei der strengen und sorgsamen Zucht des kindlichen Alters Mässigung und Kenntniß des psychologischen Menschen verbinden muß.

Sind in diesem kindlichen Alter die Sinne für alle Empfängnisse so reizbar, so ist es der moralische Sinn, das Gefühl nicht minder. Die zarte Pflanze kann leicht durch die leiseste Berührung aus ihrem Wachsthum gebracht, die Knospe so leichte zerknickt, der Farbenschmelz der Frühlingsblume so leicht verwischt werden. Mögen wir daher das kindliche Alter mit Weisheit und Kenntniß des kindlichen Herzens pflegen! Wie könnten wir glauben, daß bei der weisen Pflege des kindlichen Edens mehr Unkraut in demselben aufschießen solle, als auf den irdischen Fluren bei der unverdrossenen Mühe und der bedächtigen Sorgfalt des Gärtners!

XXV.

Ueber den pflichtmaßigen Ton der Erziehung.

Die Natur hat es mit der größten Wohlthätigkeit so veranstaltet, daß die Tugend des Kindes sich aus dem Triebe der Sinnlichkeit — die Liebe aus dem natürlichen Gefühle des Wohlwollens und die Achtung sich aus der natürlichen den Aeltern schuldigen Ehrfurcht entwickelt und diese Gefühle wieder durch die unmittelbarsten und sinnlichsten Verhältnisse der gegenseitigen Hülfe, Abhängigkeit zwischen den Aeltern und Kindern genährt werden. Die Natur hat es so weise veranstaltet, daß sie dasjenige, ohne welches die menschliche Natur unmöglich bestehen und gedeihen kann, nicht blos der Erziehung durch die Vernunft, die oft so spät erwachet und durch ihre abgezogenen Grundsätze des Systems und der Lehre oft so übelberathen handelt, überlassen hat, sondern der Erziehung durch Gefühl, Trieb und Sinnlichkeit mit anheimgab. Ich verstehe hierunter besonders die Pflege des Kindes von seinen Aeltern durch die Aufopferung uud Sorgfalt nicht allein in Hinsicht der körperlichen Ausbildung sondern auch in Hinsicht der Anhänglichkeit des Vaters und der Mutter zu dem Kinde. Was hätte auch wohl so oft aus dem neugebornen Kinde werden sollen, wenn die körperliche und mo=

ralische Pflege desselben einer sich selbst bewußten und nach den Grundsätzen der Pflicht handelnden Vernunft allein wäre übergeben worden. Jetzt bindet aber das geheime sympathetische Band des Wohlwollens, der Liebe, des innigsten Bewußtseyns Vater, Mutter und Kind. Und dieses ist das erste und festeste Band, aus welchem sich bald die höheren Tugenden in deutlichen Begriffen und Grundsätzen entwickeln. Wohlwollen des Vaters, der Mutter gegen das Kind und das durch ihre Wohlthaten dem kindlichen Herzen abgenöthigte und eingeprägte Wohlwollen sind die Tugendkeime und die Quellen, aus deren Fluth die höheren und männlichern Tugenden entspringen.

Sehet da die sorgsame, so bedächtige Mutter, wie sie ihr Kind pfleget, in ihm webt und lebt! Sie lebt nur, um in dem Kinde zu leben. Sehet den liebenden, sich in Sorgen mühenden, nur für Mutter und Kind lebenden Vater! Das Kind ahndet, empfindet bald in leisem und tiefem Bewußtseyn diese Sorgfalt, diese Mühe unter den Trieben des Wohlwollens, mit welchem ihm diese Mühe und Sorge von Vater und Mutter zu seiner Freude, zu seinem Glücke gebracht werden. Es empfindet es bald — und so ist das unauflösliche Band zwischen Aeltern und Kinder geknüpft, das Band des sinnlichen moralischen Wohlwollens,

einer durch die ganzen Natur gehenden und zwischen Aeltern und Kindern sich konzentrirenden Liebe.

Wie lebhaft erinnre ich mich noch, liebe Freundin, wie Sie mir einst dieses Gewebe der Liebe, der zarten Anhänglichkeit zwischen dem mütterlichen und kindlichen Herzen vor meinen Blicken in seine einzelnen einfachsten Fäden auflößten: "Das ist das Unterpfand der Tugeud, des Wohlwollens, der menschlichen Theilnahme, welche die Mutter noch mehr als der Vater, durch ihre nähere Sorgfalt um das Kind, durch ihre nähere moralische Pflege in seinem Herzen für Tugend und die reichste Aerndte derselben niederlegt — das was die Mutter dem Kinde ist, thut, giebt, freiwillig und unfreiwillig darbiethet! Das kleine Geschöpf dankt gewiß einst seiner Mutter, die es unter ihre Fittige nahm, mehr als dem Vater, der die Gefahr nur von weiten abwendete, die Gefahr ankündigte und Mutter und Kind zugleich in Schutz nahm. Das Kind fühlt jenen Schutz unmittelbar an dem Herzen der Mutter, in den Pulsschlägen ihrer Umarmung: aber die Hülfe, die da von fern stehet, ist zu fern, als daß sie der kindliche Blick erreichen — und dafür danken könnte. Die Thränen, die mein erstgebornes Kind, sagten Sie, voll Schaam und Reue und Dankbarkeit einst

an meinem Busen weinte, da ich, die sanftere nachsichtsvollere Mutter an der Stelle des ernster meinenden Vaters, ihm die Lehrstunde gab und in diesen Thränen über meine Güte ausbrach und doch nur diese stummen Thränen des Dankes, nicht das Geständniß, daß es mir in diesen Thränen danke, sondern es schmerzliches Gefühl des abgenöthigten und zu langen Fleisses sey, überzeugten mich zum erstenmale durch die That und Wahrheit auf das lebendigste, daß die thätige physische und moralische Liebe die beste Ausbildung der moralischen Gefühle in dem kindlichen Herzen sey. Sie setzten mit so vieler Rücksicht hinzu: ich will nicht, wie so viele Erzieher meinen, daß das Kind in den ersten Jahren blos allein der mütterlichen Pflege und Sorgfalt übergeben werde. Wir Mütter verzärteln so oft, wir allein verzärteln. Nur in dem wärmern und heissern Sonnenschein bringt der Thau der milden Rede das unendliche Gute hervor. Und dieser entgegenstehende heisse Sonnenschein ist der Ernst, die Achtung, die Pflicht in der befehlenden, eindringenden Stimme des Vaters. Es haben so viele gemeint, daß dieser Ernst, diese Härte, diese weniger schonende Behandlung nachtheilig auf das furchtsame weiche Gemüth des hülfsbedürftigen Kindes wirke. Allein ich kann mich nicht davon überzeugen, sagten Sie, denn was in der Gegenwart nicht seine wohlthuenden Wirkun-

gen zeigt, das zeigt diese oft in der Zukunft. Freilich wird das Kind gern von der ernsten Stimme des Vaters zu dem Schooße der Mutter fliehen: aber die Scheu des Kindes, der bange Blick des Kindes zum Vater ist die Ehrfurcht vor dem Gesetz, vor dem Worte, dem Befehle der Pflicht. Und an was muß das Kind wohl früher und mehr gewöhnt werden, als Pflicht zu hören! Wir Mütter nehmen dieser Pflicht zu oft durch unser Mutterherz das hohe gebietende Ansehen und geben ihr den Reiz der Lieblichkeit, den sie vor dem stärkern und männlich erzogenen Geiste nicht haben sollte. Gut also, daß der Mann zur Seite stehet und das aufrichtet, was sich durch die matte Hingebung der Rede bald der Sinnlichkeit zuneigen würde!

Und hier lassen Sie uns nun nach diesen kleinen Erörterungen über einige gewöhnliche und wie mir scheint, unvermeidliche Fehler des kindlichen Alters, die eine psychologische, nicht moralische Beurtheilung heischen, auf einen der wichtigsten Punkte in der Erziehung kommen, wie nämlich, in welcher Form, in welchem Verhältnisse zur Pflicht der Mensch erzogen werden müsse? Denn es kommt ja nicht allein darauf an, was der Mensch, sondern auch, wie er es thut. Die Pflicht bestimmt sich gegenseitig, so wohl wie als auch was gethan werden solle.

Ich kann mich, Freundin, nicht genug wundern, wie wir in unsern Tagen so vieles über die Pflichtenlehre der Kinder geschrieben und doch so wenig über den pflichtmäßigen Ton der Erziehung gegen den Zögling, so wenig darüber, wie sich die Pflicht ankündigen und geübt werden müsse, erwähnt finden. Ein Punkt, der doch für die moralische Erziehung so wichtig und nothwendig ist. Ich glaube nämlich, daß auf diesem Tone so viel für die Ausbildung des kindlichen Gemüths, für die höhere Disciplin seiner innersten und höchsten Kräfte, für seinen glücklichen Wirkungskreis in der Welt ankommt, daß ich nicht einsehe, wie man diesen Punkt hat vernachläßigen können.

Wir sprachen oben von der moralischen Bildung des gemüthlichen Gefühls des Kindes durch die Mühe und in Sorgen und tausendfältigen Aufopferungen sich äußernde unüberwindliche Liebe der Aeltern. Aber nun müssen wir auch hören, was die Vernunft zu dieser Erziehung sagt, wenn diese Erziehung gesegnete Früchte tragen soll. Sie sagt, diese Mühe, diese Sorgfalt müsse zwar mit Wohlwollen gebracht, aber das Kind auch früh an den Ton des pflichtmäßigen Gebots, der pflichtmäßigen Uebung, der pflichtmäßigen Handlung gewöhnt werden.

Lassen Sie uns das Kind in seinen reifern Jahren denken! Bald muß es in die Welt, in die stürmische Jahreszeit hinaus, nicht mehr schützen es die Fittige der Aeltern. Der Mensch soll durch Gebot und durch Vollziehung der strengen Pflicht zur Freiheit erzogen werden. Was er thut und ihm zu thun obliegt, soll er aus Pflicht, um der Pflicht willen thun. Hierinnen offenbaret sich der Wille des gebildeten Gemüths, die Pflicht zu hören, nicht auf Dank zu hören, wo es auf Dienst ankommt, nicht der Eigenliebe den Tribut zu bringen, wo es dem Dienste gilt. Dieses gehet durch alle Verhältnisse des Lebens, durch das Leben des Weibes und Mannes, des Mädchens und Knabens, der Jungfrau und des Jünglings, durch alle Stände, die obern und niedern, zu jeder Zeit und an allen Orten hindurch — es ist dieses die so eigene Eigenthümlichkeit der Pflicht, nur sich in ihrer ganzen Strenge, nicht dem Danke und der weichlichen Rücksicht angehören zu wollen; daß es wohl ausgemacht ist, auf nichts müsse die Erziehung so sehr bedacht seyn, als auf die Ausbildung und Gewöhnung des kindlichen Gemüths an diesen Ton der Pflicht, an pflichtmäßiges Handeln, pflichtmäßiges Leben. Wie viele mögen meinen, daß ja hierauf so wenig ankomme! Die Pflicht kündige sich ja schon von selbst durch Gesetz und Ordnung, durch Strafe und Verhängniß, durch das bürgerliche gesetzliche Leben in

großen und kleinen, weitern und engern Verhältnissen so streng an, daß es mit der frühzeitigen Gewöhnung des Menschen an die Sprache und den Befehl der Pflicht eben so Noth nicht thue. Und doch, Freundin, finden Sie mit mir in dieser Gewöhnung den Keim aller männlichen Tugend, aller wahren Aufopferung, alles wahren und glücklichen Lebens!

Denn was sind wohl in dem Menschen für zwei widerstreitende Principien! Das der Eigenliebe und der Vernunft. Jene in ihrer Anfoderung so mannigfaltig, sich so oft wiederholend und wenn sie gepflegt wird, so eigensinnig, übellaunisch, gebieterisch, bestimmend und alles mit sich fortreissend, wie die empörten Fluthen den verunglückten Seemann. Diese einsilbig, befehlend und unablässlich in ihren Geboten und Anfoderungen. Aber doch ist eine gewisse Macht der sinnlichen Kräfte in ihrer sich willigen Unterwerfung unter das höchste Gesetz und in der Ausübung dessen, was der oberste Wille gebietet, zur Vollbringung des Gesetzes nothwendig; da Schwäche oder auch die zu reiche und üppige Pflege, die Macht der sinnlichen Antriebe, jener tyrannischen Eigenliebe vermehrt und verstärkt. Sind uns selbst in dem kindlichen Alter bei der Weichheit seines körperlichen Zustandes und aller

Gefühle die sinnlichen Begehrungen nebst den Anfoderungen der Selbstliebe so herrschend und blickt in diesem Alter selbst nur durch diese eigennützigen Triebe wie hinter Wolken die Vernunft hindurch: so ist ja wohl nichts nothwendiger, als daß schon in dem kindlichen Alter das wuchernde Kraut, das um desto mehr wuchert, je lockerer der Boden ist und je weniger noch die Keime des edlern Samenkorns Wurzeln gefaßt haben, ausgerottet, wenigstens hie und da hinweggenommen werde, damit nicht das edle durch das unendle unterdrückt, das edle aber auch nicht in diesen noch zarten Keimen seiner Schutzwehr vor den rauhen Winden der Jahreszeit beraubt werde. Und worin liegt denn nun diese moralische Gewöhnung zur Pflicht mehr, als in dem pflichtmäßigen Verhältniße aller Umgebungen des Kindes, in welchen sich nur die Pflicht gleichsam bewegen und aussprechen kann!

Es giebt ein verweichlichender, die Kräfte der Seele schwächender Ton der Erziehung, — der bittende, wünschende, dankende, rücksichtsvolle Ton. Wir können ihn den philantropinischen nennen. Sehen Sie da den Vater — die Mutter, „sey doch so gut, liebes Kind" — „nimm dich in Acht — dem armen Kinde wirds zu schwer — du hast heute viel gearbeitet." Das Bedauern,

das Mitleid, die Verwechslung der Gutmüthigkeit mit der Pflicht ist der Erbfehler der moralischen Erziehung, wodurch das Kind bei allem moralischen Unterrichte in der Uebung der Pflicht, die streng, gebietend, unnachläßlich ist, durchaus unrichtig und ohnmächtig erzogen wird. Nehmen Sie zwei Kinder von entgegengesetzter Erziehung! Lassen Sie uns diesesmal das eine aus den vornehmen Ständen — das andere aus der ländlichen Wohnung nehmen — oder wollen Sie noch ein anderes belehrendes Beispiel — aus der heutigen Welt und der Welt unserer Voraeltern. Welches Kind wird pflichtmäßiger handeln, leichter tragen die Bürden des Lebens, mehr an gesetzliche Ordnung, gesetzliche Einheit halten, — mehr alles um der Pflicht, um des strengen Gebotes willen thun! Lassen Sie uns diese Frage nicht beantworten! Wir würden sie vielleicht zu laut zum Nachtheil unsers sentimentalen und beredten Zeitalters beantworten müssen!

XXVI.

Fortsetzung.

Sehen wir die Ordnungen, die Verhältnisse, die Stände des geselligen Lebens! Welches ist die

Harmonie dieser Ordnungen, Stände, Verhältnisse? Gehorsam, Pflicht, Handeln nach Einheit um des Gesetzes willen. Wo wir Dank verdienen wollen; da ist alle gesetzliche, pflichtmässige Ordnung, alles öffentliche und häußliche, äußere und innre Glück gestört. Denn wo kann uns der Dank werden, den das verweichlichte und immer nur auf neuen und erneuerten Dank ausgehende sinnliche Gemüth fodert! Der ehrsüchtige, eigennützige, sinnlichen Antrieben sich hinneigende Mensch ist nimmer gesättigt. Eine Welt, wo die thierischen sinnlichen Triebe herrschen, ist die Welt des Streits, des Haders, der Unzufriedenheit, die in sich selbst zehrt. Sehen wir also jene kleinen und große Dienste, Aufopferungen, die das Weib und der Mann, jenes in seiner Häußlichkeit, dieser in seiner weitern Verbindung auf dem Felde des Kampfes, auf dem Gebiete der friedlichen dienstsamen Arbeit, im Dienste des Hofes, auf der Stube des Gelehrten, in der Werkstäte des Handwerkers und bei dem sauern Schweiße des Schnitters auf dem Felde der Aerndte bringen und tragen muß! Wo hier nicht Pflicht und willige Erfüllung der Pflicht ist: da ist es um Ruhe und Glück und zugleich um die moralische Kraft des Herzens geschehen!

Und nun, liebe Freundin, lassen Sie uns davon eine Anwendung machen auf die Erziehung

des Knaben — oder vielmehr — Sie haben ja selbst diesen Punkt so belehrend berührt, auf die moralische Ausbildung des Mädchens. Was, meinen Sie, muß nicht das Weib alles um der Pflicht, um der so stillen sich selbst bewußten Pflicht in dem verborgenen Kreise der Häußlichkeit, auf den es beschränkt ist, thun und — leiden! Wenn es nicht, sagen Sie, für die Pflicht geübt und gebildet, nicht an jenen herrischen Ton — sagen Sie mit einer gewissen leisen Andeutung eines Verhältnisses, das doch für das Verhältniß des Gebieters so zweideutig ist — zu gehorchen gewohnt ist! Die häußlichen Geschäfte gehen so ins kleine und verschwinden fast in dem kleinlichen. Mit jedem Tage fangen diese Geschäfte an, mit jedem Tage sind sie zu Ende. Ein beständiges Anfangen und Aufhören und doch kein Vollbringen eines wichtigen Tagewerks, das zu Tage käme und wo dem Weibe gleichsam auf dem Markte der Welt sein gebührender Lohn würde. Doch welch schmählicher Lohn, rufen Sie aus, und welche verkehrte Ansicht jener Dinge, die kleinlich scheinen, weil sie im Verborgenen oder an kleinen Gegenständen geübt werden! Gerade in dem häuslichen Leben ist dieses kleinliche das größte — die Einstimmung und das gesammte Wirken der Kräfte nach Einem Ziele, zum Glück der Menschheit zur Erziehung und Bildung der Wahrheit. Glücklich,

daß die Natur, fahren Sie fort, es so angelegt hat, daß, was die Erziehung dem Weibe nicht giebt, das Gefühl ihm schon selbst verleihet, nämlich stillen bescheidenen Sinn für Aufopferung, Thatkraft zur That, Geduld zu gehorchen und auszuführen, was das Gebot und die Pflicht heischt.

Sie haben Recht, Freundin, wenn auch in diesem Denkmale Ihres Geschlechts ein kleines Selbstlob zu liegen scheinen sollte, so ist es doch gerecht. Mir selbst scheint in dieser eigenen und größeren Willfährigkeit des Weibes, der Pflicht unterthan zu seyn, in seinem pflichtmäßigen Wirken und Handeln, welche Willfährigkeit freilich vielleicht auch von der sanftern Natur eines weichen Gefühls begünstiget wird; und in dem dem Manne mehr und strenger anzubildenden Willen dem Willen ohne Leidenschaft zu gehorchen und dem Gesetze zu leben, der charakteristische moralische Unterschied zwischen dem Weibe und Manne, zwischen dem von minder starken Regungen bewegten weiblichen Herzen und dem mit regern Naturkräften ausgestatteten männlichen Gemüthe zu liegen. Dem Weibe kostet der Wille und die Freiheit weniger, dem Manne mehr, das Weib ist von Natur, der Mann durch seinen Willen williger!

Aber lassen Sie uns denn nun auch bei allem diesen gerechten Lobe die möglichen Fehler der Erziehung betrachten, welche sie dem Weibe entweder anbildet oder doch anbilden kann, wenn sie jene weiblichen naturgemässen Eigenschaften nicht ausbildet.

Es ist keine Frage, — betrachten wir das Leben des Mannes und Weibes — das Leben des Mannes sein ganzes Leben hindurch, ist es ein beschwerlicher Gang auf einem rauhen, mit Dornen besetzten Pfade! Das Leben des Weibes — der sanfte Weg auf dem gleitenden und an seinem Ufer mit Blumen umkränzten Strohme. Der Knabe muß bald aus seiner väterlichen Hütte hinaus, er eilt in das öffentliche Leben. Und da gilt denn das strenge Gebot der Pflicht, das Machtwort. Nöthig ist diese frühe Uebung, moralisch heilsam in jeder Erziehung! Das Mädchen weilt im Haûse. Wo ist hier aber nun Lehre und Unterricht, wo die mahnende, bie strafende Zurechtweisung! Vielleicht dürfte es hier nicht nöthig seyn? Die Gegenstände, die von dem Mädchen erlernt werden, der kleine mässige Umfang der Kenntnisse macht die rauhe Disciplin, die laute und vornehmliche Sprache der Pflicht nicht nothwendig. Aber eben darum ist vielleicht auch die pflichtmässige Uebung in den Verhältnissen des Hauses. die Gewöhnung des Mädchens

an Gehorsam, an duldsamen, der Pflichtuntergebenen Geist desto nothwendiger, eben weil jene Uebung im lernen, jene Untergebung des Geistes unter höhere und äußere Zwecke fehlet und doch, wie Sie es nennen, die Bestimmung des Weibes die nachhallende Stimme des Weltalls ist, zu gehorchen und zum Gehorchen mehr Kraft gehört, als zum Gebieten. Gehorchen heißt ja der Pflicht unterthänig seyn. Und in dem Gehorsam gegen die Pflicht — liegt da nicht die größte Freiheit!

Wird der Mann nicht glücklich, der nach Lohn und Dank handelt: wie noch weniger das Weib! Kann der Staat, wenn seine Söhne so ausgeartet sind, daß sie kein Gesetz, keinen Dienst mehr anerkennen, nicht lange blühen: so noch weniger die häußliche Staatsordnung, deren Oberhaupt und Unterthan zugleich das Weib ist, — wo noch größere Pünktlichkeit und Befolgung der Pflicht ohne Bitte und Dank — erfordert wird, wenn alles, wie die Alten sagten, im Hause wohl stehen soll.

XXVII.

Fortsetzung.

Welches auch die Verschiedenheiten des Alters und Geschlechts seyn mögen; so stehen sie alle un-

ter der höchsten Bedingung der Pflicht! Alles was der Mensch ist, soll er aus Pflicht seyn, was er thut, um der Pflicht willen thun. Durch dieses Bewustseyn des pflichtmäßigens Handelns werden eben alle Freuden erhöhet und Freuden — Zufriedenheit, Ruhe, Selbstständigkeit des Gemüths und jeglicher Gesinnung erzeugt, die kein äusseres Gut noch irgend eine andere Erziehung, als eben diese pflichtmäßige dem Menschen an — oder in ihm ausbilden kann. Und wie früh muß daher nicht diese Pflichtmässigkeit, diese Strenge und Ernsthaftigkeit der Erziehung beginnen, wenn nicht die sinnlichen Triebe, die so früh erwachenden sinnlichen Anreitze die Oberhand gewinnen und wie Unkraut sich über das Beet, auf welchem das edlere Samenkorn stehet, ausbreiten sollen. Sehen wir das Kind auf den Armen der Mutter, an der Hand der Wärterin, — wie verwöhnt schon, welche kleine Tyrannei übt schon seine Laune, sein Eigenwille, sein verzärtelter Sinn aus! Wie bald kann das Kind durch eine unzeitige, zu schonende Nachgiebigkeit, zum Eigensinn, zur Eigenliebe verwöhnt werden. Erblicken wir dieses nicht an dem kranken Kinde, das die Aeltern schonen mußten, — nicht, wenigstens die Erfahrung sagt es, an jenem erstgebornen, jenem einzigen Kinde, auf dem gleichsam die ganze Hofnung, das Erbgut der Aeltern ruhet? Das weichliche

Glück hat auch diesen Zögling verzärtelt, die Aeltern haben ihm, indem sie nur seinem Willen lebten, ihm die Herrschaft über sich eingeräumt. Und so sehen wir denn, wie groß und wichtig auch die moralischen Verschiedenheiten des beiderseitigen Geschlechts selbst in der Entwicklung der moralischen Natur seyn mögen, keinen Grund, einen Unterschied zwischen der pflichtmäßigen Bildung des einen und des andern Geschlechts zu machen. Wenn in dem wildern Knaben der starke eigene Wille sich unter das Wort der Pflicht beugen muß; so muß das weichere so leicht reitzbare und empfängliche Gefühl nicht weniger zur Pflicht und zum pflichtmässigen Handeln aufgerichtet werden. Wenn der Troz des Knaben dem Gebote, so muß die kleine tyrannische Herrschaft des Mädchens, ihre Einsichten, ihre häußlichen Gebote geltend zu machen, dem Machtworte des Vaters und der Mutter unterworfen seyn. Es findet — hier keine bessere Disciplin statt, diese kleinen moralischen Verschiedenheiten des Geschlechts zu ebenen und sie harmonisch zu bilden, als durch das große einstimmige überall einige Gesetz der Pflicht, alles nur um des Guten willen — nicht aber aus Herrschsucht, aus Dankbegierde, Ehrliebe oder wohl gar aus jener kleinlichen Gesinnung, „als thue man ein übriges" — zu thun. — Sie führen ja selbst Beispiele von kleinen und großen Mädchen

an, denen man den Ton der Verbildung, des Eigensinns, des Eigenwillens anhöre. Wenn es wahr ist, daß die Gefühle sich besonders durch den Ton — durch Musik offenbaren: so mag Ihre Bemerkung wahr seyn, daß das Mädchen mehr wie der Knabe, dessen stärkerer Wille offener Widerstand ist und sich in der trotzigen Haltung des Körpers zeigt, einer eigenen Skale von Tönen mächtig sey, nach denen sie das gute und böse, das rechte und nicht rechte auszudrücken wisse. Das Gefühl stellt sich mehr durch Musik, der Grundsatz mehr durch Handlung dar.

Sie fragen mich aber, was denn eigentlich diese pflichtmässige Erziehung sey, wodurch sie sich ankündige? Durch alles das, antworte ich, was das Kind in Rücksicht auf Pflicht — das heißt, auf das Wort der Aeltern thun muß. Das Kind kann noch nicht diesen abstrakten Begriff der Pflicht verstehen. Aber diese Pflicht ist der Wille des Vaters, der Mutter. Und wie nun der pflichtmäßige Wille in allem, was er will, sich als Gebot ohne Bedingung und Einschränkung ankündiget: so auch der Wille des Vaters, so das Wort der Mutter zu dem Kinde. Doch, liebe Freundin, wir werden auf diesen Punkt zurückkommen, wenn wir von dem falschen Ton der moralisierenden Erziehung sprechen. Jetzt noch einiges über die Ausbildung der

moralischen Gesinnung und dann zu Ihrem Briefe über den moralischen Einfluß der häußlichen Erziehung auf das kindliche Gemüth!

XXVIII.

Die Ausbildung der moralischen Gesinnung.

Wir haben uns bisher über die Ausbildung des kindlichen Gemüths in Hinsicht der mannigfaltigen Pflichten, welche der Mensch in den Verhältnissen zur Wahrheit, zu dem Besitz oder Eigenthum und endlich zu seiner befreundeten mit ihm lebenden Thierwelt zu erfüllen hat, unterhalten. Jetzt noch einige Worte, Freundin, über die Ausbildung der moralischen Gesinnung, des moralischen Herzens überhaupt. Denn wissen wir nicht, daß jede That mit einem verschiedenen Geiste vollbracht werden kann? Bald ist es das Gebot der höchsten Vernunft, nach dem wir aufsehen und uns zu handeln vornehmen, bald ein gewisser dem menschlichen Herzen inwohnender. gutthätiger kindlicher Geist, der uns zu dem Guten geneigt macht, bald eine theils aus Grundsätzen und Empfindungen und aus mannigfaltigen Lebensregeln angebildete Gesinnung. Wenn es nun nicht gleichgültig ist, mit welchem

Geiste die Tugend geübt werde: so kann es auch für die Erziehung nicht gleichgültig seyn, an welchen Geiste der Pflichtübung sie gleichsam das Kind gewöhnet. Und daß sie es auch wirklich nicht als etwas gleichgültiges und überflüssiges angesehen habe; sehen wir ja an den mannigfaltigen Formen der Erziehung, die sich nach den jedesmaligen herrschenden Systemen der Zeit bequemt haben. Vielleicht, Freundin, ist die Periode nicht längst vorüber, wo unsere jungen Erzieher ihre moralische Erziehungskunst von den vollendeten Moralsystemen entlehnten, nach denen man aber freilich wohl die Tugend beurtheilen, aber nicht den Menschen erziehen kann.

Ein jedes Alter hat seine Tugend — hat diese nicht auch, möchte ich sagen, ihr eigenes Geschlecht! Mit welcher Theilnahme, mit welcher freundlichen Gesinnung theilt nicht das Weib seine Wohlthaten aus, mit welchem höhern Ernst, mit welcher grössern Freigiebigkeit nicht der Mann! Das Weib scheint mehr in seiner freundlichen, theilnehmenden Gesinnung, der Mann mehr in dem, was er giebt und zu geben sich verpflichtet hält, das Almosen zu reichen. Das weibliche Herz scheint mehr theils von dem allgemeinen in ihm herrschenden, theils von den zufälligen, von Zeit und Umständen abhängenden Empfindungen, der Mann mehr von Grundsätzen, die sich nach und nach in ihm aus jugendli

chen Gefühlen, oder aus höheren Lebensregeln — abgezogen haben, beherrscht zu werden. Die Empfindung spricht so laut, der Grundsatz so bestimmend. Sollte denn also nicht vielleicht auch das kindliche Alter seinen eigenen Geist der Mildthätigkeit, der Theilnahme, der Tugend haben, welcher entweder in dem kindlichen Gemüth befestiget und bestärkt oder auch gebessert und nach einem höhern Gesetz geordnet werden muß.

Wie leicht und flüchtig ist nicht das kindliche Alter in seinen Gefühlen, wie flügelleicht in seinen Handlungen! Nur Sinnenreitz bestimmt es, der kleinste rege Hauch, der über die Welle hinwehet, thürmt sie auf. Es ist das kindliche leise Gefühl des Herzens, eben so leicht zu geben als zu empfangen, den ersten Eindrücken, den ersten bestimmenden Empfindungen zu folgen.

Sehen wir nur das Kind, wie es so scheu, so furchtsam vor dem dürftigen Kinde da stehet, das seine Mutter um ein Almosen bittet. So gern möchte es geben — aber die ungewohnte Bitte ist ihm noch fremd. Wie kann es sich denken, daß das bittende Kind etwas bedarf, da es ja selbst nichts bedarf und alles und alles hat! Mit Freude und Furcht läuft es zur Mutter hin, und reicht nun dem Kinde das kleine ihm gege-

bene Geldstück dar. Das erste Almosen, das wir austheilen, macht uns mit einer ganz neuen — dem Kinde ganz fremden Welt bekannt, mit der Armuth des nakten Bedürfnisses. Aber diese erste Scheu ist bald überwunden — das Kind reicht nun bald selbst die Mutter auffordernd das Almosen dar. Und nun fragt es sich — daß wir bei dieser so geringfügig scheinenden Frage einige Augenblicke verweilen — wie soll dieses kindliche Handeln gebildet? — von seinem Sinnenreize entkleidet oder zu einem vernünftigern Geben, zu einem vernünftigern Geiste des Gebens erhöhet werden? —

„Siehe Mutter, den armen alten Mann friert — der kleine Junge da, das arme Mädchen hat kein Kleid.“ So sind die Handlungen, so die Bewegungsgründe des Kindes! Alles nur von Sinn zum Sinn — was unmittelbar das physische oder sinnliche Gefühl des Kindes anregt, ist der Bestimmungsgrund des Handelns. Es ist das sinnliche Handeln des Kindes nach seinem spielenden augenblicklichen Kinderreitz. Oder — „siehe Mutter, da hat der fremde Junge diesen geschlagen, er weint.“ — Thränen sind für das Kind, wie für das Gefühl eines zartern Geschlechts, das Losungswort der Lossprechung, der Hülfe. Weiter untersucht das Kind nicht, ob das kleinere Kind

auch Recht, es nicht vielleicht die Thränen verschuldet habe. Kurtz der kindliche Geist des moralischen Handelns ist die Kindlichkeit des ansprechenden Gefühls, des unmittelbaren Bedürfnisses und des unmittelbaren Gebens. Denn was sollte das Kind von einer höhern Tugend, von einem höhern Geiste der Tugend wissen, was davon, daß es nicht bloß Arme und Leidende — sondern daß es auch andere Trübsale und Bedrängnisse in der Welt giebt, tiefere blutende Wunden, als jene körperlichen Bekümmernisse und Schmerzen — was von jenem Tugendgeiste des erhabenen und mit der Welt bekannten Herzens, nicht um des Gefühls sondern um der Pflicht, der Tugend willen zu helfen und zu geben. Ist denn nicht die Welt des Kindes die Welt des kleinen physischen Bedürfnisses, einer kleinen sentimentalen Empfindung — „da der arme Hund schreiet — das arme Kind weinet." Wie sollte das Kind eine höhere und weitere Welt von Bedürfnissen und Pflichten ahnden!

Und meinen Sie nun nicht auch, Freundin, daß man die kindliche Welt bei diesen ihren kindlichen Bestimmungsgründen lassen — und nicht eher stärkere und höhere Ansichten ihr anbilden müsse, als bis das Kind dem Sinnenreitze entwachsen zu einer höheren Tugend reif ist? Ich glaube nun

einmal nicht an kleine Catone, und an kindlichen Sinn als einer des Begriffs und des Geistes der Pflicht empfänglichen Gesinnung. Diese kleinen Catone möchten nur vor der Zeit grau, und mürrische, unfreundliche oder auch für Tugend und Glück gleichgültige Alte werden; und jenes kleine Mädchen, das so früh mit so anständigem und ernstem Tugendsinn die Wohlthaten zu geben weiß — bald vielleicht eine zu besonnene Haushälterin, der zu früh verschwendeten Freigebigkeit werden. — Lassen Sie uns die Tugend und die Verpflichtungsgründe jedes Alters ehren! In unserer Kindheit sind sie der flüchtige Instinkt des moralischen Gefühls — in dem erzogenen Alter die durch jene Gefühle sich bildende, befestigende und korrigirende Gesinnung, welche man den Charakter des Menschen nennt, und endlich drittens die Grundsätze — die Pflicht selbst, nach welcher wir über alles Gefühl und alle eigenthümliche Gesinnung erhaben, die Handlungen nach dem reinen, lautern Gesetze der Pflicht zu bestimmen suchen.

Was wir später in der Erziehung thun müssen, müssen wir nicht zu früh thun. Ich meine, daß in dem Alter, wo aus den Gefühlen sich die Gesinnung oder ein festerer bleibenderer Charakter bildet, die Erziehung erst eingreifen und diesen Charakter zu bilden suchen müsse. Denn gerade hier

ist die Aufsicht und die sorgsamste Obhut nothwendig, weil dieses Alter, wie die höher gewachsene Pflanze, so leicht eine dem geraden Wuchse entgegenstehende Richtung nehmen, so leicht ausschlagen — und sich zu bösen oder guten Früchten bestimmen kann. Es ist dieses das Alter, wo der Knabe, das Mädchen aus dem Knabenalter sich dem jungfräulichen Leben nähert. In diesem Alter bildet sich die Grundlage der bestimmten Gesinnung, und hier ist also vorzüglich Erziehung und moralische Anleitung nothwendig. In diesen Jahren gewöhnt man sich so gern, nach feststehenden Regeln zu handeln, man sondert sein kleines Lebenssystem von den dürftigen Erfahrungen, die uns hier noch zu Gebote stehen, ab. Und je mehr hier jugendlicher Ehrgeiz — Eigenliebe, Stolz, etwas großes vorstellen zu wollen und ganz oder bald erwachsen zu seyn, einreden: desto leichter kann hier Misbildung statt Bildung, so leicht jene moralische Manier hervorgehen, die gewöhnlich jeder hat, der und je mehr er sich in diesen Jahren nach sich und nach seinen beschränkten Erfahrungen bildete. Hier mag also die Lehre, der höhere Unterricht, die Pflichtenlehre anfangen.

Aber in der Kindheit, — wo das Flügelleben der ersten Anschauung, des ersten Reitzes, der leichtern bedeutungslosen Gefühle ist! hier lasse man

doch ja auch der Moral das Flügelkleid, ihre gefällige Einkleidung von augenblicklichen Tugenden! Was wollten wir denn für eine lange Moral mit dem Kinde anstellen, und es von unserm erhabenen Throne herab belehren, warum und wie man jene Almosen geben, wie man Wohlthaten austheilen, den Nackten kleiden, ihm beistehen müsse. Das Kind hat ja sein so unmittelbares, die Sinne berührendes Princip — "den armen Knaben frieret, hungert." In diesen Fällen, wo wir das Princip der Tugend nicht so weit zu holen brauchen, um zu helfen und zu rathen, sollten wir es auch bei den unmittelbaren — gleichsam menschlichen, wenigstens so unschuldsvollen Principien lassen. Das kindliche Leben ist mit einem so eigenen Reiz umfangen; so auch seine Unschuld, seine Tugend. Es handelt gut aus Sinnenreiz, es weiß nicht, daß und warum es gut ist. Ich weiß nicht, Freundin, ob diese Meinung so viel Widerlegung verdient, daß es um das Menschengeschlecht so schlimm nicht stehen würde, wenn wir zu unserm moralischen Handeln blos solcher äußerer unmittelbar zur Menschenliebe, zur Achtung auffodernder Bewegungsgründe brauchten — wenn wir nicht der Sinnenwelt entrückt, und gleichsam abgehärtet, der Blumenstaub von den leichten Flügeln abgestäubt, eines stärkern Windes, eines stärkern Antriebes bedürften, um das trockne Gefieder noch um die

Blumengefilde zu bewegen, und nun nach Gründen zu handeln, wo es vorher das gemüthliche leichte Gefühl that.

Ich kann mir die gesegneten Früchte nicht denken, die die moralische Erziehung des Kindes nach den Grundsätzen der reinen Tugend hervorbringen soll. Das Kind hat seine psychologischen Gründe zu Lastern, aber auch seine psychologischen Gründe zu Tugenden. Mag man auch dieses Handeln nicht Tugend nennen wollen, so wie jenes nicht verdient, Laster genannt zu werden. Wir müssen von dem Kinde nicht mehr fodern, als man von dem kindlichen Gemüthe verlangen kann.

Und nun lassen Sie uns jene ernsten Pädagogen sehen, die dem Kinde von der erhabenen freien Willensmeinung, von der reinen Tugend, von den reinen Pflichten vorreden! Was ist es anders, daß wir das würdige mit dem unwürdigen vergleichen, — als das Kind in ein zu weites Kleid passen oder eine Familienkomödie aufführen, wo zu viel Moral und zu wenig Fabel ist.

Da sehen wir wieder die gutmeinenden Mütter — wohl auch Väter, sie glauben das Kind recht früh an Mildthätigkeit, an die Tugenden

des menschlichen Sinns gewöhnen zu müssen — sie lassen durch das Kind die kleinen Almosen an Groß und Klein austheilen. Und fragen wir hier, ist dieses nicht vielleicht mehr gut gemeint als mit den Zwecken der Erziehung übereinstimmend? Die Gabe an den Armen ist nur dann Gotteslohn, wenn sie von dem Herzen, aus dem freien Antriebe des Herzens kommt. Warum also Gewohnheit — mechanische Angewöhnung! Habt ihr nicht erfahren, daß das Kind, welches in seinen kindlichen Jahren auf Eure Kosten freigebig war, bald, wenn es sich seinen eigenen Sparpfennig sammelt oder den ersten Sparpfenning zur Haushaltung anlegt, desto karger, bei Wohlthaten desto zaudernder und rücksichtsvoller ist. Und präget Ihr nicht so recht früh in die kindliche unbefangene Seele den kleinen Stolz von Selbstwerth — Ihr ziehet die Pflanze über sich hinaus. Das kleine Kind giebt dem Greise — der armen klagenden Mutter mit ihrem Säuglinge. O warum gebet Ihr denn hier wenigstens nicht selbst — Ihr Größern, Erwachsenen? Erhält nicht die Wohlthat neuen Werth, wenn Ihr es gebet — stellt sich nicht die Pflicht der Wohlthätigkeit in einem höheren Lichte, in größerer Würde — selbst unmittelbar als Pflicht, als schuldiger Tribut dar, wenn ihr statt des Kindes die Wohlthat reichet. Dem Kinde ist, was es von seinen Aeltern siehet, ein

ehrenwerthes, unvergeßliches Denkmaal, eine sichere mahnende unwiderstehliche Anleitung zu gleichen Thaten, zu gleichen Gesinnungen. "Dem armen Manne da habe ich es gegeben" plappert das kleine Kind — und die Handlung des Wohlthuns ist zur kindischen Kurzweil — zur kindischen Neugier geworden, die desto mehr dem bescheidenen kindlichen Sinn schadet, je mehr hier das Große mit dem Kleinen nicht allein in Parallele, sondern auch dieses über jenes hinausgesetzt wird. Denn das kindische Alter erhebt sich so gern durch das, was es thut, durch die äußere Form zu der Meinnng von einem größern und wer weiß welchem großen Selbstwerthe. Da giebt das kleine Kind — dem abgelebten Alten, welcher mit so vieler Achtung, mit so vieler Ehrfucht, in so weiter Entfernung gleichsam von dem Kinde betrachtet werden sollte. Wenigstens — wenn nicht die Lehre — doch das Gefühl sagt es uns, Freundin, daß wir es nicht gut gethan finden, so zeitig das kindliche Alter zu einem höheren zu erheben und da Gnade austheilen zu lassen, wo es nur tiefe Ehrfurcht fühlen sollte. Lassen Sie mich dieses — bestätigen nicht am meisten für uns die Wahrheit unsere eigenen Erfahrungen! — durch Ihr eigenes Beispiel, durch Ihre eigene kindliche Erfahrung bestätigen. Sie erzählten mir, was die Wohlthaten, die da an dem letzten Tage jeder Woche von ihren Aeltern wären

ausgetheilt worden, für einen erhabenen, mild den Eindruck auf ihr ganzes Wesen gemacht hätten. Sie hätten sich nur gewünscht, nun auch so groß zu seyn, um so wohlthun zu können. Sie wären von diesen Armen so entfernt mit so kindlicher Scheu stehen geblieben. Erzählten Sie mir nicht, was jene Scene, wo Ihre arme verlassene Mutter einmal mit Thränen reichlicher als je einen Hülfsbedürftigen beschenkt hätte, für einen unauslöschlichen Eindruck in Ihnen zurückgelassen hätte!" — Das sind denn, Freundin, die großen Lehren, die wir von unsern Aeltern in dem Recht- und Wohlthun erhalten. Diese Beispiele, die wir von unsern Aeltern sehen, erwecken und belehren mehr, als unsere eigenen kindischen Handlungen, die wir üben müssen. Das Kind mag geben — wo das Gefühl zu geben dringt, es mag nach seiner Art mit frohen Blicken geben. Aber nur mögen wir nicht aus den wandelnden Empfindungen die Vorsteher oder Fürbitter der Armen machen. — Lassen Sie uns nicht erröthen, Freundin, hier einige Beispiele aus unserm eigenen Leben gewählt zu haben. Es sind allgemeine Beispiele — und sind es denn nicht auch vorübergegangene Zeiten!

Nichts ist für die moralische Entwicklung des kindlichen Gemüths nachtheiliger, als es so früh zur verständigen — zur gereiften Vernunft erziehen zu wollen. Da nehmt Ihr Aeltern Eure Kinder

in Eure großen erwachsenen Gesellschaften mit, sie sollen, wie Ihr es nennt, sich gesetzt und anständig betragen lernen. Aber verliert denn nicht auch dadurch die Würde der Kinderstube, die Grazie des unbescholtenen Alters, der leichte fröhliche Kindersinn? Lasset doch die Kleinen unter den Kleinen — und lieber zehn kindliche oder kindische Unarten als Eine vornehme Manier, die dem kindlichen Alter so übel stehet. Lieber zehen Unbeholfenheiten, als eine verzärtelnde übertreibende Erziehung. Kinder müssen mit Kindern — aber nicht mit Erwachsenen leben. Diese sind die Hüter, die Vorsteher, die Erzieher. Zu leicht wird der kindliche Ehrgeiz, die Begierde vornehm zu seyn und etwas vornehmes zu werden, geweckt. — Doch wenn wir von der Bildung des Verstandes sprechen, mehr von diesen Nachtheilen der ehrgeizigen oder auf Ueberspannung der kindlichen Kräfte gegründeten Erziehung.

Ich erwarte, liebe Freundin, mit Freude Ihre Erinnerungen über einen Punkt, der mir in der Erziehungslehre so beherzigenswerth schien, ob es nämlich gut sey, dem kindlichen Sinn seine kindliche sinnliche Moral, daß ich es so nenne, zu lassen, oder ihm eine höhere und vernünftigere Denkart schon in diesem so sinnlichen und dem Gefühl hingegebenen Alter anzubilden? —

XXIX.

Die häusliche Erziehung.

Und hier kommen wir nun auf eine Frage so voll ernster und heiliger Betrachtungen, so voll glücklicher und freudiger Erinnerungen an unser kindliches Leben, wie wir zur Tugend geleitet wurden, die Pflicht kennen lernten, welches die ersten und auch jezt noch die kräftigsten und eindringendsten Aufmunterungen zur Uebung und Erfüllung des beschwerlichen Dienstes sind — auf die Frage, welches ist aber die pflichtmäßige Erziehung, welches ihre Mittel, welches ihre Bedingungen?

Und hier stellt sich uns nun wieder das häusliche Leben in seiner ganzen freundlichen und ernsten Gestalt dar, unser erstes spielendes und freudiges Daseyn — nicht allein blos in jenen Spielen der Kindheit, an denen sich unsere Sinne übten, nicht blos in jenen kleinen Kämpfen unserer üppigen Kräfte, wie diese erwachten und voll Leben in Handlung außer sich heraustraten, sondern in jener höheren und rührenden Gestalt, wie und wodurch sich unser moralisches Wesen zuerst entwickelte. Und hier finden wir denn das häusliche Leben mit allen seinen kindlichen Einfassungen, seinen rührenden Scenen, — unsere Aeltern, unsere Brüder und

Schwestern, unsere kleinen Gewohnheiten, unsern kleinen Diensteifer — das glückliche Eiland unserer Kindheit wieder!

Ja welches sind die Mittel der ersten Tugendübung, welches die Mittel, uns zur Pflicht, die höchste aller Tugenden, zu leiten? Es ist die Pflicht selbst, die in unsern Aeltern zu uns spricht — die strenge unerläßliche Uebung und Arbeit, an welche wir gewohnt werden — es sind die hohen, die vielwirkenden Beispiele unserer Aeltern — es ist das häusliche Leben in seiner Beschränkung und Ruhe, Einheit und Zufriedenheit!

Wie könnte denn das häusliche Leben gedeihen ohne Pflichten gegen Pflichten, — wo nicht diese Pflichten unverdrossen und unermüdet ohne Dank und Eigenliebe geübt werden, wo jeder thut, was und weil es zu seinem Dienst gehört. Ein freiwilliger und doch dienstpflichtiger Austausch von Kräften, Gefälligkeiten, Verbindlichkeiten, Aufopferungen und alles um der Liebe und der Pflicht willen! Denn wo Liebe ist, da ist auch Pflicht. Die Liebe krönet die Pflicht mit ihrem unverwelklichen Blumenkranze und die Pflicht bindet diesen Kranz. Da sehen wir Mutter und Vater in ihrem Verein zu sich selbst, zu ihren Kindern, zu ihren Geschäften, zu der ganzen Hausgenossen-

schaft. Wer möchte diesen glücklichen Verein beschreiben, wie hier die Arbeiten vollbracht, und der Lohn derselben von Herzen zu Herzen gebracht wird! wer hier die Beispiele aufführen, in denen sich das häusliche Leben im kleinen und großen mühet, den Pflichten getreu zu seyn und jede doch nur mit Liebe zu erfüllen. Es ist ein gleicher ungehinderter Fortgang dieses häusliche beschränkte Leben von Pflicht zur Pflicht, von Tugend zur Tugend, nicht daß man sich des Thuns und des Vollbrachten rühme, sondern jeder nur es als Pflicht ansiehet und darum es gern und mit Freude thut. O du heiliger Name Pflicht, die du nicht allein in deinem erhabenen Lichte da erscheinst, wo die Welt in großen weltberühmten Handlungen sich hinbewegt, sondern in dem stillen häuslichen Cirkel am meisten, am reinsten und in deiner einfachen göttlichen Gestalt ohne Wort und Rede, nur durch dein Thun — dich nur ankündigest, nicht wenn du vollbringen sollst, sondern wenn du mit edler Freiheit, Größe und ganzer Hingebung deines Geistes das Gute und Dienstmäßige vollracht hast! Da sehen wir denn den Gatten gegen die Gattin! die süße heilige Pflicht eines höheren Verhältnisses, eines himmlischen Lebens verbindet sie! Welche Hingebung, welches Leben des einen mit dem andern! Das Leben des einen scheint in dem Leben des andern zu verfließen, das Leben des einen mit dem

andern angefangen zu haben und auch in dem andern nur endigen zu müssen. Es ist eine Harmonie der Herzen, eine Harmonie der Pflicht. Die freie göttliche Liebe hat dieses Band gestiftet und die freie göttliche Pflicht heiliget dieses Band bis zu einer Ewigkeit hinüber, wo keine sterblichen Dinge die Harmonie der Seelen stören und unterbrechen.

Und da sehen wir denn wieder diese Aeltern zu ihren Erstgebornen — zu allen den Bildern ihrer Liebe, ihres Seyns, ihres Wesens — zu dem, was Gott aus sie selbst schuf. Welche heilige Erfüllung der Pflichten hier! Sehen wir hier die Sorgen und Freuden des Vaters um sein Kind, die Mutterthränen, die Muttersegnungen — bei Tag und Nacht, am Busen und auch in der grösseren Entfernung des Kindes! Welche Minuten zählen hier die Gedanken der Aeltern, in welchen sie um ihren Kindern verweilen, welche sich selbst vergessende Pflicht alle die Mühen, Sorgen, den freudigen Seegen, die Dienste, die Aufopferungen! Und doch alles um der Pflicht und aus Pflicht. — Und wenn nun das Kind diese Sorgen und Aufopferungen findet, ahndet, und bald, bald deutlich in seinem innersten Seyn, mit vollem Bewußtseyn in und an sich selbst begreift: sollte dieses nicht die beste Lehre der Pflichten, die belehrendste Aufmun-

terung zu gleichmäßiger pflichtmäßiger Gesinnung durch das ganze Leben seyn! O gewiß diese Vater= und Muttersorgen, diese Nächte und Tage, wo die Aeltern für uns waren, vergessen wir nie! Es ist die Flammenschrift in unserm Busen, in der die guten, edelsten Thaten der Welt aufgezeichnet sind und die uns zu gleichen seegensvollen Thaten und Gesinnungen anfeuert! Wissen Sie nicht, Freundin, wie wir uns da so oft über unser kindliches Leben unterhielten und doch alle unsere Erinnerungen endlich da stehen blieben, wie der Vater, die Mutter sich da um das kleine Kind gemühet, — wie in den kleinern und größern Gaben, in den kleinern und größern Freuden, die der sorgenvolle Blick das sorgenvolle Herz der Aeltern dem Kinde gaben, die zarten Keime liegen, die von Vater und Mutter in dem Herzen des Kindes gepflanzt wurden, um einst in gleichen und von Nachkommen zu Nachkommen unsterblichen Thaten aufzugehen. O wie oft sahen wir denn da unsere Mutter sich um das kleine kindliche Bett des kranken Säuglings bemühen, den Vater für das sterbende Kind bitten! Welche schlaflose Nächte — welche Gedanken um das Wohl des Kindes, welche Wünsche, alles, alles hingeben zu wollen, nur dies Eine — dies Eine wolle der Himmel lassen! Wer unter uns sollte nicht mit gleicher Wehmuth und Freude, gleicher Rührung und gleichem Gefühle des

Dankes auf diesen Augenblicken der Kindheit verweilen, wo die Pflicht so laut und erhaben, so vollgültig und alles Irdische vergessend handelte, — wer nicht diese Lehren einer ewigen Tugendübung an diesen Bildern der Vergangenheit erblicken — als nur der unglückliche vater- und mutterlose Waise nicht!

Beispiele sind die ersten kräftigsten Belehrungen der Pflicht und der pflichtmäßigen Gesinnung. Und darum sei uns das häusliche Leben, die häusliche Erziehung gesegnet! Hier treten diese Beispiele von Tage zu Tage mit immer erneuerten Glanze und Eindruck und mit so vielem Eindrucke und so großer Rührung für das Herz auf.

Ist denn aber dieses alles, was das häusliche Leben der Tugend gleichsam giebt und wo es für Pflicht und Pflichtenlehre lebt! Sehen wir da den kleinen Familienkreis selbst — das Kind zum Kinde, den Bruder zur Schwester — eine kleine Welt nicht allein von sich übenden Kräften sondern auch von sich entwickelnden moralischen Gesinnungen. Da der kleine Eifer des Mädchens um das Wohl des Bruders — da die gegenseitige Dienstsamkeit, Willfährigkeit, Arbeitsamkeit. Eins stehet unter dem andern, eins über dem andern. Und so reiben sich die Kräfte, so übt sich der Wille des kleinern an dem grössern. Diese kleine Welt von

immer neuen Begehrnissen ist die Schule der Bildung des Diensteifers, der Gefälligkeit und Hülfe, des moralischen Lebens des einen in dem andern. Und hier sehet Ihr denn wieder, arme mit dem Seegen des Himmels, mit der besten Vatergüte ausgestattete Aeltern, ihr die ihr für Eure Kinder so viele Bitten zum Himmel, zum Vater da oben zu senden habet — sehet den Seegen des Himmels in Euren Kindern! Das Menschengeschlecht kann sich ja nur durch seine Zahl — durch seine Größe bilden. So auch das Menschengeschlecht im kleinen, diese kleine freie Welt von unmündigen Kindern. So haltet Ihr aber doch ja auch Euren größten Seegen, Euren ewigen Reichthum dazu an, daß er immer größern Seegen und Reichthum bringe — haltet Eure Kinder zu jener Willfährigkeit, einander zu dienen, für einander zu seyn, zu jener Unterordnung oder Gleichheit an, daß eins dem andern diene, und für das andere denke und arbeite, daß so in diesem kleinen noch unmündigen Geschwisterleben das große unendliche Ganze der Pflicht und Pflichtübung sich darstelle, mit dem freien Willen nur in dem andern zu leben und in ihm sich zu offenbaren. Mag doch da manches Unfertige, Ungefällige, weniger Schöne zum Vorschein kommen, was da die reichen vornehmen Stände durch ihre erkauften Dienste und Wiederdienste, die — so leicht mit Golde aufgewogen werden können, vermeiden

und die Kinderstube so in einen Putzsal, die kleinen Kinder in schöne Puppen verwandeln — möget ihr, arme Aeltern, das nicht haben, nicht können! glaubt, das schöne entstehet aus dem weniger schönen, die Kraft aus der Uebung der Kräfte, die Freiheit aus dem Gehorsam, die Liebe aus dem Dienste. Geschwister, die sich Dienstgenossen seyn mußten, leben auch immer für einander — ihre Liebe ist auf den schönen Namen der Pflicht, auf das frühe hülfsbedürftige, hülfeleistende Leben gegründet. Worin und wodurch zeigt sich denn auch am meisten unter den armen hülfsbedürftigen Menschen die Pflicht — der freie Wille — das Herz, die Vernunft! Eben durch die Bereitwilligkeit zu dienen, im Gehorsam und Pflicht zu dienen. Welcher Mensch, der früh geübt wurde, Pflichten zu leisten, wird sie nicht immer gern leisten! Die Bruder- und Geschwisterliebe — die Dienstfertigkeit unter den Kindern ist der sicherste Bürge und das heiligste Unterpfand für eine immer thätige, gleich willige Dienstfertigkeit. Und warum wollten wir nun diese kleinen Dienste und Pflichten, Uebungen und Arbeiten des Kindes gegen das Kind mit Worten nennen — wie auch alle diese Kleinigkeiten, was das Kind an dem Kinde üben kann, mit Namen nennen! Liegen sie nicht in der ganzen Oekonomie des hülfsbedürftigen Lebens? Das kleine Kind ziehet das andere an oder aus — trägt

ihm zu, — leitet seine Schritte, kurz spielt Vater und Mutter, Dienst und Hausgenosse. Im Ernst oder Spiele — diese Uebung ist die Schule der Pflichtübung — eine Uebung, die durch keine Lehre, keine Vorschrift, durch keine jener täglichen Ermahnungen und Bitten an die Kinder ersetzt werden kann, sich an Arbeit zu gewöhnen, weil Arbeit freue und nütze! Wißt ihr denn nicht, daß Uebung des Willens mehr hilft, als Uebung des Wissens, unmittelbare Anwendung, unmittelbares saures und eifriges Bemühen mehr, als aller ernster und doch unausgeführter Vorsatz eines Lebenswandels, der nicht geübt, an dem wir nicht gewohnt worden sind? Und wie ist diese Schule, diese Uebung des Kindes an dem Kinde, wo es dasselbe leiten, mit ihm seyn, für dasselbe sorgen, seine kleinen Bedürfnisse herbeischaffen, ordnen muß, — kurz jener Dienst des größern an dem kleinern und des kleinern an dem gleichen und kleinen Kinde von Nutzen und heilsamen Folgen! Der Eigensinn des Kindes wird durch den kleinen Eigenwillen des andern geheilt, das Kind siehet hier zum erstenmale — eine große Erfahrung für das künftige Leben! — daß es nicht nach seinem Willen gehen könne, sondern daß der freundschaftliche Bezirk des Lebens ein Nachgeben und Nachgeben, eine Milderung und Schonung des Charakters sey. Möget Ihr denn daher auch Aeltern nicht

allein mit Lust, sondern auch mit heiliger Freude jenen Spielen, jenen unbehülflichen Spielen und Zeitvertreiben zusehen, wo ein Kind des andern Dienerin und Gehülfin ist — möget ihr diese Spiele der kleinen freudigen Beihülfe nicht allein befördern, sondern auch mit Ernst den kindlichen Sinn zu diesem Fleiße, zu dieser Dienstsamkeit, zu dieser gegenseitigen nothwendigen Behülflichkeit des einen für den andern in kleinen und grossen Dingen erhalten. Und welcher Staat — welche Kinderstube würde euch denn da besser gefallen? Da wo Kinder die Dienerinnen, Gehülfen und sich selbst genug sind, oder wo große Diener und Dienerinnen — das Arbeiten erschweren, ersparen und eben dadurch die wahren und durch dieses Dienen noch mehr erregten, kindlichen stolzen und auffahrenden Ansprüche — wunder was großes diese kleine Welt vorstelle! — bis ins ungemessene vermehren. Die Arbeit, die man selbst thut, ist die beste Lehrerin der Zufriedenheit, des bescheidenen in sich lebenden Sinns.

Der große ehrwürdige Name der Pflicht ruhet nicht auf jenen Wellen und Wogen der Worte, sondern auf Handlung und That. Handle nur, wenn du die Pflicht kennen lernen willst! Daher ist nichts nothwendiger für die pflichtmäßige Erziehung des Kindes, als es in Arbeit zu üben, an

Arbeit zu gewöhnen. Die Arbeit, die streng vollbrachte Arbeit ist der Ruhm und der Ausdruck der Pflicht. Arbeit muß um der Arbeit willen gethan werden. Hier kein Lohn, kein Dank! Lohn und Dank erniedrigen die erhabene Arbeit des Willens zu einer freiwilligen oder willkührlichen Ergiessung der Ehrliebe, des Eigennutzes um des Dankes, um des Lohns willen. Das ist der Dank, seine Arbeit vollbracht — das der Lohn des Kindes, seine Arbeit gut geendet zu haben, und nun den Ertrag, den Lohn davon in seinem fröhlichen Gewissen — in den kleinen Schwielen seiner Hände und in dem heitern zufriedenen Blick der Aeltern zu finden. Jeder Ruhm der Worte ist hier eitles Gepränge einer schuldigen That, welcher das Kind nur zu früh verwöhnt, — alles nach Gefallen — entweder aus seinem eigenen oder dem eines andern — es aus Gefälligkeit, und nicht um der stillen stillschweigenden Pflicht willen zu thun. Eure Kinderzucht in Strenge und nach dem Buchstaben des Gesetzes ist hier so viel werth, als jede löbliche That, als die Erziehung des Menschen für den Dienst des ganzen Menschengeschlechts.

Und wie früh muß nicht der Mensch an Arbeit, an die Pflicht der Arbeit gewöhnt werden, wenn er sie lieben, nicht mehr gern ohne sie leben soll! Sehet da den kleinen Knaben! Seine spielenden Kräfte

heischen Handlung, er will Abwechselung, er arbeitet, zerstört, verändert, will helfen — aber alles um seiner Lust, gleichsam zur Stillung eines natürlichen in dem kindlichen Alter so regen Instinkts willen. Aber laßt nur den Knaben, das Mädchen ein wenig weiter an Jahren heraufkommen! Die anfängliche Lust — es war eine Sinneslust, — versiegt. Die Kräfte gehen in weitere Zerstreuung oder in den so nahe angrenzenden Müssiggang über. Und nun eben ist es Zeit, diese Kräfte zu fesseln, zu einen. Vorher übten sich die Sinne. Jetzt muß der Wille durch Einheit, durch aufgegebene strenge Arbeit geübt werden. Sonst sehen wir selbst in dem gesellschaftlichen Zustande den Müssiggang des Naturstandes. Das kleinere Kind arbeitet wohl gern, den hier ist es noch sein Spiel; aber nicht das größere, weil es eben nun Arbeit ist und seyn soll. So aber ist nun auch kein Widerspruch mit der oben aufgestellten Lehre. Das Kind nicht zu früh, zu streng zur Arbeit anzuhalten, damit es nicht der Arbeit verdrüßlich werde, ehe es noch zu derselben erwachsen sey. Was verstehen wir denn hier unter Arbeit! Eine jede jedem Alter angemessene Thätigkeit in Spiel oder Ernst, körperlich oder geistig, in Anschauungen oder Begriffen — kurz daß nur alles mit einem gewissen Ernst des Gemüthes und mit jener Ordnung geschehe, die die Zierde und die Lehrerin der Pflichtmässigkeit ist.

Und so kommen wir denn noch einmal auf jenen ernsten Ton des Befehls und der Pflicht zurück, mit dem der Vater und die Mutter zu dem Kinde sprechen und ihr Verhältniß zu ihm bei allem kindlichen noch so zarten Wohlwollen, bei aller noch so innigen und fürsorgenden Liebe, heilig halten müssen. Was der Vater sagt — muß das Kind thun, ohne Widerrede, ohne Einrede — was die Mutter will, das Kind thun ohne Weigerung und Fürbitte. Streng muß der Wille der Aeltern seyn, denn er ist der Ausdruck der Vernunft, der Pflicht — zart und innig das Herz, denn es ist der Ausdruck, die Stimme der Natur. Aber die Vernunft muß über das Herz, der Wille über die Natur siegen. Wo das Gegentheil ist, da erwächst der Mensch zu einem üppigen Stamme, dessen Zweige sich weit und weit ausbreiten, aber nicht zum Himmel sehen, sondern durch ihre eigene Schwere gleichsam erdrückt auf dem Boden liegen und in neuen geschlagenen Wurzeln mit dem Gipfel Nahrung aus der Erde saugen.

XXX.

Entbehrung, Mäßigkeit, Ausdauer, die Bedingungen der moralischen Erziehung.

Sehen wir da den kleinen sinnlichen Menschen mit seinen schon so großen, so vielfältigen Ansprüchen! Seine Natur muß frühe bekämpft, seinen Antrieben frühe widerstanden werden, wenn nicht die unedleren, so bald erwachenden Triebe über die edleren noch schlummernden Keime siegen und diese nicht unter dem verwilderten Aufwuchs jener üppigen und immer mehr nach der Sinnenwelt sich hinneigenden Kräfte unterdrückt werden sollen. Sehen wir da den Menschen in den gesammten Anlagen seiner Natur. Mehr Körper als Geist, mehr Sinnlichkeit als freier Wille — mehr Thierheit als Sittlichkeit! Die Einbildungskraft, die Phantasie, jene schöpferischen, den Menschen über die beschränkten Gebilde der Sinnenwelt hinaussetzenden Vermögen, buhlen bald schmeichlerisch und mit Verlust ihrer eigenen Kraft um die niedern Lüste, wenn diese Rosse der Vernunft und jedes hohen Fluges nicht frühe gezügelt und frühe gleichsam nach den Gestirnen — der Sonne zugeleitet worden sind. Wie verheerend, wie kleinlich da die Einbildungskraft, wenn sie sich in den kleinlichen Dingen der Welt verliert! Statt der Genien, die ihren Pfad zum

morgenrothnen Himmel leiten sollten, stehen nun Laune, Eigenwille, trüber Sinn zur Seite und verdunkeln den Pfad, den sie mit ihren dem freien Willen gleichen Schöpfungen erfreuen sollte. Hier sehen wir das Gefühl — dieses so laute, so empfänglich wiedergebende und zusprechende Vermögen! Wie reich und arm, wie mächtig und ohnmächtig, wie bedürftig und im Besitz einer allgenügsamen Ruhe ist der Mensch, wenn dieses Gefühl nicht beschränkt, oder über seine Schranken hinausgeführt worden ist. Das Gefühl ist das Kind der Natur: immer muß es an der Brust der Natur liegen, immer auf die friedlichen einfachen Töne der Natur hören, wenn es nicht ausarten und Einbildung statt Wahrheit, Wahn für Wirklichkeit eintauschen, nicht mehr betrüben als beglücken soll. Das Gefühl ist gleichsam die Aeolus Harfe der Natur. Die leisen Weste geben ihre Accorde harmonisch an — aber die rauhen getheilten Winde stürmen in ihre Saiten und geben ein klagendes, tausendfältig getheiltes Echo. Sehen wir da endlich den physischen Menschen, das irdene Gefäß von Thon, aus so weicher Masse, mit den so vielen darauf gebildeten Formen und bunter Farbengebung. Die irdischen Begierden, die Willensmeinungen, der Eigenwille, die Empfindlichkeit, die Anmaßung, das mit eitlen Ansprüchen erfüllte Herz sind diese bunten Bilder. Und wer könnte

noch zweifeln, daß die Erziehung, welche diese Triebe, diese Ansprüche, die so frühzeitigen Einbildungen in dem kindlichen Herzen bekämpfen soll, die der Pflicht ist, und daß es einer solchen strengen pflichtmäßigen Erziehung bedarf, wenn der Mensch seiner Pflicht getreu und glücklich werden soll. Glücklich! — welches vielgetheilte, verschiedenartige, chamaeleonische Wort, das seine Bedeutung, seinen Sinn immer ändert, je nachdem die Sonne scheint oder der täuschende Schein des Mondes in dem menschlichen Herzen auf und niedergehet. Ein Wort ohne festes Zeichen und denn doch so allgemein über die ganze Erde verbreitet. Ist das Glück der Besitz von allem, was die Sinne und das Herz verlanget, die Erfüllung aller Wünsche, aller Begehrnisse, aller schmeicheln den Hoffnungen? O die irdische sinnliche Lust läßt den Menschen arm und verarmt ihn nur um desto mehr, je mehr sie ihn auf den Wogen der ungestümen Sinnenlust hinschiffen und ihn nicht zu sich selbst — zu seinem über die Erde erhabenen Willen — diesem Willen, der am wenigen genug hat, wenn es nur der Pflicht genügt aber auch in allem arm ist, wenn dieses Alles nicht der Ausspruch der Pflicht ist, — in diesen Hafen der Ruhe heimkehren läßt. Und was ist denn dieses Alles und Wenige, das den Menschen so glücklich und zufrieden macht! Die Pflicht, ihr Thun und Handeln —

der angebildete, erzogene Wille des pflichtmäßigen Lebens.

Sehen wir das Kind noch in seiner frühsten Kindheit — wie bald kann es schon zu allen den Verlangen und Ansprüchen, die nie den Menschen zu der getreuen Erfüllung der Pflicht kommen lassen, verwöhnt werden! Sehen wir da seine kleinen Begierden, wie sie sich weiter und weiter ausbreiten — seine Sinnlichkeit, wie sie sich immer mehr und mehr ihre Herrschaft befestiget! Bald ist der Mensch erwachsen — und wurde er nicht früh an dem Gängelbande schon an Pflicht — Entbehrung, Anspruchlosigkeit — an das Wenige, was der Mensch bedarf, gewöhnt; so ist er der nimmer Gesättigte, — der Unglückliche!

Entbehrung — Ausdauer — körperliche Stärke dies sind die Mittel der getreuen Pflichterfüllung.

Körperliche Stärke. Wir verstehen nicht darunter das Mehr oder Weniger der physischen Kräfte, sondern die Unterwerfung des Körpers unter dem heiligen, obersten Willen. Wo der Körper nicht frei ist, da ist es auch die Seele nicht. Denn die Seele wohnt in dem Körper und sie kann nicht ohne den Körper wirken. Wo der Körper also nicht dienstbar gemacht ist: da ist es mit allen Worten

der Freiheit und des freien Handelns nichts. Denn der Körper hat eine zu mächtige Zusprache zu dem Willen. Ist diese Zusprache nicht frühzeitig zurückgewiesen worden; da dient nicht der Körper, sondern die Seele dem Körper. Wir verstehen also unter jener Stärke das Gleichgewicht des Gefühlvermögens, die Grenzen seiner Herrschaft nicht zu überschreiten, jene Gewöhnung des Körpers an rauhe Luft und Witterung — das ist an Leiden und an alle die kleinen Unfälle, ohne welche das menschliche Leben nicht bestehen kann. Es giebt ein Zartgefühl des Körpers, welches den Menschen in aller seiner Kraft, mit der er sich behaupten soll, so schwach und eingeschränkt macht. Es entstehet aus diesem Zartgefühl der kraftlose Wille — nur dann zu handeln, wo es der Körper zuläßt. Der Wille ist nun an den Körper und an die weiche Kraft des Körpers gebunden. Sie sehen hier die Folgen der Verzärtlung des Menschen in dem kindlichen Alter, nicht allein daß es dem Körper, sondern auch dem freien Handeln schadet. Unter dieser Verzärtelung verstehen wir die weichliche körperliche Pflege. Man muß den physischen Kräften etwas zutrauen, man muß sie sich selbst überlassen, sie müssen im Kampfe mit der Natur geübt werden, wenn sie das bewegliche Werkzeug seyn sollen, mit welchem man alles ausführen, alles, was der gute Wille will, vollenden kann.

Daß wir doch nicht glauben, daß nur das Wort Freiheit — nur die Lehre, "sey und handle frei" den Menschen frei mache! Es ist dieses eine ideale Erziehung ohne Erfahrung und Wirklichkeit. Der Mensch ist schon von seiner Vernunft aus frei. Aber um frei zu handeln, bedarf es der Disciplin, der Zucht, der Bildung der äußern Hülfsmittel. Und diesen Zweck hat denn die Erziehung — körperlich und sinnlich den Menschen so zu bilden, daß er seinen freien Willen geltend mache, bei aller Naturnothwendigkeit, bei allen Uebeln, die er fühlt, denn doch nun frei sey, dadurch daß er sich über diese Uebel, über diese Leiden der körperlichen Natur erheben könne. Sie verlangen ein Beispiel von dieser verzärtelnden, verbildenden Erziehung! Wir müssen sie aus den höheren Ständen, wo tausend Hände für einen arbeiten, wo die Kunst und die vielbedürfende Kunst die Natur ersetzen soll, hernehmen. Sehen wir da das vornehme Kind, wie es, wenn es bei dem kleinsten Unfall schreiet so viele Menschen gleich herzulaufen! Das Kind hat keinen Willen, es kann keinen haben. Denn vor dem Willen ist ja schon die Hülfe da. Das Kind kann seine Kräfte, seine körperliche Ausdauer nicht üben — es wird verweichlicht, verzärtelt. Was heißt denn das in der gemeinen Sprache — "das Muttersöhnchen". Ist es nicht das Kind der verweichlichten Pflege? — Sehen Sie aber da

den Knaben, der sich selbst helfen, seine Kräfte üben mußte — das Mädchen, welches sich selbst an und auskleiden, sich selbst seine Bedürfnisse herbeischaffen mußte. O daß man es doch glauben möchte, daß in diesen Selbstdiensten die große Uebung der Tugend, der Selbstständigkeit, der freien, sich von dem Dienste des Körpers frei machenden menschlichen Natur liegt!

Ausdauer — Entbehrung! Entbehren heißt an nicht viel gewöhnt worden seyn, so daß man endlich diese Entbehrung selbst nicht fühlt und darum reich ist. Das ist ja eben der Segen der häußlichen beschränkten Erziehung, daß sie den Menschen das Entbehren, den Reichthum im wenigen lehrt, daß sie ihn geschickt macht, in allen Lagen und Verhältnissen auszudauern und sich auch in den Lagen, die den Wünschen nicht entsprechen, nicht unglücklich zu fühlen. O der Mensch bedarf so wenig — und so viel! Der Mensch ist ein so leicht und mit wenigem befriedigendes Geschöpf und denn doch so verlangend, wenn seinen Begierden geschmeichelt worden ist, wenn sie früh an Herschsucht gewöhnt worden sind. Eine der größten und wichtigsten Lehren für die moralische Erziehung des Kindes ist also, es in Noth d. h. in der Zufriedenheit mit wenigem zu erziehen — eine der ersten Lehren, das

Gefühl, das Verlangen des Kindes zu schonen. Sehet da das Mädchen — ein Band ist seine größte Freude, sein größter Reichthum und wie glücklich fühlt es sich in diesem Besitze! – Sehet da den Knaben, er hat nichts, das Mädchen kann nicht, wenigstens ohne eine kleine Schmeichelei seines mädchenhaften Sinnes bestehen — der Knabe sucht es erst in der Welt auf. Das Mädchen ist schon früh reich, dies sind seine Bänder, sein einfaches rothes Band. Der Knabe soll seinen Reichthum — was er thun kann und soll, erst in der Welt suchen. Dem Knaben ist die ganze Thatkraft seines möglichen Willens sein, dem Mädchen mehr der Sinnen schmeichelnde Reitz, mit dem sich der häußliche gute Wille, die Eintracht, der Friede vereint. Das Gefühl des Kindes, sagten wir oben, muß geschont, gemäßiget werden, daß heißt das Kind muß auf das einfachste, wie die Natur selbst auf Wiesen und Auen ihre Kinder erziehet, erzogen werden. Freilich könnet ihr da im Garten manche schöne Blume erziehen, aber es sind die hoffartigen Blüthen mit prunkenden brennenden Farben, nicht die bescheidene Bume, nicht jenes Blümchen Wunderhold, das Seegen und Seegen bringt.

XXXI.

Die häusliche Erziehung des Weibes.

O, lassen Sie uns den Werth jener idealen und vornehmen Erziehung nicht zu hoch anschlagen! Sie sprechen zwar selbst, liebe Freundin, der beschränktern, einfachen gemeinen Erziehung das Wort; doch aber meinen Sie, müsse auch hier zwischen der Erziehung des Knaben und Mädchen ein Unterschied gemacht werden. Der Knabe habe jetzt und künftig so viele Gelegenheit sich zu bilden. Soll das Mädchen nichts weiter als Hausfrau, — Haushälterin seyn? — O daß wir doch den Beruf nicht verkennen möchten, der in diesen großen und einfachen Worten liegt. — Lassen Sie uns das Weib erstlich in seinem Verhältnisse zu der allgemeinen Welt, zum Vaterland, zum väterlichen Boden, dann zu jenem kleinen heimischen Zirkel — zur Küche und Keller, zur Haushaltung — das Weib als Gattin, als Mutter betrachten!

Die Kennzeichen, in welchem sich der eigenthümliche Charakter eines Volks hervorthut, ist seine Sprache, seine Religion, seine Weiber und Töchter. Alles andere ist mit der Zeit, durch die Gefühle, durch Gewalt, durch Recht entstanden.

Jenes sind gleichsam die Gottesurtheile über die Sittlichkeit, über den Willen, über die Güte des Volks! Die kraftvolle Sprache, und die Liebe des Volks zu seiner Sprache verkündet den National-Geist. Die vaterländische Religion die Bildung des höhern Sinnes, die Kraft in Tugend und Würde, das Verein der Einbildungskraft mit der reinigenden und läuternden Vernunft. Und das Weib — die Vaterlandsliebe, das heimische Glück innerhalb der Terminen, die um den Bezirk des väterlichen Bodens stehen!

Wovon gehet aber nun wohl mehr die Heiligkeit, die fromme Sitte des Vaterlandes aus als von dem Heerde, den die Laren beschützen, von jenem bescheidenen, in sich ruhenden Sinne, der das Große und Edle nicht nach seinem Umfange, sondern nach dem innren Werthe der Handlungen mißt. Wo blühet mehr das Wohl des Vaterlandes, — da wo die Tochter entartet, wie der Sohn das Fremde heischt, oder daheim seine Sitten, seine Gewohnheiten, seine Frömmigkeit und Tugend in Schutz nimmt? Ich weiß nicht, es scheint mir mehr, als man glaubt, auf die häußliche fromme Erziehung der Töchter das Wohl des Vaterlandes zu beruhen. Denn wo sich der Mann glücklich fühlt, da ist gewiß auch das gute Vaterland, und der Mann kann sich doch gewiß nur bei

seinem guten heimischen Weibe, das ihm das Vaterland giebt, glücklich preisen. Und sollte nun die Bewahrung jenes häußlichen stillen Sinns — die Erziehung der Töchter in beschränkter Sitte und Häußlichkeit — nur das Vaterland, nur sich — nur seinen kleinen Familienkreis zu kennen, nichts zur Erhaltung des Vaterlandes, nichts zur Würde, zu unserm Glücke beitragen? Der zerstreuende Sinn des in Zerstreuung, und wilder — Lust erzogenen Mädchens artet gar zu bald in völlige Entfremdung aus. Ein Mann kann sich leicht wiederfinden — aber das Weib so selten!

Aber lassen Sie uns in den Gränzen des häußlichen Bezirks selbst bleiben! Wo ist mehr Glück, — wo das Weib zur Pflichtmäßigkeit erzogen einen sich selbstgenügenden Sinn heget, Pflichten gegen Pflichten übet, alles um der Pflicht willen thut, im wenigen glücklich ist, auch in Leiden und Schmerzen den weiblichen selbstständigern Sinn nicht verläugnet — oder da — wo das Weib — doch lassen Sie uns dieses Beispiel nicht ausmalen. Wir können uns ja die Entgegensetzungen so leicht denken! Darum nun — und eben darin haben Sie Recht — ist auch die pflichtmässige und pflichtübende Erziehung des Mädchens so nothwendig! Was kann leichter entarten, als das Gefühl. Und lebt nicht das Weib in Gefühlen? Der Ton ist der

weiche Hauch des Gefühls. Darum auch die Tonleiter von hundertfältigen Abstufungen, wie sich die Eigenlaune, die Empfindlichkeit — das Nicht und wieder Nichtrechte, der wolkigte und heitere Himmel in den Lauten der weiblichen Sprache ankündiget. Der Knabe trozt — Troz ist das Erzeugniß physischer Kraft und des bestimmtern Willens — Eigenlaune das Kind des schwachen Gefühls.

Und nun noch einmal jene ideale, vornehme Erziehung — jener vornehmer Glaube, wie und was das Weib seyn müsse! O die kleinen namenscheuen Arbeiten des häußlichen Lebens schänden doch gewiß nicht — trauet hier der Vernunft und Eurem eigenem Glück! — die Zartheit Eurer Hände. Das Zarte kann nur an dem wenigen zarten geübt und gebildet werden — nicht das zarte an dem Schwachen. Schwäche giebt Schwäche. Sehet auch da die Natur in der Verschwendung ihrer Reitze! Ja wenn nun selbst diese Künstlerin und Meisterin alles Schönen sich der kleinen und kleinlichen Arbeiten in ihrer Werkstäte schämen wollte! Wir würden keine Blumen, keine Natur voll Reiz und Schönheit haben. So auch mit dem häußlichen Leben. Das Ideal steigt an dem Unidealen, das Große an dem Kleinen in die Höhe. Das Ideal bestehet ja nur in einer geschickten kunstfertigen Zusammenstellung des kleinern schönen. Und das

größte Ideal der Ordnung, der Geschicklichkeit ist das häußliche Leben — und aus welchen kleinen und kleinsten Theilen bestehet es! Selbst jene ideale Bildung des weiblichen Sinnes wird also befördert durch Uebung und Gewohnheit in jenen dienstaren Arbeiten, ohne welche das häußliche Leben nicht gedeihen kann. — Doch, liebe Freundin, wir kommen auf einen Gegenstand, der über den Zweck unserer Unterhaltungen hinaus liegt. Lassen Sie uns zurückeilen!

XXXII.

Der moralisierende Ton der Erziehung.

Von dem pflichtmässigen Ton der Erziehung ist der moralisierende verschieden, eben so wie die gute Erziehung von der schlechten. Er bestehet theils in der moralischen Rücksicht bei Kleinigkeiten, die bei den unvermeidlichen Fehlern und Vergehungen des kindlichen Alters Schonung und Nachsicht verdienen, theils in der zu strengen Behandlung und Bestrafung der kindlichen Fehler überhaupt und noch mehr endlich in dem so genannten Populasieren oder Vorzählen der moralischen Gründe, wo das Wort der Aeltern — das Wort Pflicht und Gebot der zureichende Bestimmungsgrnnd des Handelns

seyn sollte. Lasset uns, biedere Aeltern, einige Augenblicke in das kindliche Alter zurückversetzen! Noch keine Erfahrung, keine Kenntniß unserer und der fremden Kräfte. Wir müssen uns erst versuchen, erst die mancherlei Gegenstände in ihren Beziehungen zu uns kennen lernen. Und je mehr Unbekanntschaft mit der Welt; desto mehr lockende Neugier, uns an allem zu versuchen, alles zu sehen, zu hören. Der Sinnenreitz, das innere thätige Spiel der erwachenden Kräfte ist hier die Traumwelt, in welcher wir leben, wo wir mit immer aufgehobenen Händen nach den Gegenständen greifen, ohne sie zu erfassen. Und wie könnte es bei diesen Versuchen, bei dieser Uebung der sinnlichen und geistigen Kräfte an fehlgeschlagenen Versuchen fehlen! Diese erste Welt ist für das Kind die glatte Eisfläche. Zehnmal fallen wir hin, und zehnmal versuchen wir es wieder. Der glimmernde Schnee, die tausend Eisfunken, die von dem Schnee glänzen, reitzen den Sinn. Das Kind gehet hin, die Eisfunken zu fassen, sie zu zerstören, zu verlöschen. Es ist das Spiel des Reitzes mit den Reitzen. Und was reitzt, — brent oft, verwundet oft, bringt oft zum Falle. Dieses eine Beispiel statt aller, daß, wo die ungeübten, die verführerischen sinnlichen Kräfte des kindlichen Alters die Verschuldung der Vergehungen tragen, die Verschuldungen nicht gerügt, nicht als mora-

lische Vergehungen eines bösen Gemüths betrachtet werden müssen. Kann das Kind nicht mit Recht zu Euch sagen: „die Natur, der alles versuchende Sinn verführte mich, ich werde mich schon besser üben, nur einige Versuche noch und ich bin der Natur und der rohen Kräfte Meister!“ Das Moralisieren über solche Vergehungen und kindliche — kindische Streiche, wenn es mit strenger, mit immer wiederkehrender Tadelsucht des bösen Knaben, des ungezogenen Mädchens verbunden ist, — bringt — welche Nachtheile! — heimliches Ueben der Kräfte und desto größere Niederlagen und Wunden, — bringt Verstellung, List und Lüge hervor. Denn die Natur ist stärker, als Eure so fertige und unzeitige Moral. Sie läßt sich nicht in Banden legen. Die Natur des Kindes bestehet ja eben in der Wirksamkeit seiner Kräfte, um mit Kraft und Geschicklichkeit einmal handeln zu können. Von der rohen Uebung muß aber der Mensch anfangen, damit er zur geistigern fortgehe. Der Anfang des Menschengeschlechts war Jäger und Fischer Welt. In Jagd und stürmischen Elemente versuchte sich der Mensch am ersten. Wer mag es aber berechnen, was die Uebung der Körperkraft für Einfluß auf die höheren Kräfte der Seele habe? Schwäche des Körpers gebiert Schwäche des Geistes — Unentschlossenheit, Furchtsamkeit.

Der erwachsene Mensch, möchten wir sagen, fürchtet sich vor seinen eigenen Schatten, wenn er an dem Morgen der Kindheit nicht diese wandelnden Bilder an der Wand mit seiner Hand erprobt hat.

Auch dieses, möchte man sagen, mag für den wilden Knaben gelten! Das sittsamere, zur Sittsamkeit zu erziehende Mädchen muß von diesen Knabenspielen und Knabenkämpfen entfernt bleiben. Das Mädchen muß im Hause, zeitig für das Haus gebildet werden. Daß man hier aber vielleicht von dem Unterschied des Geschlechts einen Unterschied macht, den die Natur nicht verlangt! Hilft denn dem Mädchen nicht auch Uebung und zeitige Stärkung des Körpers. Laßt immer das Mädchen mit dem Knaben da draussen im Kampfspiele seyn. Je weniger das Geschlecht hier seinen Unterschied behauptet: desto besser für die jetzige und spätere Unschuld der Jahre. Man hat hier den Unterschied des Geschlechts in den Spielen zu strenge aufgefaßt. Mag die Natur diese Trennung der Geschlechter selbst hervorbringen — sie ist nicht in den erstern Jahren unsers Lebens. Das Mädchen setzt sich so gern auch auf Reitstock und greift nach der Flinte — der Knabe mischt nicht ungern das weibliche Spiel in sein männliches. Wir sollten hier die Natur handeln lassen und nicht statt ihr handeln! Denn

gewöhnlich überzeitigen wir die Früchte — und nichts gedeihet oder nur zur Hälfte, weil wir recht früh vernünftige Mädchen und sittsame Knaben haben wollen. Wie unbedachtsam ist daher auch das oft so leicht hingeworfene Wort: „du bist schon so groß, und willst noch spielen!" Man lasse dem Kinde diese kindliche frühe Thorheiten, damit es nicht in spätere und noch größere falle. Es ist wohl nicht nöthig, diese Erziehungsformel näher zu erörtern. Sie macht aus den Kindern altkluge Weiber.

Aehnliche physische und moralische Nachtheile bringt die zu strenge Rücksicht oder Beurtheilung der kindlichen Fehler hervor. „Der zu strenge Vater kann unmöglich der liebevolle seyn!" So denkt, empfindet das zarte Herz des Kindes. „Wie böß ist nicht der Vater!" sagt es sich. Zu große Strenge erzeugt sclavischen Sinn, kriechenden Gehorsam und frechen Ungehorsam, böse Meinungen und Wünsche — Bitterkeit des Gemüths und theils niedergeschlagene theils leidenschaftliche Stimmung. Leidenschaftliche Stimmung! — der vergiftende Mehlthau in dem kindlichen Alter! Die Blätter fallen, trocknen, fallen ab. Die Blüthe erregte Hofnung und so bald welkt sie. Das Kind soll wen.ger mit sich, als außer sich leben. Die innre Welt von Gefühlen und Wahrnehmun-

gen, von eigennützigen Trieben wird sich schon früh genug entfalten. Laßt das Kind mit seinen Sinnen, seinen Gefühlen, mit seinem ganzen kleinen schwärmenden Ich, wie die Biene — auf dem Rosenbeete der anschaulichen Lust schwärmen. Aber nur verhütet jedes Zurückdrängen des Gemüths, jedes Zurückrufen und Versinken der kindlichen Seele in sich selbst. Denn dann wird das innre Gefühl zu früh geweckt, und Eigensinn, Laune, Widerwille genährt. Dieses sind die Früchte des innren zu früh erregten Gefühls. Gebet dem Kinde ein Spielzeug und es ist von seinem Eigensinn ab. — Zu strenges Moralisieren erzeugt Widerwillen gegen die Moral und eine eigensinnige Moral selbst. Vielleicht, arme Aeltern, spricht selbst mehr diese Verstimmung des Gemüths aus Euch, als Eure gute Natur, Euer freundliches theilnehmendes Bewußtsein. Aber wißt, daß Kinder an Euren innren Schmerzen keinen Theil nehmen können. Das unfreundliche Wort von Euch im Schmerzensgefüh zu Eurem Freunde gesagt, wird freundlich gewo gen. Aber für das Herz des Kindes ist es de vollgültige Ton der Wahrheit — oder doch we nigstens spricht dann das Kind — „nun wird der Vater, die Mutter wieder recht böse seyn — sie sind recht böse." Und so sitzen die Kleinen

stille, und verlieren die süßen Augenblicke ihres kindlichen Scherzes und Muthwillens.

Aber noch mehr Nachtheile erzeugt in den kindlichen Herzen das Moralisieren nach Gründen und gleichsam nach der langen Schnur einer heiligen Gesetztafel. Was that denn Gott, wie er zu dem Menschengeschlechte sprach! Er befahl. Die Historie des Menschengeschlechts ist auch hier die Historie des Kindes. In diesem Alter können und wollen wir noch keine Gründe fassen, wir wollen nur das Wort, die That. Und die That des Vaters und das Wort der Mutter gilt uns für alles. Weiter bedarf es keiner Erörterung, keiner Begründung. Mit Recht sagt das Kind: „der Vater oder die Mutter hat es gesagt." Mit Recht — das Kind hängt noch mit seinem ganzen Glauben, seiner ganzen Vernunft an den Aeltern. Diese sind seine göttlichen Rath- und Gesetzgeber. — Und was nun, wenn ihr statt zu gebieten, einfach, ernst und freundlich zu wollen — Euern Willen vom Grunde zu Grunde wie das felsenfeste Hauß mit dürrem Reisig unterstützt? Schadet ihr nicht dem felsenfesten Gebäude! Es müßte ja erst von seiner Stelle hinweg. So denn auch mit Eurem Worte, mit Eurem Befehle. Wozu denn viele Worte, wenn der Befehl gut und wahr ist! Glaubt Ihr, das

Kind siehet das Rechte, Gute nicht ein? O so glaubt ihr dem allgemeinen angestammten und auch in dem kindlichen Gemüthe so regen Gefühl von Recht und Unrecht nicht! Oder das Kind hat das Böse gethan und nun wollt ihr ihm sein Böses recht begreiflich machen. Hier giebt es vernünftigere und anständigere Straf Uebel — mit der Zuchtruthe des Körpers. Aber nicht durch moralische Predigten. Ein Hagelschlag ist oft ein besserer Lehrer des Guten und Nothwendigen, als hundert gepredigte Worte. Oder Ihr wollt Euer Kind durch die auseinandergesetzten Vernunftgründe auch recht moralisch erziehen! So wisset denn, daß die Pflicht keine große und weitläuftige Erinnerung zu ihrer Einrede und Fassung bedarf. Die Pflicht kündiget sich laut auch in dem kindlichen Herzen an, daß es schon des einen Gebotes, des einen von Euch gesprochenen Wortes genug ist. Aber eine Exposition der Gründe zu dem moralischen Handeln erzeugt Skepticismus und Vernünftelei. Wozu die kleinen und wieder kleinen Gewichte, wenn schon das Eine Gewicht vollwichtig ist. Theilt man nur erst das Ganze, so ist es bald um das Ganze geschehen. Die Pflicht ist ein eben solcher Schatz, wie das Geld. Man lasse das ganze Geld, getheilt gehet es zu leicht seinen Weltlauf. Die Ascetick der Moral gebiert Gleichgültigkeit. Wo

Ascetick nothwendig ist, da ist es um die Tugend geschehen. Die äussersten Enden berühren sich ja überall in der Welt. Kurz das Herzählen des warum und warum bei dem Gehorsam und den Handlungen der Kinder nimmt der Tugend, der Pflicht — dem Vater, der Mutter — dem göttlichen Worte sein Ansehen. Der Verstand klügelt wohl nach Gründen — nicht die Vernunft. Hier ist ein „es ist so" und nach diesem „ist und soll" — sollen wir handeln. Die einfache Vernunftsprache ist die des unendlichen Geisterreichs.

Möge doch jeder Vater hier in seinen Busen greifen! Das Exponieren nach Gründen ist ja uns Männern so gewöhnlich. In dem Weibe spricht Gefühl — richtiges oder falsches. In uns eine Gliederreihe von Begriffen und Gründen, nach welchen wir die Moral wie auf den Faden aufziehen wollen. Unser tiefer Ernst verführt uns zu leicht in ernstes und weitschweifiges Moralisieren, — wo die Mutter das Kind an ihr Herz nimmt oder mit verläugnetem wehmüthigen Gefühl das unartige Kind von sich weißt — und die mütterliche Moral ist so die Liebe und die unmittelbare Strafe durch das Zeichen der Unwürdigkeit der Liebe.

Der dem moralisierenden Tone entgegengesetzte Fehler ist der laxe, indifferente, philantropine.

Man meint es mit der Tugend so gut, man möchte ja auch die Tugend von einer gütigen, gefälligen Seite zeigen. Man meint es mit dem kindlichen Alter so gut. Wie könnte man seine sorglosen Jahre durch die Schwere, durch das Rauhe der Moral verleiden wollen! „Das arme Kind" und wie alle die Ausdrücke der Beschönigung des schwachen Gefühls und des thatenlosen Herzens weiter heißen mögen. Wie brauchen wir über diesen Ton der Erziehung zu sprechen, um ihn in seiner Verderblichkeit, — in seinen Nachtheilen zu schildern. Gewöhnlich ist dieses der Erziehungsfehler der Mütter. Sie wollen das Kind schonen, wo es der Vater zu streng genommen hat. Aber hier streitet denn Princip gegen Princip -- die Wogen thürmen sich gegen einander auf und zerstäuben in Schaum oder die Welle schlägt über das Ufer und verläuft in dem rollenden Sande.

Mütter sind gewöhnlich so zärtlich gesinnt, wenn der Vater den Kindern etwas ohne eine deutliche Mittheilung der Gründe, ohne Noth befiehlt, ja wo vielleicht das Gegentheil auch thunlich oder gar noch schicklicher gewesen wäre — die Kinder zu bedauern. Die Erziehung ist aber eine Art von Kunstlager. Die Wachen müssen ausgestellt werden, auch da, wo kein Feind ist. Der Mensch kann nicht früh genug geübt werden, seinen Wün-

schen, Neigungen, kurz seiner Einsicht zuwider auf Geheiß des Vaters etwas zu seyn oder zu thun, was nur das Probestück und die Uebung des Gehorsams und der Dienstpflicht ist. Glauben Sie nicht, liebe Freundin, daß ich von dieser nothwendigen Erziehung nach Wort und Rede, nach diesen kleinen Probe-Uebungen des Gehorsams und der strengen Pflichtleistung Ihr Geschlecht ausnehme. Ist es auch schon von Gott zum demüthigen und erhabenen Gehorsam geboren: so erhebet sich doch auch bisweilen mitten in dem milden Wehen des Frühlings ein rauher Nord, der diesen Westen seine Herrschaft um die Erde streitig macht.

Eine vernachlässigte Erziehung ist besser als die verziehende, moralisierende. Die rohe Kraft kann bald gebildet — aber selten der verwachsene Baum zu einem geraden umgebogen werden.

XXXIII.

Ueber die äussere und innere Harmonie des Lebens.

Fragen wir, welches ist der höchste Zweck der moralischen Erziehung und Ausbildung des kindlichen

Gefühls: so stellt sich uns die Harmonie zwischen dem Menschen und der Natur dar, als Bedingung, unter welcher sich der Mensch von der Dienstbarkeit der Natur befreien und jene Ruhe, jene Selbstständigkeit, welche die Bedingungen der Willensfreiheit sind, behaupten kann.

Ich bin frei, was heißt dieses anders, als, so abhängig ich auch als sinnliches, physisches Geschöpf von der Erde, von ihren Lichtern und Schatten, von ihren zerstreuenden und unabläßig eindringenden Einwirkungen bin: so gleiten doch diese Wogen der Aussenwelt, wie die Wogen des unruhigen Oceans, an dem Felsenufer, an meinem innren Selbst, an meinem Willen, an meiner Selbstständigkeit, an allem dem, was Ich bin, ab. Ich kann zwar diesen Eindrücken nicht wehren, so wenig wie jener Felsen dem Wogendrang; aber daß die Fluthen mich nicht erschüttern, mich nicht von meiner Stelle heben, nur mit Mühe, nur nach hundertfältigen Anschlagen endlich ein Theilchen von mir als Tribut, den ich der Natur zollen muß, hinwegnehmen — das verdanke ich meinem innren geistigen Selbst, meinem Denken, meinem Willen, der seine eigene Gesetzgebung kennt und nach einer ewigen Gränze das Böse von dem Guten, die Sinnenlust von der unendlichen Seeligkeit eines in sich lebenden, sich selbst

gnügenden Willens scheidet. So spricht der freie Mensch als körperliches Wesen selbst bei seinem so gebrechlichen aus Thon geformten Körper zu der vielgestalteten Aussenwelt, die ihn so gern zu ihrem Reiche, zu einem Werkzeuge des willenlosen Handelns machen möchte.

Ich bin frei — was heißt dieses anders, indem ich fühlendes, so tief, so mannigfaltig empfindendes Wesen bin, — welcher Augenblick gehet vorüber, wo nicht Wehmuth und Freude, Trauer und Entzückung, Hofnung oder Vergangenheit mit ihrer täuschenden Zauberruthe vor dem Herzen vorüberschwebten — als so viele Gefühle ich auch habe, so mächtig, so lockend, so verführerisch sie auch sind: so ist doch in mir das mächtige Wort — die göttliche Stimme — „schweige Sturm und er ebnet sich". Mitten unter den Stürmen weiß ich den kleinen wankenden, von Wellen getriebenen Nachen zu regieren. Sie thürmen sich über ihn auf, aber sie können ihn nicht bedecken; sie führen ihn da oder dort hin, aber immer führe ich ihn auf der rechten Bahn nach jenem ruhigen Eilande, wo ich landen will, zu. Frei seyn, heißt also in Rücksicht auf das Empfindungsvermögen, eine solche Ruhe in sich, zwischen sich und der Natur hervorbringen, daß sich die Gefühle ebenen und nicht wie ein reißender,

nur wie der sanft bewegte, sanft dahin gleitende Strohm das Element sind, auf welchem der Mensch glücklich, seine irdische Fahrt vollende.

Ich bin frei! — ich bin auch ein handelndes, mit so vielen und großen Kräften ausgestattetes Wesen. Diese Kräfte schwellen oft von Ehrgeitz, Ehrliebe, den Launen der Welt getrieben in mir an, — schwellen an, sind mächtiger, als das kleine Fahrzeug, das sie steuern sollen. Es sind Seegel von irdischem Verlangen und Begierde — Aber ich bin frei, kann und will frei seyn. Was heißt dies anders, als, ich ziehe jene schwellenden, von falschen Winden getriebenen Seegel ein und führe den Nachen mit einer Kraft, die mein selbst ist, mit der Kraft des Geistes — unabänderlich, wenn auch langsamer, doch auch nun ruhiger und unfehlbarer. Der kleine Nachen reicht nun zwar nicht jenen Küstenbewohnern das angenehme schaurige Schauspiel, wie er von den Seegeln gehoben bald auf der Spitze der Wellen schwebt, bald durch den Druck der wehenden Seegel sich in die Tiefe senkt: — ein Schauspiel, welches die zeitliche Größe und die irdischen Begierden sind — sondern ruhig und sich selbst überlassen schneidet der Kiel die Fluthen und der stürmende Ocean kann ihm nichts anhaben, weil er keine Seegel —

kein Gewölke findet, das er noch mehr ausspannen und — endlich wie der irdische Triumph oder die blutige Niederlage, den Stolz — die Ehrliebe vernichten oder zerreissen könne.

Ich bin frei — heißt — ich hege in mir eine oberste hehre nach dem Guten, dem heiligen zusteuernde Willensbestimmung, und um dieses Gute, dieses Beßte zu erreichen, habe ich mich gerettet aus den Stürmen der Zeit, der irdischen Elemente, meiner Begierden, Leidenschaften, ungemessenen Wünsche — ich habe mich frei gemacht, um frei zu seyn und eben durch diese innre Freiheit auch meine äussere Freiheit von den Banden der Natur gelößt.

Untersuchen wir worinnen diese irdische Freiheit des Menschen bestehet, so ist es, so viel und alles zu wollen, was der gute Wille will, aber auch nicht mehr zu wollen, als die Naturkräfte dieses meines irdischen Ich, dieser mein Standpunkt in der Welt, dieses mein Talent, diese meine denkende Kraft vermag. Ein unendlicher Wille in dem Menschen — aber doch so viele getheilte schwächere und stärkere, höhere und niedere Kräfte als getheilte Summen. So viele Menschen — so viele Verschiedenheiten von Kräften und Anlagen! Also ich will nicht mehr seyn, als mir die

Natur aufgiebt, als wo zu eben meine Talente, meine von Gott und der Natur gegebenen Kräfte zureichen. — Darinnen bestehet das Glück, das Gute, darinnen die Pflicht des Lebens! diese Talente, dieses von Gott mir verliehene Geschenk will ich zwar nutzen, nicht saumselig seyn in Bildung, in Vermehrung und Anwendung meiner Kräfte. Aber wozu jenes Hinaustreiben der Kräfte über ihr angemessenes, gestecktes Ziel — zu Hoffnungen, Wünschen, die ich nie erreichen kann, und wozu auch mein kleines aber in seinem Wucher so reichliches Erbgut — um Golkonda zu erobern, nicht zureichet. Der Mensch verkennt so oft das Rechte, Wahre, Gute, verliert sich so oft — schmachtet so oft nach eitler Größe, eitlen Ruhm, und seine innre Selbstständigkeit, seine Harmonie mit sich, mit der Natur — mit Gott ist dahin! —

Innre und äussere Harmonie des Menschen mit den äussern Umgebungen, mit seinem Standpunkt, seinen Verhältnissen und seinen Kräften ist also das höchste Ideal der moralischen Erziehung. Sie macht den Menschen glücklich — macht ihn gut, indem sie ihn von den irdischen Mächten befreiet, damit er in seinem eigenen freien Reiche desto freier — wenn auch nicht groß, doch gut und

zur Ehre Gottes handle. Doch auch groß — denn was ist größer, als das Gute, und durch das Gute sich wenn auch kein prunkendes doch ein verborgenes unvergängliches Denkmaal errichten!

Und welches sind nun die Mittel, um zu dieser Freiheit, zu dieser Seelenruhe, zu dieser Harmonie mit der Natur zu gelangen? Stärke des Körpers — Mässigung des Gefühls, Sammlung der denkenden Kräfte.

Meinen Körper abhärten gegen die Elemente der Natur — heißt nicht blos ihn leidend gleichsam in Wasser und Feuer tauchen, ihn stählern und eisern machen gegen die Elemente, als da sind Ungemach, Krankheit, Elend, sondern ihn geistig stark machen durch die geistige Kunst des Entbehrens. Das Gemüth vermag so viel — auch über den Körper. Aber dieses Vermögen muß an- und ausgebildet werden. Sehet jenen verzogenen Jüngling, jenes verzogene Mädchen! — nur im Ueberfluß, in Sinneslust sind sie glücklich, nicht daheim, wo Entbehrung, Zurückweisen des Bedürfnisses, dürftige häußliche Kost — Bescheidenheit und das glückliche einförmige Leben waltet. Das heißt also den Körper nach frei

seyn, wenig bedürfen, nicht mehr bedürfen, als zum friedlichen Aufenthalt auf dieser kleinen eilenden Ueberfahrt nach den Manen Elysiums nothwendig und erfreulich ist. Und hat den immer die Erziehung darauf gesehen, den Zögling so zu bilden — daß er nicht wie der vornehme, sondern der dürftige aber zufriedene lebe?

Wie leicht werden in dem zarten Alter die falschen Triebfedern des Ehrgeitzes, der Eigen- und Selbstliebe geweckt! Nun sucht der Knabe nur groß zu werden — das Mädchen siehet nur über sich zu glänzendern Ständen, von ihrem einfachen rothen Bande zu jenem Perlenschmuck, aus ihrer häußlichen väterlichen Hütte zu vornehmen Sitzen der Bequemlichkeit hinaus. Ist denn nicht in allen Ständen ein solches Hinaufdrängen nach dem höhern? Und ist ein solcher Drang, ein solches ehrsüchtiges Hinauftreiben des Blicks über sich selbst auch gut? — Trägt nicht vielleicht ausser der Zeit auch die Erziehung diese Verschuldung? Da sagt selten der Vater zu seinem Zögling — wie Göcking zu seinem Sohne

„Sohn! werde, was du willst, im Staat,
Sey seines Schutzes werth durch deines Geistes Rath
Durch deine Barke, die der fernsten Insel

Gewächse holt; durch deiner Flöte Ton;
Durch deinen Griffel oder Pinsel;
Nur werd' ein Biedermann, o Sohn!"

sondern werde groß — erringe dies und das! Man schätzt die äussere Größe größer als die innre. Doch Verzeihung auch hier den Vätern? welcher gute Gärtner sollte seine kleine Pflanzungen nicht gern groß und schimmernd sehen. Freilich Verzeihung dem Menschen — aber nicht der Erziehung!

Eben darum haben wir ja eben das stille häußliche Leben so oft betrachtet, mit Freude und Sehnsucht verweilten wir dabei — weil die Eingezogenheit, die Beschränkung, das häußliche Leid und Freud die Lehrer dieses Glücks, dieser innren und äusseren Harmonie des Herzens mit der äusseren Natur sind. Das häußliche Leben — die häußliche Erziehung ist in ihrer Eingezogenheit, Verborgenheit, Einfachheit gleich der guten ländlichen Natur, sie stimmt unser Herz zur Ruhe, und mit ihrem Morgen- und Abendschein, der alles so beruhigend endet und änfängt, läßt sie es nie zu unbewachten Begierden, nie zu jener eitlen Größe kommen, die aus sich herausstrebt, um nichts zu erreichen.

Also angemessene Erziehung des Kindes mit seinen Kräften oder mit dem Ideal des Guten ist der höchste Zweck der moralischen Erziehung. Sie beschränkt dadurch die Begierden des Körpers, die Begierden des Gefühls, die Begierden eines überreitzten Verstandestriebes und setzt so den Menschen in die Harmonie, welche der Mensch bedarf, um gut und glücklich zu seyn. — So kommen wir, liebe Freundin, so oft darauf zurück, was wir als den Mittelpunkt aller Humanität und der humanen beßten Schule halten, auf das häußliches Leben und die häußliche Erziehung. Häußliche Erziehung kann aber auch ausser drm Hause seyn. Und die häußliche Erziehung ist oft die unhäußliche. Nicht Mauer und Stube, sondern die Art der Erziehung bildet die häußliche, kindliche Bildung. Wir Deutsche haben zu unserm Glück kein Wort, die Ruhe, den Frieden, das Glückliche und Gute vereint zu bezeichnen, als dieses Wort "Häußlichkeit."

XXXIV.

Beschluß.

Sie fragen, Freundin, ob denn nicht auch jene Laren die Götter einer häußlichen Verehrung sind,

— ob denn nicht auch Religion und religiöse Erziehung zu der guten kindlichen Erziehung gehöre? Ich gestehe, es ist ein schönes aesthetisches Bild, da um jene Altäre auch jene Kinder und Kindelein mit ihren unschuldigen Kränzen, die sie der Gottheit darbringen, versammelt zu sehen — und sagte nicht selbst Christus, "wehret den Kindlein nicht, daß sie zu mir hereinkommen! Doch aber liebe Freundin — erlassen Sie mir diese Erörterung, bis ich sie zu dem Zeitpunkte erkläre, wo ich glaube, daß die Religion die Führerin sey, die den Menschen aus dem häußlichen Leben in das öffentliche — von seinem Kindersinn zu dem höhern Seyn und Denken hinführe.

Die Hauptpunkte unserer Unterhaltungen über die psychologische Entwicklung des Gefühlsvermögens aber waren.

Der Mensch fühlt eher, als er denkt. Also auch das moralische Gemüth verkündiget sich in dem Kinde als Gefühl. Die kindlichen Gefühle der Dankbarkeit, des Wohlwollens, der liebevollen Anhänglichkeit sind die ersten sinnlichen Tugendkeime.

Selbstschaam ist in dem kindlichen Alter das Gefühl, aus welchem sich die Achtung — die posi-

tive Triebfeder des Willens entwickelt, und sinnliches Wohlwollen der Keim der höheren geläuterten allgemeinen Menschenliebe.

Die meisten kindlichen Fehler sind Erzeugnisse theils der kindlichen Naturkräfte, theils der Unbekanntschaft des Kindes mit der Anwendung des Guten auf die mannigfaltigen Theilungen der Sinnenwelt — noch mehr aber theils selbst erzeugte Fehler, theils unrichtige Beurtheilungen der Erziehung.

Der pflichtmäßige Ton ist der Charakter der kindlichen guten Erziehung. Er bestehet in dem Ausdruck der Pflicht, in dem Gebote und in der Uebung nach Pflicht zu handeln und zu leben. Der moralisierende Ton ist ihm entgegengesetzt. Er macht aus der Tugend ein Tugendwerk, erniedriget die Pflicht zu einem Werk des vernünftelnden Verstandes.

Die moralische Gesinnung des kindlichen Alters ist ein auf die unmittelbarsten sinnlichen Bewegungsgründe gegründetes Gefühl. Eine kindliche unschuldsvolle Tugend!

Die häußliche Erziehung ist die sicherste moralische Ausbildung des kindlichen Gemüths.

Das Ideal der Erziehung ist — äussere und innre Harmonie des Menschen mit der Natur.

Bald, Freundin, setzen wir unsere Unterhaltungen fort! wir haben noch den Menschen als denkendes, die Sinnenwelt nach Verstand ordnendes Wesen zu betrachten. —

Der Verstand.

XXXV.

Der Verstand.

So haben wir in unserer Kindheit einige Zeit mit dem Spiele der leichten sinnlichen Anschauungen, unserer eigenen sich bildenden und entwickelnden Kräfte, so einige Zeit mit diesen leisen oder tiefern Spuren, die diese Wahrnehmungen in unser Herz, in unsere Seele eindrücken, einige Zeit schon mit jenen instinktartigen, so unschuldsvollen und unbefangenen Gefühlen der kindlichen Anhänglichkeit, der kindlichen Freude, einer allgemeinen moralischen sympathetischen Mitempfindung gelebt. Und schon entwickelt sich zugleich mit dieser Welt auch die Welt der Vorstellungen, der Begriffe, der Gedanken. — Aber wie verschieden nicht auch hier das Leben des höhern Alters von dem der Kindheit — das Leben der abstrakten Zahlen der verallgemeinerten Gedanken mit jenen einzelnen, vereinzelten Vorstellungen! Wir treten in eine

Welt von bunten, vielgearteten Gegenständen ein. Aber noch keine Ordnung, kein Zusammenhang, keine Beziehung. Wir sollen erst diesen Zusammenhang, diese Beziehungen kennen lernen. Wir müssen sie kennen lernen, denn es ist keine angeborne Welt, die wir mit uns bringen. Die ausgespannte Wand des Panorama soll erst mit Schattenbildern, mit wandelnden und stehenden Figuren angefüllt werden. Es ist eine Traumwelt, in der wir jetzt noch leben. Wie die Träume ohne Sinn und Ordnung, selbst auf dem innern Grund der Seele geweckt oder von den äußeren Faden der Sinnenwelt vor uns oft so täuschend vorüberziehen: so auch jene Träume der einzelnen Vorstellungen, welche die äußeren Gegenstände mit immer anfangenden und unvollendeten Zügen in der noch schlummernden, nur halb wachenden kindlichen Seele nachzeichnen.

Die Geschichte des kindlichen Alters ist die nachgezeichnete Geschichte unserer halb oder ganz verloschenen, nur durch die Zauberkraft der Phantasie bisweilen auflebenden, uns überraschenden Erinnerungen. Könnten wir tiefer und näher in diese Geschichte eindringen, wie lehrreich, bewundernswürdig, erhebend, aber auch unser Gefühl mit so vieler Wehmuth ansprechend würde nicht dieses frühe Denkmaal unsers Geistes, diese Ent-

wickelung unsers Lebens aus dem Nichts seyn! Lassen Sie uns, gütige Freundin, auch bei dieser Zeichnung unserer kindlichen Erinnerungen, bey dieser unserer Mittheilung auf Nachsicht hoffen. Wo die Spuren der Erinnerungen so schwach — die Vorwelt so alt, mit Mythen und einer künftigen Historie gleichsam bedeckt ist, wer könnte da ein treues, vollständiges Gemälde verlangen!

Der Verstand ist das ordnende, verallgemeinernde Vermögen, welches nach ursprünglichen, sich aber nur allmählig ankündigenden Gesetzen die bunte Masse der Sinnenwelt in Ordnung und Reihe stellt, und die einzelnen Bilder und Zahlen auf allgemeiue Zahlen und Einheiten bringt. So haben wir denn die Geschichte des kindlichen Alters. Das Kind denkt noch nicht nach allgemeinen Zahlen, sondern nur gleichsam nach vereinzelten Millionentheilen, — es denkt nicht abstrakt, sondern nur vorstellungsweise, bildlich, sinnlich. Jeder Gegenstand ist ihm Gedanke — und jeder Gedanke ein Gegenstand. Das Kindheitsleben ist ein Anfangen und Endigen von Vorstellungen, eine sich immer aufthuende und schließende Welt von Bildern, die da vor dem Auge, vor den kindlichen Empfängnissen vorüberziehen. Nehmen wir Einen Tag des Kindes — Einen Tag des Mannes! — dort ein Inbegriff

von getheilten Minuten, hier ein Ganzes von sich einander entsprechenden Beziehungen. Dort eine Geschichte von einzelnen abgerissenen Fragmenten, hier eine Geschichte umfaßt und überschrieben von einem großen zu vollbringenden oder vollbrachten Tagewerk. Der Verstand in dem Kinde ist nicht der verallgemeinernde, denkende, in abstrakten Zahlen auffassende, sondern das getheilte, vorstellende Vermögen. Ein Vermögen, welches erst nach den äußern Gegenständen, wie der Wilde an seinen Fingern, das Zählen lernen muß, ehe es die Zahlen zusammenfassen und die Sinnenwelt mit Einheit beherrschen kann. Das Kind muß erst diese größern Zahlen, die möglichsten allgemeinen Einheiten aus den öftern Anschauungen, aus der Erkundung der mannigfaltigen Verhältnisse lernen. Dann theilt sich das endliche — unendliche Reich der ungeordneten Masse, in Möglichkeiten, Wahrscheinlichkeiten, Wahrheit, in ein Ganzes, Halbes und Einzelnes, in Wissen und Nichtwissen und halbe Unwissenheit, in jenen Kreis, der von dem sich immer kreisenden Stabe der Ursache und Wirkung, der Bedingung und des Bedingten, des Subjektes und der Praedikate um die Welt und um die tausend kleinern Welten — um jedes Individuum, um jeden Theil dieses Individuums in der Welt gezogen wird. Mögen dieses auch die eigenthümlichen, innwohnenden Gesetze seines Geistes seyn!

Der Mensch stehet auch als Gesetzgeber in der Lehre und unter der Gewohnheit. Seine eigenen Gesetze sind ihm ein noch verschlossenes Buch. Er blättert erst die Blätter von einander, dann lieset er, dann reihet er das aufgeschlagene Buch nach Gedanken und Inhalt zusammen.

Sehen wir da den kleinen Menschen — nur mehrere Wahrnehmungen können ihn diese Person als eine und dieselbe Person kennen lernen. Das Kind hat sie einmal gesehen — mit dem Wegseyn ist auch die ganze Vorstellung weg — die Person kommt wieder, das Kind blickt mit Neugier, mit Ueberraschung auf: und nur aus denselben identisch öfteren Vorstellungen ziehet sich das Bild der Gewohnheit, das Bild dieser Person ab. Die Vorstellung, der Eindruck in der Seele gehet nun endlich in der Seele gleichsam der Darstellung der Person vorher. Bild und Abbild ist nun Ein Sinn, — Freund und Gegenfreund.

Da siehet das Kind die wandelnden Bilder — die fragmentarische Geschichte der Außenwelt. Bald wiederholt sie sich, bald ist sie anders. Die Gewohnheit ist hier gleichsam das Instrument, das man bald so, bald anders richten kann, um den Schattenriß nach diesen oder jenen Winkel zu zeichnen. Und nun hängen die Dinge so zusammen, wie sie er=

scheinen — das Große mit dem Kleinen, das Weite mit dem Nahen — Berg und Thal, Körper und Geist, Sterne und Funken auf dem häuslichen Heerde vor dem kindlichen Auge. Es ist ein Verbinden in dem kindlichen Geiste, aber ein willkührliches Verbinden. Ein Verbinden und Abwägen nach den Gewichten von Ursache und Wirkung. Aber das Kind kennt diese Gewichte, die sich entsprechenden Ursachen und Wirkungen noch nicht. Es verbindet und theilet nach Willkühr. Der Maaßstab — die Wage des richterlichen Amts sind von der Natur ihm zwar in die Hände gegeben. Aber das richterliche Amt muß erst an dem Rechten und Unrechten, an den einzelnen Fällen geübt werden, ehe die Gerechtigkeit gerecht die Wage halten und die Gewichte gerecht vertheilen kann.

XXXVI.

Entwicklung des Verstandes.

So lebt das Kind in einer mythischen, mystischen Welt. Das anfangende Alter, die erste Entwicklungs-Periode des Menschengeschlechts! Wir finden das Menschengeschlecht in den kleinen Spielen und Träumen des Kindes von heiligem Geist und Ruprecht eben so wie das Kind in jenen alten Sa-

gen von Greifen und riesenähnlichen Menschen wieder. Es ist Eine Historie, die des Kindes und des Menschengeschlechts! — eine Historie der Unbekanntschaft des ersten Menschen mit dem so großen, so viel getheilten Gesetze von Ursache und Wirkung, von der Verbindung der Dinge, ihrer Gestaltung, ihrem zeitlichen Bestehen und Zusammenhange. Die Historie des kindlichen Verstandes oder Unverstandes ist die Historie an der verkleinerten ihm gleichen Kindesgestalt. Die Historie des großen Menschen in der Urzeit die Geschichte von der großen dem erwachsenen Menschen gleichen großen Welt. Miniaturbilder oder groteske Zeichnungen in verkleinerten oder ausgeführten Lebensgemälden von dem Kindesalter des kleinen und großen Kindes!

Da haben wir denn die Fabel der Willkühr und Ungebundenheit in den Erzählungen, den Mährchen der Ammen, in der tausend und einer Nacht. Da hat Cendrillon die Bohnen und Erbsen aus der Asche gelesen, die vornehmen Prinzessinnen sind mit der stolzen Mutter ausgefahren. Und dreimal kommt das Täubchen und hilft dem armen Mädchen. So gehet es in allen diesen Erzählungen nach dem ungleichen Gesetz von Ursache und Wirkung. Wenn nur die Hülfe da ist, so ist es gut, wo sie herkommt, fragt der kindliche Geist

nicht. Das Kind liebt so gern die kleinen Liebesgestalten der Luft, die befiederte Liederwelt. Es frägt nicht, ob das Täubchen auch sprechen, auch so genügsam der Cendrillon helfen, Ruprecht auch die furchtbare Zuchtruthe schwingen und der heilige Christ, der da in dem Schneegestöber herabkömmt, auch die schönen Sachen alle mitbringen kann. Wir sehen hier noch, wie der alte Norden, den Schnee für Flaum an, und fragen unkundig der Welt-Gesetze nicht darnach, ob hier Ursachen mit Wirkungen sich reimen. Für uns ist der Reim da, eine Verbindung von Thun und Erscheinen. Mag das Große mit dem Kleinen, das Große aus dem Kleinen wie und welcherlei Art hervorgehen, das gilt das ist hier dem kindlichen Verstande noch gleich.

Und gehört nicht eine mannigfaltige Uebung und Erfahrung dazu, um die Wirkungen nach ihren Ursachen und diese nach jenen zu messen? Eine jede Wirkung hat ihre Ursache, eine jede Wirkung ihre verhältnißmäßige Ursache. Was heißt dieses! liegt in diesem Gesetze auch die mannigfaltige Anwendung auf die mannigfaltigen Lehrmethoden der Erfahrung? Warum sollten denn da nicht auch, fragen wir uns in der Kindheit, die Störche über den Häusern da die kleinen Kinder und mit ihnen die Rosinen und Geschenke —

warum der unbekannte Geist da nicht die großen Schätze dem frommen Kinde mitbringen können — wir kennen ja die Kräfte der Gegenstände noch nicht, wir leben noch in einer ungetheilten geistigen und körperlichen Anschauung. Das Wort ist noch nicht der abgezogene Laut des Gedankens, der Gedanke noch nicht das Erzeugniß der innern geheimen Werkstätte. Was sich verkündet, ist wahr, kann wahr seyn — dies ist die Historie der ungemessenen Kräfte des kindlichen Seyns und Verstandes.

Und ist denn dieses nicht auch die Geschichte der früheren mythischen Welt — nicht die fortgehende Geschichte der Cultur des Menschengeschlechts! Von dem Unbekannten fangen wir an, gehen zum immer Bekantern fort. Und das Unbekannte und Bekanntere ist der Aberglaube, bis wir endlich nach den vielen Jahrtausenden, wo wir einen Aberglauben nach dem andern, einen falschen Glauben nach dem andern den abgewichenen Jahrhunderten gleichsam dahingeben, zur kundigeren, vollkommeneren Einsicht fortschreiten, und dieses Fortschreiten, dieses Entwachsen aus dem Aberglauben, aus der unerforschlichen, unerklärbaren, unbekannten Verbindung der Dinge endlich mit der Welt oder einem neuen Lichte endiget. Das Menschengeschlecht kann sich am beßten an dem Kinde ken-

nen lernen. Das Leben des Menschengeschlechts gleicht dem erwachenden Leben des einzelnen Menschen. Von Vorstellungen, dunkeln, unbekannten Gedankentheilchen fängt er an — er zählt die Lichtstrahlen ab, um endlich das Licht zu sehen!

Das Kind verbindet auf die unmittelbarste Weise, das nächste mit dem nächsten. Was da liegt, kurz vorher da war oder noch da ist, warum sollte es nicht die Ursache von dieser und jener zufällig oder nothwendig mit ihm verbundenen Erscheinung seyn? Die Erfahrung ist für das Kind noch nicht das innre, nach geistigen Gesetzen verbundene Ganze, sondern das nach Anschauungen, in die unmittelbarsten gegenwärtigen Anschauungen getheilte Einzelne. Was heute da ist, warum sollte es von gestern abgeleitet, was diesen Abend, diesen Augenblick ist, warum von einer langen Vorbereitung hergeholt werden? Erscheinungen werden hier mit dem unmittelbar zunächst liegenden oder kurz vorhergehenden Erscheinungen verbunden und so bildet sich die dichterische Historie der Kindheit, wo die kristallenen Häuser der Feen in einem Nu erstehen, Feen durch Schlösser und Riegel schweben — dadurch der kindliche Aberglaube des kindlichen Menschengeschlechts — oder die Historie des unmittelbaren Verbindens nach gegenwärtigen Anschauungen — wo der Eu-

ropäer vor dem Wilden die Sonne lenken und verfinstern kann. Die getrennte Welt zwischen Worten, Gedanken und Gegenständen ist hier noch Eins. Eins berührt das andere, eins ist des andern Erfolg und Wirkung. Und warum also nicht für das Kind der Glaube an die schauerhafte Fabel "Da an dem Flusse wohnen unbekannte Wesen." Die Fabel ist hier die Moral. Die Nixe und Kobolde und wie die geheime Geisterwelt der unmittelbaren anschaulichen Verbindung heissen mag, verbinden hier in unserer Kindheit die ungeübten Gedanken, das Entferntere mit dem Näheren. Es ist die leichteste, unmittelbarste Erklärung einer Erscheinung aus der andern, weil sie kurz vorherging und wie Welle und Welle in einander übergiengen. Dürfen wir wohl, Freundin, dieser kindlichnen Zucht des willenslosen Willens des ersten Alters durch solche Fabeln und fabelhafte Lehren wehren! Es ist zwar Aberglaube! Aber ein kindlicher — ein wahrer Aberglaube möchte ich sagen. Wie kann das Kind anders sich etwas, als handelnd, als anschaulich denken. Die Moral muß hier als strafender Mann — die Ermahnung unter der kindlichen Scheu vor der sinnlicher Furcht auftreten. Hier haben wir denn wieder die Bilder der Vorzeit, die Dichtungen von den wilden Geistern. Die Zeit lößt sich endlich selbst von diesem Aberglauben, diesem Wahn, diesen poeti-

schen Bildern ab. Bald genug werden wir mit der Moral, mit dem bündigen Inhalt des Stücks bekannt, und aus der feenreichen Cendrillon wird nun das prosaische Drama. Kaum sind wir der Kindheit entrückt: so greift die kalte Wirklichkeit, die weitere Entfernung, die innre Verbindung der Dinge ein. Jene Mährchen werden nun Lügen — nur glückliche Erinnerungen an unser kindliches Zeitalter, an unsern kindlichen froh anschauenden Verstand. Denn was kann denn doch in der That für die Anschauung und den anschaulichen Verstand wahrer seyn, als die eben gegenwärtige Zeitfolge, die gegenwärtige so wahre, so unwiderstehliche sinnliche Verbindung. Jenen Aberglauben der Kindheit, glaube ich, mögen wir immer lassen, nicht hinwegnehmen — wir entblößen selbst sonst den Verstand eines äußeren natürlichen Mittels sich zu entwickeln. Von dem nähern müssen wir zu dem entferntern aufsteigen, erst die äußere Zeitfolge nach ihrer willkührlichen Metamorphose kennen lernen, ehe wir das nothwendige fassen — den Kern in seiner lockern Hülle auffinden können.

Wie könnte man aber meinen, daß wir hier den Aberglauben vertheidigen, oder ihn zum Gesetz der kindlichen Erziehung machen wollten! Ich möchte hier nur zeigen, wie der Aberglaube zum Theil

ein Erzeugniß des sinnlichen Vorstellens und unmittelbaren Verbindens der Verstellungen ist, und zugleich daß es einen unschädlichen und schädlichen, unschuldigen und schuldigen Aberglauben giebt. Der unschädliche Aberglaube ist die dem kindlichen Alter angemessene Denk- und Handlungsweise, alles auf die sinnlichste, anschaulichste und nächste Art zu erklären. Das kindliche Alter bei seiner unschuldigen Denkweise lassen, ist aber eine der ersten Regeln der Erziehung. Je mehr wir das Kind frühzeitig mit den entferntern Ursachen, den höheren Beziehungen und Bewegungsgründen, die über seinen Gesichtskreis hinausliegen, bekannt machen und die Jungfrau gleichsam vor der Weihe in den innern Tempel der Vestalin einführen: desto mehr rauben wir dem Kinde die ihm angemessenen kindlichen Mittel, sein Urtheilen an dem Sinnlichen zu üben. Eine höhere erklärende Doktrin des wahren und verstandesmäßiger in dem kindlichen Alter bildet kleine Klüglinge; so wie die Gewohnheit, Kindern so genannte moralische Kinder-Bücher in die Hände zu geben, wo von den bösen Kindern mitten unter den guten Kindern gesprochen wird, sie erst mit den möglichen vielen Unarten bekannt macht und nun meistens aus den kleinem guten Herzen eitle Moralisten, die immer des Lobes warten, wenn nicht selbst noch zu etwas schlimmern, gebildet werden.

Das Kind verbindet aber nicht allein die Gegenstände nach ihrer unmittelbarsten sondern auch nach ihrer sinnlichsten Anzeige. Die Sinne haben in der Kindheit eine andere Sprache, als in dem an die Sinnenwelt, an ihre hervorstechenden Farben gewöhnten Leben. Das Kind verbindet auf die sinnlichste Weise nach Aehnlichkeit, nach den hervorstechenden Erhöhungen der Aehnlichkeit die Gegenstände. Da sind da oben die kleinen Gewölke weidende Heerden, — da der im Frühjahr rufende Kukuk die Uhr, die unsere Lebensjahre abzählt; die Gestirne Feuerfunken — da schmält Gott im Gewitter — alles tragen wir von dem, was wir zunächst gesehen und gehört haben, nach Aehnlichkeit von Farbe, Gestalt, weichern und härtern Eindruck auf die anderen hörbare und erkennbaren Gegenstände über, und so übt sich der Verstand, der Witz, die Urtheilskraft — das kindliche Spiel der denkenden Kräfte — an diesem Verbinden nach Aehnlichkeiten, bis wir endlich von der äußern zur innern Form heimkehren und die Wirklichkeit die logische Verbindung anfängt.

Was ist doch der Verstand des Kindes! — Ein Kinderverstand — ein Verstand der einzelnen Vorstellungen — nach den unmittelbarsten, sinnlichsten Vorstellungen. Eine Welt nicht von Einer Farbe — sondern von tausend verschiedenen Abstu-

fungen, Farbenschmelzungen, die wir doch alle nach unserm Kinderreiz und der einfachen kindlichen Sprache nur Roth oder Blau nennen. Da ist kein Gegenstand, der nicht seine rothe oder blaue Farbe — eine Aehnlichkeit mit unserm Kinderleben, unserer Kinderkleidung hätte. Der unbekannte Geist da auf den Feldern und Auen, ist das bunt geschmückte Männchen in rother Kleidung! Die hervorstechendste Farbe ist der Schimmer unsers Vorstellungsvermögens. Wir malen nicht allein mit dem Anschauungsvermögen die äußere Welt nach, nicht allein unsere Gefühle sind in diesem Alter die unmittelbarsten Abdrücke und lebendigsten Darstellungen des bildenden Herzens — sondern auch der Verstand malet, zeichnet und trägt die Farben als die gewissesten und nächsten Abdrücke der Wahrheit, der Korrespondenz des Menschen mit der Natur, auf Vorstellungen und Gedanken über.

XXXVII.

Fortsetzung.

Wie klein und dunkel ist nicht die Welt, mit welcher sich das menschliche Leben anfängt! Wenige Namen, wenige Zeichen sprechen diese Objekte aus, mit welchen wir leben. Es sind die unmittelbarsten Berührungen unserer Sinnorgane, das unmittelbar

faßbare und handgreifliche. Der Lichtraum verschwindet, aber die Gegenstände in ihm sind vor dem kindlichen Sinn da und diese Gegenstände werden nun gemessen von der kleinen Stube, die wir zuerst bewohnen, von dem Hofe, dem Dorfe, über deren Bezirke wir vielleicht noch kaum unsere wankenden Schritte hinaussetzten. Der kleine oder enge Kreis von Vorstellungen unsers kindlichen Lebens ist die Stube, die Kammer, Küche und Keller: kurz was unmittelbar die eng gemessene Anschauung, den umgrenzten Verstand des kindlichen Gemüths berührt. Alles andere außer diesem Dorfe, außer den Bezirken unsers kindlichen Lebens ist für uns fremdes Land, das wir noch nicht zu sehen oder anzuschauen vermögend sind und auch nicht begreifen würden, wenn es uns auch so nahe, wie die unmittelbarste Umgebung entgegen käme. Der Gesichtskreis der innern geistigen Kräfte ist aber auch noch so eng als der des Auges. Was hören wir denn da nicht so oft von unsern Aeltern und den gutmüthigen Freunden, die bei den Wakefieldschen Prediger einsprechen, von Dingen sprechen. Hören wir es aber noch so oft, wir begehren es nicht zu verstehen, es kümmert uns wenig. Wir hören, hören es immer, aber es sind unvernehmliche gleichgültige Laute. Die Seele hat gewisse Momente der Entwicklung in sich, nach denen sie sich mehr und mehr erweitert, erhebet: diese Momente hängen von den

äußeren Umständen, von dem ganzen sinnlichen und geistigen Bestehen des Kindes ab. Jedes dieser Momente kann beschleuniget und verzögert werden. Aber in diesem und jenem Falle geschiehet es zum Nachtheil der Verständigung, der richtigen Einsicht. Fällt es uns jetzt nicht noch bisweilen auf, wie wie wir dies oder jenes von unsern Aeltern hörten, aber es glitt damals von den Sinnen ab. Es war nur Laut, nur Schall. Die Seele vernahm es ohne zu vernehmen. Ein andermal — später hörten wir dasselbe Wort, dasselbe Gespräch und nun tönte es auf dem schon gestimmten empfänglichen Organe nach. Es war der erste leise Ton den die gespannte Saite anschlug, freilich noch dumpf, noch nicht ausgespielt. Aber doch schon hat sich der innre Gesichtskreis, der Verstand erweitert. Das Verhältniß der Aeltern zu dem Kinde, in Rücksicht des Verstehens und Sprechens, ist wie die geheime Verhandlung hinter einer dünnen scheidenden Wand. Man könnte es doch hören! Ein Wort könnte die ganze Wahrheit verkündigen! Das Erwachen und die Erweiterung der denkenden Kräfte scheint von gewissen innern und äußern entwickelnden Momenten zugleich abzuhängen. Diese Momente sind oft so klar vor dem Bewußtseyn, so daß man sagen könnte, "hier erwachte ich zu einer neuen Welt." Diese Welt wie das innre Seyn des Menschen schließt sich entweder allmählig oder thut sich mit

einmal wie der Vorhang, der die Bühne, ein neues Schauspiel eröffnet, auf. Diese Entwickungsmomente hängen oft zufällig von äußern Veranlassungen, von äußern Umständen ab. Der geschwinde Uebergang aus dem engern Lebenskreise in den weitern, bisher unbekannten ist oft wie der Anstoß des Schlafenden aus dem Traume zum Morgen. Das ganze Leben des Menschen in Rücksicht des innern verständigen Seyns ist ja überhaupt ein solches Erweitern der vormaligen gleichsam um den Lebenswandel gezogenen Kreise. Der Abschied des Sohnes von dem väterlichen Hause — nun tritt er in die Welt von unbekannten Menschen, von neuen Pflichten, neuen Gedanken — ist daher oft ein solcher plötzlich sich entwickelnder Lebenstrieb, wodurch die frühere kindliche Welt zu neuen und neuen, oft entgegengesetzten Bestimmungen, entgegengesetzten Glauben, Wünschen und Hoffnungen sich erweitert. Was glaubten wir denn da nicht alles in unserer Kindheit! Der Glaube und die Erzählung des unverbürgten Erzählers war hier sein eigener Bürge. Nur dann fand die Erzählung nicht allein keinen Glauben, sondern ward mit widerspenstigen Geiste zurückgewiesen, wenn sie dem freundlichen, milden Sinne des kindlichen Gemüths nicht frommte.

Wir glauben in diesen Jahren alles. Unser Leben ist die freundliche Zustimmung zu dem äußern.

Wie sollten wir denn auch zweifeln und warum sollten wir zweifeln! Es liegt uns noch wenig an Wahrheit, nur um die freundliche Unterhaltung unsers Lebens. Wir hören dem Mährchen zu und legen nur dann die Finger auf die Lippen, wenn die Erzählung unsere eigene kindliche Person, unsere schüchternen Kräfte in Unsicherheit bringt. Wir haben unser zartes Gewebe gegen die ganze Außenwelt, gegen Sonnenschein und die milden Winde ausgespannt. Der heftigere Hauch, der unfreundlichere Sonnenstrahl läßt uns in die Mitte unsers Gewebes, unserer Unschuld zurückfliehen. Und nur dann glauben wir nicht, wenn die äußere Welt nicht mit dem kleinen Kreise unserer furchtsamen, so leicht in Freude sich schwingenden und bei der Furcht zurückbebenden Kräfte in Uebereinstimmung stehet.

Welcher Schleier ist aber nun auch um diesen unsern kindlichen Gedanken- und Lebenskreis gezogen! Er hat zwei reflektirende Punkte, nach außen zu so strahlend hell, offenbar, und nach innen so erloschen, dunkel. Da außen ist die Außenwelt mit ihren vereinzelten scharf umgrenzten Gegenständen. Die klare offene Welt! Das kindliche Auge aber noch so eingeschränkt, so ungeübt, um diese mannichfaltigen Strahlenbrechungen zu fassen. Tausend und tausend Seiten, unter denen sich der Gegen-

stand darstellt. Frühling, Sommer, Herbst und Winter verändern das Kleid der Natur. Ist es nun dieselbe Natur, dieselbe Rose, die da blühte und jezt in falben Blättern trauert, die Eisfläche derselbe Strohm, der in seinen leicht beweglichen Wellen dahinglitt. Das Auge des Kindes, je aufmerksamer es den Gegenstand betrachtet, scheint immer nur eine Seite — die hervorstechendste, die lachendste, die bunteste zu fassen. Es ist nur eine Theilvorstellung von dem Gegenstande, nicht Vorstellung des Gegenstandes in seiner ganzen Wirksamkeit, in dem ganzen Umfange seiner verschiedenen, entgegengesetzten Formen und Eigenschaften. So fängt also die Uebung des kindlichen Verstandes von Theilvorstellungen an. Ein und derselbe Gegenstand ist immer ein anderer, etwas anderes, bis wir endlich nach dem hundertfältigen Aufgehen der Sonne finden, daß es dieselbe Sonne, derselbe wandelnde Stern ist. Der Mensch muß sich lange an dem Verschiedenen und Gleichen, dem Bleibenden und Verschwindenden geübt haben, ehe er die Natur in ihrem Beharren und ihr bald buntes, bald einförmiges Gewand als das Kleid ihrer nie alternden Schöpfung ansehen kann. Er muß lange beobachtet, lange angeschauet haben, ehe er die Vorstellung von dem "Demselben und Verschiedenen" hat. Und wie mit dieser Denkart, nach welcher wir die magischen Scenen der Natur einen: so

auch mit allen Formeln, Gewohnheiten, mit dem ganzen Tagebuche unsers Lebens!

So hell und klar ist also die Anschauung, die Vorstellung nach ihrer äußern Seite, und doch so verloschen, dunkel auf der innern, nach der Seele, dem Geiste zu. Was kann denn anders Tag in der Seele heißen, als das deutliche Bewußtseyn von sich selbst, dem eben jezt Gedachten oder Vorgestellten! Aber woher soll dieser Tag, diese klare innre Anschauung kommen? Hat sich noch nicht das Ich einzeln als etwas von der Außenwelt abgesondertes denken lernen, — und dieses geschiehet nur langsam bei der eintretenden Ruhe auf dem fluthenden Strohme des Anschauens, nur, wenn der Mensch von den äußeren zu innern Wahrnehmungen seines bisher angebildeten Zustandes erwacht: so ist auch dieses Bewußtseyn des Ich von sich früher nicht möglich. Worauf soll sich denn die Vorstellung, die nach ihrer Aussenseite der Welt zu so klar ist, auf der innern Seite der Seele spiegeln. Der Spiegel ist ja so dunkel, er nimmt keine Bilder an. Ist ferner das klare, helle Bewußtseyn nur dann möglich, wenn wir vergleichen, eine Vorstellung mit der andern zusammenreihen: so erhellt wieder, daß dieses Vorstellen und Denken im kindlichen Alter nur Inbegriff von einzelnen Anschauungen seyn könne. Die Vorstellungen ver-

fließen auf der innern Seite der Seele oder gleichen den einzelnen wandelnden Figuren des Schattenspiels, sie ziehen vorüber ohne dramatische Einheit und Zusammenhang. Ein deutliches Vorstellen ist ja nicht möglich ohne Vergleichen und Zusammenstellen der Vorstellungen. Finden wir denn nicht dieses auch bei dem Kinde! Das Kind sagt — zeigt Euch etwas — gewinnt nur diesem Etwas eine kleine von dem Kinde bisher nicht bemerkte Seite ab, und macht Ihr ihm eine Einwendung — das Kind staunt, siehet Euch betroffen, zweifelnd an. Jetzt erst fängt die Reflexion, die Vergleichung an, nun verbindet sich eine Vorstellung mit der andern, — vorher war es nur mechanisches anschauliches Auffassen.

Eben daher auch das so dunkle, schwache Bewußtseyn, das uns von unserer Kindheit, von unserm frühern kindlichen Leben übrig bleibt. Nur einzelne Bruchstücke stehen da, wir errathen es mehr aus dem männlichen Alter, bis zu welchem sich einzelne Eindrücke und Bestimmungen der ersten Tage wie leichte Schatten hinüberziehen. Aus diesen Andeutungen, diesen Erinnerungen, die oft unsere Seele aus der Kinderzeit anwandeln, errathen wir das frühere Leben; aber nicht durch das deutliche Bewußtseyn selbst. Was uns aus diesen Jahren noch übrig bleibt, sind die einzelnen Scenen, die den

Kindersinn bei ihrer Seltenheit reizten. Da erinnern wir uns denn noch, wie unser Bruder, unsere kleine Schwester starb, wie der Vater da an dem Sterbebette kniecte, dem geliebten Kinde noch alles das darreichte, was nur den Kindersinn reizen und wecken kann. Wir hatten den Vater noch nie so kindlich theilnehmend gesehen. Das kleine Spielzeug, das er da mit wenigen Goldstücken der hinüberflatternden kindlichen Seele zum Spielen gab — ist uns jezt noch gegenwärtiger als Lorenzos Dose, — und das Steckenpferd und die Trommel, die da der kleinere Bruder uns zum Erbgut hinterließ, ohne Thränen — was weiß das Kind von Thränen, der Bruder schläft nur ein — das bleibende Denkmaal auf dem bald bemooßten Hügel unsers früh verstorbenen Gespielen. — Vorstellungen von innern Wahrnehmungen, höheren oder weiteren Beziehungen hat das Kind noch nicht, als von der bunten, spielenden, reizenden Aussenwelt. Diese Vorstellungen wandeln auf der Kinderseele hin, nur hie und da hebt sich eine empor, die neue, die seltene, und bezeichnet die Kindheit. Die Kindheit läuft an den dunkeln Vorstellungen ab, wie die Lebenszeit an ungezählten Minuten.

XXXVIII.

Fortsetzung.

Wie das Anschauungsvermögen sich an einzelnen Anschauungen übet und zu den allgemeinen alles umfassenden Anschauungen aufsteigt, der Raum, die Zeit sich aus dem einzelnen Gebilden herausbildet: wie das Gefühlsvermögen sich an den einzelnen Trieben der gefühlvollen kindlichen Natur gegen die unmittelbarsten Umgebungen seines physischen und geistigen Seyns entwickelt und es endlich die über alle Gefühle erhabene Willenshandnung wird: so auch der Gedanke. Er entwickelt und übet sich an dem Einzelnen. Dieses Einzelne sind die Vorstellungen. Erst müssen die einzelnen Facta richtig aufgefaßt und wiederholt werden, ehe die Seele ein allgemeines Gesetz oder Regulativ von ihnen abziehen kann.

Der Mensch stehet auch als denkendes Wesen in zwei verschiedenen Welten. Er verallgemeinert, abstrahirt und lebt so in einer abstrakten Welt. Er individualisirt, wendet das allgemeine auf das besondere an, und lebt so in der vereinzelten Welt. Bestehet nicht in der richtigen Ableitung des Allgemeinen von dem Einzelnen die richtige Abstraktionsgabe, in der richtigen Anwendung des Allgemeinen

auf das besondere der richtige praktische Sinn — und in beyden die richtige Urtheilskraft? Verstand als der Inhaber des Allgemeinen und das Vorstellungsvermögen als das Auffassen des Einzelnen stehen einander gegenüber und aus ihrer gegenseitigen Harmonie entspringt die richtige Ausbildung und Uebung des Verstandes. Mag auch der Verstand eigenthümliche Gesetze seines Wirkens als die ewigen Grundbestimmungen seiner Natur in sich tragen, wodurch die allgemeine Verständlichkeit unter dem Menschen zum Vorschein kommt; so müssen doch diese Gesetze geübt, durch ihre Anwendung praktisch gemacht und in nähere Beziehung mit der Sinnenwelt gebracht werden, wenn sie etwas bedeuten oder durch sie das Wirkliche und Wahre gedacht werden soll. Denn mag auch z. B. das Gesetz von Ursache und Wirkung ein Gesetz der denkenden Kraft seyn "überall hangt alles nach Ursache und Wirkung zusammen": so muß doch, wie sich die allgemeine Bewegung in tausend einzelne Bewegungen nach den Formen der Körper auflößt, auch dieses Gesetz seine vielfältigen Anwendungen auf die verschiedenen getheilten Gegenstände der Sinnenwelt haben. Und aus dem allgemeinen Gesetz kann nicht erkannt werden, was sich wie Ursache und Wirkung verhält, ob der Mond die Schlummerkörner ausstreuet, die Sonne mit ihren Strahlen die Augenlieder wieder aufzie-

het u. s. w. Die Welt zerfällt in tausend Möglichkeiten und Bestimmungen, so daß wir erst in der Sinnenwelt nachsehen müssen, welches die Brüder, Verwandten, Vater und Erzeugter ist. Und dieses sind eben die entgegengesetzten Pole der Verstandeswelt, — die einzelnen Meridiane auf den einzigen zu bringen, und das einzelne zu ordnen, nach einem allgemeinen Gesetze zu umfassen. Wir müssen daher uns erst an dem Einzelnen oft und lange geübt haben, lange erst die Buchstaben hergesagt haben, ehe wir die einzelnen Reihen oder gebrochenen Buchstaben der Erscheinungen in Sylben zusammensetzen können. Und dies ist denn die Uebung, die Entwicklung des kindlichen Verstandes — von einzelnen Vorstellungen anzufangen, sie viel und lange zu durchlaufen, bis sich nach den Wiederholungen derselben oder den verschiedenartigen Erscheinungen das Gesetz von der Ausnahme, die Weltkunde von der sich immer mehr mehrenden und verallgemeinernden Weltkenntniß absondert.

Das ist denn die natürliche Uebung und Verstandesbildung des Kindes, wodurch seine Ausbildung und die Mündigkeit seines Verstandes gleichsam abgemessen werden kann — daß die ebenmässigen Erscheinungen ihren ebenmässigen Ursachen zugetheilt — und nicht mehr alles wie bunte Endreime ohne Sinn und Einheit unter einander

geworfen werde. Das die Entwicklungsstufe des kindlichen Alters, ob es noch an Rupprecht und heiligen Christ — an die freigebigen Princessinen, die dem Kinde das süße Backwerk mitbringen, glaubt, sondern verständiger nun alles seinen natürlichen Ursachen, — auf die leichteste Erklärungsweise zuschreibt. Sehen wir — das kleine Kind glaubt, der heilige Christ habe die schönen Sachen, den brennenden Lichterbaum gebracht. Das ältere Kind siehet hinter diesem Baume schon Vater und Mutter stehen. Was heißt die Verständigkeit des Kindes anders, als mit den Gesetzen der Erfahrung bekannt seyn. Die Erfahrung, die Inhaberin des Einzelnen, ist die Lehrerin des Menschengeschlechts.

XXXIX.

Ideale und praktische Ausbildung des Verstandes.

Wir gelangen, Freundin, zu immer ernstern Betrachtungen unsers Lebens, unserer sich entwickelnden kindlichen Kräfte! Wir haben der Ausbildung des sinnlichen Menschen in der Uebung seiner Kräfte durch Anschauung, durch Spiel, häusliche Thätigkeit und Beihülfe — der Ausbildung

des moralischen Menschen durch die kindlichen Aeusserungen der Triebe des Wohlwollens, der Freude, der furchtsamen Theilnahme u. s. w. zugesehen. Jezt kommen wir also auf die naturgemässe Ausbildung des Verstandes. Eine Unterhaltung, die wenn auch nicht so angenehm, doch nicht weniger lehrreich ist! denn sie giebt uns über die richtige Bildung der Kraft, die uns von den Göttern und der mit uns lebenden Thierwelt gleichsam scheidet, Aufschluß. Es ist keine Frage, daß viel — sehr viel auf die erste Entwicklung des kindlichen Verstandes ankomme, wie der Verstand künftig wirken und sein Richteramt gleichsam vollführen werde. Wie könnten wir denn auch den Einfluß des kindlichen Alters auf die männlichen Jahre läugnen, wenn wir nicht überhaupt alle Erziehung hinwegnehmen und ihr jeden wohlthätigen und nachtheiligen Einfluß absprechen wollten! Die Erziehung ist ja eben die Art und Weise, wie die Kräfte des Menschen zuerst geübt und welche Richtung sie für die Folgezeit erhalten.

Die Ausbildung des Verstandes ist eine doppelte, erstlich die verallgemeinernde, die ideale, um sie so zu nennen, zweitens die von dem Einzelnen zu dem Allgemeinen aufsteigende, die praktische. Die ideale Erziehung sucht das Kind sogleich, daß ich es so ausdrücke, mitten in den Verstand zu setzen oder

von dem Verstande aus zu wirken. Die praktische, die vereinzelnde hingegen erst zu dem Verstande zu helfen, dadurch daß sie ihn an dem Einzelnen ausbildet. Die ideale Erziehung fängt von dem Allgemeinen an — giebt Gesetze, Formeln, und ist gleichsam eine Grammatik des Wissens. Die praktische reicht erst das Material, die Theile, das Handwerksmässige, um daraus das Begrifsmässige, Allgemeine, Ideale zusammenzusetzen.

Wir finden hier den Streit, der seit langer Zeit auf dem Felde der Erziehung zwischen der realen Bildung durch so genannte Realkenntnisse und der formellen durch bloße formelle Uebung des Verstandes geherrscht hat. Es kommt, meint diese — wenn man den Menschen nicht zum mechanischen Instrument oder zu einem Gefäß von so oder so viel Inhalt erziehen will, in der Erziehung nur auf die formelle, ideale Bildung an, daß die Kräfte des Verstandes geübt werden, um in der Folge das Reale, Wissenswürdige und zu Erlernende selbstständig und seiner selbst mächtig aufnehmen zu können. Die Erziehung durch Einpflanzen realer Kenntnisse lehrt zwar viel — aber bildet nicht die Freiheit des Verstandes aus, nämlich selbstthätig zu seyn und zu erfinden. Eine schwere Masse von Kenntnissen drückt und erdrückt dann den Verstand! Die reale Erziehung aber meint: es soll doch wohl Ernst

mit der Erziehung, — und nicht bloße Kurzweil seyn. Im Spiele werden ja die Kräfte auch geübt, und doch ist der Spieler oft der weniger Verständige oder Urtheilsfähige. Muß denn nicht das Urtheil an der Sache, an dem Realen entwickelt werden? Was heißt denn urtheilen anders, als das Einzelne als Einzelnes in seiner Verschiedenheit, Gleichheit und Aehnlichkeit kennen? Nur aus dem praktischen Unterrichte, sagt sie, gehet der Natur nach die wahre Geistes- und Verstandesbildung hervor. Eben das Reale übet den Verstand — daß man den Wald nun auch vor den Bäumen erkenne!

Wir wollen diesen Streit nach psychologischen Gründen untersuchen, und jede dieser Meinungen in Anspruch nehmen.

Was soll die ideale formelle Bildung des Verstandes in den Jahren helfen, wo der Verstand noch keine Vorstellungen hat, das Allgemeine ihm überlieferte oder erlernte nicht an den einzelnen Erfahrungen prüfen noch weniger die richtige Anwendung davon machen kann? Ihr erleuchtet zwar den Verstand mit einem Lichte, aber das Licht trift keinen Gegenstand, um sich selbst zu erleuchten, oder um die Lichtstrahlen widerzustrahlen. Bauet ihr nicht das Wissen auf Kosten des Verstandes an,

den Verstand auf Kosten der Urtheilskraft? Sehet nur Eure kleinen Denker, Eure kleinen Vielwisser! Wo es auf die Anwendung, auf die vorhandene Anwendung ankommt, da fehlt es und muß daran fehlen, weil die Urtheilskraft nicht an dem Einzelnen, an dem Realen geübt worden ist, das einzelne mit dem einzelnen, das einzelne mit dem Allgemeinen zu vergleichen. Der Verstand schwebet nun in einem luftleeren Raume — die Gegenstände liegen tief unter ihm, sie werden gleichsam nur von der Spitze abwärts gesehen.

Was aber Ihr Lehrer und Vertheidiger der realen Kenntnisse, des wissenswerthen, nützlichen und nothwendigen! darauf kommt es an, sagt ihr, daß das Kind schon früh das reelle erlerne, früh den Verstand an den haltbaren Gegenständen übe. Die formelle Bildung bildet Halbgelehrte. Der Gelehrte, der Verständige muß von dem Buchstaben, von dem Grunde ausgehen. Ihr erbauet, sagen diese, zwar große und weite, aber hinfällige Gebäude, in denen kein Mensch sicher wohnen kann. Die Ideen und Gedanken gehen erst aus dem Materialen hervor. Also das Reale muß dem kindlichen Verstande gegeben werden. — Diese Lehrer der realen Kenntnisse mögen Recht haben, wenn sie nur selbst nicht das ganze schwere und schwerfällige Gerüste der Gelehrsamkeit für das bequeme

und haltbare Wohnhaus des Verstandes halten. Denn der Verstand kann leicht durch jenen Formalismus zu leicht, durch diesen Realismus aber zu schwer und schwerfällig gemacht werden. Die Verbindung beider Methoden ist zur wahren Ausbildung des Verstandes nothwendig und diese bestehet im folgenden.

Das kindliche Vorstellungsvermögen kann sich nur an dem Einzelnen, an einzelnen und unmittelbar anschaulichen Vorstellungen entwickeln. Je mehr dieses Vorstellungsvermögen an dem Einzelnen geübt, und von dem Einzelnen zu dem Allgemeinen auf eine naturgemäße und natürliche Art fortgeführt worden ist; desto mehr ist auch die Urtheilskraft geübt und der Grund zu ihrer künftigen größeren und weiteren Wirksamkeit gelegt worden. Wenn der Verstand selbst nach und nach durch sein Verallgemeinern das Einzelne von dem Einzelnen abziehet, das Gleiche mit dem Gleichen und Verschiedenen zusammenhält: so entstehen, ausser der formellen Entwicklung der Abstraktionsgabe, die materialen Gesetze der Erfahrung in ihrer unmittelbaren Anwendung auf die einzelnen unter ihnen stehenden Gegenstände. Ist denn nicht auch durch diese natürliche Abstraktionsgabe die Naturwissenschaft, — der Geist des praktischen Beobachtens und Urtheilens — entstanden? Eine solche Na-

turwissenschaft muß sich aber jeder Mensch auf seinem eigenen natürlichen Wege des Vergleichens bilden. Und stört nur nicht den kindlichen Geist in seiner Thätigkeit und Abstraktion: — auf dem natürlichen Wege der natürlichen Bildung bildet sich der Verstand am meisten.

Dieser natürliche Weg aber ist das kindliche Vorstellungsleben mit der Aussenwelt. Tausend Gegenstände gehen vorüber, von immer anderen, immer mannigfaltigern Seiten. Das Kind faßt auf, vergleicht, entwickelt daraus Aehnlichkeiten, Unähnlichkeiten, unterscheidet bald das wechselnde von dem bleibenden, die Wirkungen von den Ursachen, das Nothwendige von dem Zufälligen. Und so eröfnet sich nach und nach durch eine lange Reihe von Vorstellungen, wo endlich das Allgemeine von dem Einzelnen, der Raum von dem Räumlichen, die Zeit von dem Zeitlichen, die allgemeine Urtheilsform von dem Beurtheilten sich ablößt, das weite Reich des Verstandes in seiner unmittelbaren Anwendung und Beziehung auf die Wirklichkeit. So entstehet der lebendige, thätige, gegenwärtige Geist des Urtheilens — eine Uebung, eine Bildung, die durch keine Technik, kein Erlernen und scientifisches Wissen ersetzt werden kann. Denn welche Schule könnte wohl belehrender, mannigfaltiger, unmittelbarer, naturgemässer, sprechender

und bald zu dem einem, bald zu allen Sinnen einge-hender, spielender und ernsthafter zugleich seyn, als die der Erfahrung, der Natur, die sich so gern hin-giebt, um den beobachtenden Blick an sich üben zu lassen, und ihn selbst auffordert zum beobachten, indem sie die Sinne immer durch ihren Sinnenreiz reizet. Das heißt ja aber Urtheilen — die Natur von ihren mannigfaltigen Seiten kennen, nicht nach dem Einen Winkel alle Winkel messen wollen, sondern für das Licht, das sich in so viele Strahlen theilt, gleichsam ein eben so mannigfaltiges verschiedenes Glas haben.

So kommen wir also auch hier wieder darauf zurück, wovon wir oben ausgingen: das An-schauungs- und Vorstellungsvermögen muß unmit-telbar und auf die freiste und mannigfaltigste Weise an den Anschauungen, an den einzelnen Vorstellun-gen geübt werden. Das erste Leben des Kindes muß ein sinnliches, anschauendes, vorstellendes seyn.

Mit dieser anschaulichen Lehre muß sich denn der reale Unterricht in solchen Kenntnissen, die wirklich lehren, nicht blos ausbilden, einen Vor-rath von vorstellbaren Materialien, nicht blos von Regeln und Formeln enthalten, verbinden. Nehmet zwei Knaben — den einen unterrichtet

in Sprachen, in der Grammatick — den andern in der Naturwissenschaft, in anschaulichen Kenntnissen. Dort Regeln — das Kind kennt noch nicht das Material der Regeln, die Sprache — und schon Gesetze und Formeln! Ist es nicht eben so, als wenn man vor dem Eigenthum von Gesetzen des Eigenthums sprechen wollte. Und welche Anwendung soll nun der Knabe von dem Allgemeinen machen? Darum wird es ja eben so schwer — der Knabe kennt die Grammatik — und nach vielen Jahren kennt er die Sprache noch nicht!

An dem Realen aber kann sich die Urtheilskraft allein üben. Nicht erdrückt oder beschwert wird der Verstand damit, wenn nur der Unterricht vernünftig ist und nicht in dem vielem Wissen die Vernunft setzt — sondern verständlich, angemessen und anschaulich ist. Wer keine Kenntnisse hat, wie soll dieser urtheilen? Muß nicht der Verstand an dem Etwas geübt werden? Also das Erlernen des Materialen ist zugleich auch Uebung des Verstandes.

Aber freilich, — und hier nehmen wir nun das Wort der idealen Lehre — muß auch die Abstraktionsgabe — die Einbildungskraft an dem Allgemeinen und Formellen geübt werden. Be-

stehet denn nicht in diesem Formellen das ganze Reich der Ideen, der Gedanken, mit welchen der Mensch die Natur beherrscht? Zwei so weite Gebiete — das Ideen- und Naturreich. Hier einzelne Formen, einzelne Wahrheiten, die Wahrheit in ihren tausendfachen Abtheilungen — die praktische Urtheilskraft: dort die allgemeine Eine Wahrheit, die allgemeine Eine Form, — Ein Geist, aus welchem alles hervor- und auf den alles zurückgehen soll. Jenes ist das Reich der Sinnlichkeit, dieses das Reich des moralischen höheren intellecktuellen Lebens.

Also die Abstraktionsgabe des Kindes muß zwar an dem Idealen geübt werden, aber später, als an dem Realen. Das Kind muß sich von selbst schon durch seine Kräfte zu jenem Hügel erhoben haben oder sich durch eigene Kräfte zu dieser Anhöhe erheben können, um mit Einer Uebersicht das Ganze, die Ideen zu fassen und die allgemeinen Gedanken zu vernehmen, die da oben in diesem leichten Aether dem Geiste zuschweben. Führt den Knaben zu früh auf diese Höhe; er glaubt schon Sternkundiger zu seyn, ohne noch das Fernrohr nach den Gestirnen leiten oder urtheilen zu können!

XXXX.

Methode des Unterrichts.

Und hier nun einige Worte über die Methode des Unterrichts! Sie sehen, Freundin, es kann nicht wenig darauf beruhen, wie der Unterricht ertheilt werde, wie er mit dem Gange der menschlichen Entwicklung übereinstimme. Wir haben hier aber keine andere Rücksicht als die humane. Wir meinen, so verschieden auch die Lebensart und die künftige Bestimmung des Kindes seyn mag: so muß er doch immer Mensch seyn und es müsse nur Eine beßte Art des Unterrichts geben. Dieses ist nun die ruhigere, langsamere, von dem Einzelnen zu dem Einzelnen fortgehende, bis der Grund gelegt und das Gebäude dann desto geschwinder aufgeführt werden kann. Dieser Methode stehet die geniale — die Postreise — daß ich sie so nenne, gegen über. Man führt das Kind geschwind nach dem letzten Punkte zu, läßt ihn nur das Allgemeine beobachten — dann meint man, werde es schon von selbst auf der geographischen Charte die einzelnen Wege finden oder nach Einem allgemeinen Ueberblick das Nähere uud Einzelne richtig beurtheilen können.

Wir gestehen, daß die letztere Methode die leichtere und bequemere ist, aber darum auch die

instrucktive, angemessene, um Land und Menschen kennen zu lernen? Hier muß die Reise langsam, unbequem — nur Schritt vor Schritt gehen — nicht aber die Wissenschaften mit einem Fluge überfliegen. Durch diese Methode wird mehr die Einbildungskraft belebt, als der Verstand unterrichtet; mehr die Neugierde geweckt und gesättigt, als das Wissen begründet; mehr das Fragen gereizt, als das Antworten erleichtert. Lassen Sie uns hier die kleinen neugierigen Frager von Kindern sehen, die nach einer solchen allgemeinen Methode nun auch alles glauben, nur gespräch und frageweise ohne eigene Mühe, eigenes Erlernen von dem Lehrer abfragen zu können. So oft hört man diese Fragestücke, — dieses scheinbar wißbegierige Fragen des Kindes und hält es für Munterkeit des Geistes, für Wißbegierde, man glaubt Wunder-Kinder zu sehen und Wunderdinge von ihnen erwarten zu können. — Und es war nur die falsche Methode des Unterrichts, wo der Lehrer spricht, aber dem Kinde selbst nichts zu thun giebt — der Fehler des Unterrichts, nur das Allgemeine zu geben, wo freilich tausend und aber tausend unnütze Fragen nach diesem und jenem möglich sind. Solche kleine Frager, solche kleine wisbegierige Menschen finden wir ja so oft in den Unterrichtsstuben und Sälen der vornehmen Welt! Was kann aber aus diesen eilferti-

gen Methode des Unterrichts werden? Nichts als halbes und falsches Wissen, Vornehmthun des Wissens, voreilige Urtheilskraft, die um desto mehr sich straft, je mehr sie nur mit Lachen des besser und langsamer Unterrichteten zurückgewiesen werden kann. Denn die Unrichtigkeit dieser Methode erhellt ja schon aus dem Verhältniß der allgemeinen zu den besondern Begriffen. Je allgemeiner der Begrif, desto kleiner sein Inhalt: je partikulairer der Begrif, desto größer sein Inhalt. Freilich nun wissen zwar jene kleinen im Fluge Unterrichteten sehr viel — aber nicht vieles. Sie haben Kenntnisse vom allgemeinen Umfange aber von wenigem Inhalte — und wenn das Gleichniß nicht lästig fällt, — ein weites Reisegepäk ohne Inhalt.

Lassen Sie uns der langsamern, heilsamern Methode, welche die Natur lehret, treu seyn! Die Natur bildet langsam, von Theilen zu Theilen. Nie stehet das Gewächs auf einmal da. Je langsamer die Entwicklung, desto dauernder die Blüthe, die Frucht. So auch mit dem menschlichen Geiste. Von dem Einzelnen fängt er an, ſerprüft sich an dem Einzelnen, setzt das Einzelne zu dem Einzelne, bis durch diesen stufenweisen, lang erprüften Bau das ganze Gebäude des gründlichen Wissens, der mächtigen und ermäch-

tigten Urtheilskraft hervortritt. Eben darum, Freundin, meinen Sie nicht auch? — hat ja der Knabe in seinen Schulen so vieles — das Mädchen in seiner mädchenhaften Erziehung — so viel oder so wenig zu lernen.

Lassen Sie es uns nicht läugnen, daß, wenn wir auf die Wirklichkeit, auf die öffentlichen Anstalten sehen, die dieses gründliche Wissen unterhalten, freilich noch manches Breite, Unebne, Ueberflüssige, ohne Noth und selbst zum Nachtheil für das Leben, in ihnen angetroffen werden möge. Aber lieget dieses nicht in den meisten unserer Bemühungen, daß wir, wo wir etwas recht gut machen wollen, leicht zu viel thun und der guten Sache dadurch schaden. Wir meinen, Freundin, daß das kindliche Alter nicht mit dem vielem Lernen belästiget — nicht durch die vielen Gegenstände, durch die vielen Arbeiten gleichsam den Orient seines kindlichen einfachen Lebens verlieren solle. Wir meinen — die größte Bildung des Geistes liegt in der Selbstbildung und eigenen Uebung. Eben darum auch sagten wir, daß sich das Kind selbst an der Natur, sein Vorstellungsvermögen an dem Anschauen üben müsse.

XLI.

Fortsetzung.

Diese Selbstübung des Vorstellungsvermögen an dem Anschauen und Vergleichen der Vorstellungen, wozu die Natur das kindliche Gemüth schon von selbst anleitet, stimmt nun auch mit der eigenthümlichen Freiheit und Selbstthätigkeit des Verstandes überein. Der Verstand ist das Vermögen die Vorstellungen zu verbinden und auf allgemeine Einheiten oder Begriffe zu bringen. Er bringt also Ordnung und Einheit in das Gemisch der Erfahrung und Wahrnehmung. Aber auch die Freiheit des Verstandes, seine eigenthümliche Thätigkeit muß geübt werden. Daher nun, theure Freundin, finden wir eben in der so gewöhnlichen, so gerühmten Kunst, den Unterricht zu erleichtern, mehr einen Nachtheil, und in der so seltenen schwerern Kunst, den Unterricht mit Geschicklichkeit zu erschweren, eins der größten und heilsamsten Mittel, den kindlichen Verstand zu üben. Man sagt gewöhnlich, der Lehrer müsse seinen Unterricht für den Zögling sehr leicht und populair zu machen wissen. Es mag dieses seyn, wenn dieser Unterricht dem höhern, für den das kindliche Gemüth noch nicht geeignet ist, entgegenstehet. Denn die abstraktern, höheren Kenntnisse liegen freilich über

die kindliche Fassungskraft hinaus. Aber falsch und nachtheilig ist diese Erleichterungsmethode, in so fern dadurch die Thätigkeit, die eigene Anstrengung des Kindes erspart und die Einsicht gleichsam beschleuniget werden soll. Der Lehrer ist dann der Bildner, und das Kind das nachzeichnende, nachmalende Instrument. Der Lehrer überhebet so das Kind des Nachdenkens, der eigenen Selbstübung. Worinnen bestehet denn die Kraft des Verstandes anders, als in dem Vermögen, selbst zu finden, das aufgegebene Räthsel zu lösen. Wird nun auch das Räthsel — die Aufgabe von dem Kinde später und nur nach manchen verunglückten Fehlgriffen gelößt: so lieget doch in dieser eigenen Korrektion und Uebung der eigenthümliche Zweck des Lernens, wenn nämlich nicht blos das Gedächtniß und das mechanische Auffassen, sondern die Freiheit, der Scharfsinn und die Thätigkeit der denkenden Kraft, die Urtheilskraft geübt werden soll. Nichts aber ersetzt diese eigene Uebung, diese eigene, wenn auch langsame Auflösung des Problems durch eigenes Suchen und Forschen. Daher sind alle jene paedagogischen, instruktiven Hülfsmittel des Ausarbeitens, Uebersetzens — kurz der eigenen Arbeit bei dem etwas höheren Alter des Kindes, wo der Verstand seiner Entwickelungsperiode näher ist, so nothwendig und heilsam. Und wie freuet sich auch das Kind, wenn es etwas selbst gefunden hat, wie sehr wird

durch diese eigene Uebung die Ausübung des Verstandes befördert! Aber freilich gehört daher auch von Seiten des Lehrers eine nicht gemeine Geschicklichkeit dazu, erstlich solche Aufgaben zu geben, die von dem Kinde nach dem Maaß seiner Kräfte gelößt werden können, zweitens die noch größere Kunst, bisweilen zu helfen — nachzuhelfen, daß die Erfindung immer die eigene Erfindung des Kindes bleibe, sie ihm aber nur erleichtert, durch einen Fingerzeig gleichsam näher gebracht worden sey. Das Finden und Auffinden der Wahrheit gleicht dem kindlichen Spiele des Versteckens. Das kindische Kind sucht das Verborgene an offenen Plätzen. Nur einigemal — und das Kind bekömmt gleichsam die richtige Gabe weg, das Verborgene zu finden und zu suchen. So auch mit der Wahrheit. Der Lehrer muß nur bisweilen das Kind leiten, aufmuntern, die Oerter gleichsam aufzählen, wo die Wahrheit verborgen seyn könne, um die Gedult und zugleich die Freude des Kindes nicht zu ermüden, nicht aber auch die Freude und die Uebung des Kindes durch die voreilige Entdeckung und historische Erzählung zu rauben. Ich möchte daher wohl jenem Grundsatze, welcher die Erleichterungs-Methode anräth, es dem Kinde recht leicht zu machen, gerade die Erschwerungs-Methode als die bessere und zweckmäßigere entgegenstellen, — die Kunst, es auf eine geschickte

Weise dem Kinde zu erschweren, wenn nur nicht durch diese Methode selbst vielleicht die Ungeschicklichkeit und Unbeholfenheit des Lehrers begünstiget würde. Halten Sie aber nicht auch dafür, liebe Freundin, daß in einer solchen Uebung des Kindes über eine Aufgabe einige Stunden hindurch still vor sich an seinem Arbeitstisch mehr Ausbildung und Verständigung liege, als wenn der Lehrer diese und mehrere Aufgaben dem Kinde selbst löset und sie nicht so wohl seinem Verstande als dem Gedächtniß anheim giebet. In dem Selbst-Unterrichte, in der Selbstanstrengung liegt für das kindliche Alter das Geheimniß seiner zwar langsamen aber desto kraftvollern und gewissern Entwicklung. Wie brauchten wir aber hier die diätetischen Regeln anzugeben, welche bei der Anwendung dieser Methode beobachtet werden müssen! Denn die Geduld des Kindes kann sehr leicht ermüden, sehr leicht die Anspannung seiner Kräfte übertrieben werden. Man muß dem Kinde nicht zu viel, aber auch nicht zu wenig zumuthen. Man kann diese Uebung mit der Anspannung der Saite vergleichen. Es wird ihr bisweilen Ruhe gelassen, ihr nicht zugemuthet, den Ton auf einmal rein anzugeben.

Und hier nun auch einige Worte über die Catechetik oder sogenannte sokratische Manier der

Belehrung. Was soll diese Methode bei Kindern anzeigen! Durch Fragen, Antworten und zwar richtige Antworten zu erhalten, und durch dieses Frage- und Antwortspiel zu unterrichten! Ist die Frage so eingerichtet, daß die Antwort, wie Ja auf Ja aus ihr entfaltet werden kann: so ist diese Methode eine wahre Versündigung an der Wahrheit. Man läßt ein Ja gegen Ja wiederholen. Das Kind ist der leidende, zusehende Theil, giebt das in einzelnen Worten wieder, was es in der scheinbaren Frage vernommen hat. Ist es aber eine wahre Frage und das Kind soll eine Antwort geben, die nicht in der Frage angedeutet wurde, so meinen wir, antwortet das Kind meistens nur auf das Gerathewohl, das Nein gilt ihm so viel als Ja — durch das Ja glaubt es aber dem Gegenstand und dem Willen des Lehrers mehr zu entsprechen. Woher soll denn das Kind die Möglichkeit, richtig zu antworten, nehmen? Es muß doch erst etwas in dem Verstande seyn, ehe dieser es von sich geben, entwickeln und anwenden kann. Etwas anders ist diese sokratische Manier bei dem Unterricht des gebildetern Alters — hier sitzt der Weltweise der denkenden, geübten Kraft gegen über und entwickelt, was verborgener nur nicht ganz erkannter Weise schon in der Seele lieget.

Dieses didaktische Frage-Spiel in dem Unterricht der Kinder hat leicht den großen Nachtheil, daß das Kind zum Nachsprechen — und auch wohl

zu jenen eben so mechanischen Fragen statt des Antwortens gewöhnt wird — wo das Kind nun immer frägt, um den Lehrer zu beschäftigen und sich selbst geschäftlos zu machen. Diese Art der Erziehungskunst — erlauben Sie mir dieses Gleichniß, ist wie die gerühmte popularisirende Entwicklungs-Methode, dem Kinde Roth und Blau vorzuhalten, um ihm Roth und Blau zu lehren. *)

*) Was wäre noch für die zweckmäßige allererste Erziehung — oder sinnlich geistige Behandlung des Kindes, wo es noch in den Armen seiner Wärterin ist, zu sagen! — Die erste Regel für die Entwicklung des sinnlichen Menschen in diesem ersten Jahre — oder Jahren des Lebens ist ja wohl — die Sinnlichkeit, die Sinnenwerkzeuge auf eine freie, dem Kinde selbst überlassene Weise sich üben zu lassen. — So aber legt man das Kind nicht allein in die Wiege, um es körperlich in Schlummer zu bringen — sondern auch in ein gleiches Kunstwerk, um es geistig einzuwiegen. Diese Wiege ist das Vorhalten, Hinzeigen — Bedecken gleichsam des Auges von Gegenständen. Das Auge kann nun nichts mehr sehen, weil es zu viel sehen soll — das Anschauungsvermögen wird getheilt und gleichsam erblendet. Man sehe einmal das Spiel der Wärterinnen mit den Kindern. Sie spielen mit den dicht vor den Augen des Kindes gehaltenen Gegenständen umher, und lehren — wenn nichts schlimmers, doch dem Kinde das unrichtige Sehen.

XLII.

Ueber die Pestalozzische Lehrmethode.

Lassen Sie uns hier dem großen Manne danken, der die Erziehung nach ihren so mannigfaltigen Versuchen und Problemen auf ihre natürliche, einfache und anspruchlose Bestimmung zurückzurufen suchet! Lassen Sie uns den Menschenfreund, den kindlichen Erzieher, den eigenen Geist in Pestalozzi ehren, aber darum doch nicht unsere Zweifel verbergen — Zweifel ob nicht vielleicht selbst wieder die zu viele und große Natur seines Unterrichts sich in Kunst und Manier verwandele? Die Natur nachahmen, — zu treu nachahmen, was man der Natur überlassen oder durch die Natur allein thun sollte, der Kunst und dem wörtlichen Unterrichte übergeben: heißt doch wohl, den freien Unterricht der Natur, die freie vielseitige Erziehung der Natur in ein mechanisches einseitiges und gezwungenes System bringen? —

Sie kennen meinen Glauben an die Natur! Er gehet aus den Betrachtungen hervor, die wir im Anfang über die Ausbildung des Anschauungsvermögens, über die natürliche Entwicklung der kindlichen anschauenden Kräfte angestellt haben. Aber eben daher glaube ich nun, auch, kann dieses

Natürliche und Naturgemäße auf keine Weise, wenn nicht die Freiheit in mechanische Wirksamkeit verwandelt werden soll, durch Kunst ersetzt oder nachgebildet werden. Die so einseitige, arme, wortreiche Erziehung! Heißt denn das aber das Anschauungsvermögen nicht mechanisch und einseitig ausbilden, wenn man die ganze volle, so freie, so natürliche Ausbildung desselben auf mathematische Gleichungen — auf ein mathematisches Anschauen nach Winkeln und Linien, auf eine mechanische Farbenlehre zurückbringt? Der mathematische Verstand ist doch nicht der ganze Verstand — die Combinationen nach extensiven und intensiven Größen nicht die ganze praktische Urtheilskraft, nicht die natürliche vielseitige freie Uebung des Anschauens, der kindlichen Kräfte an der Natur selbst. Die freie Wirksamkeit des Denkens, möchten wir sagen, wird durch jenes combinatorische Zahlenreihen verhindert, die Entwicklung des Erfindungsgeistes und Urtheilens unterdrückt, je mehr die Mathematik an strenge, sich selbst gleichende Gesetze einer nothwendigen Verbindung gebunden ist. Dieses Mittel der Entwicklung des Verstandes und des anschaulichen Denkens ist zweckmäßig, aber nicht als alleiniges Mittel. Ein mathematisches Gewöhnen des Denkens an blos intuitive Begriffe entwöhnt so leicht von dem philosophischen freien Denken, wo Begriffe mit Begriffen, nicht blos anschauliche Ver-

hältnisse mit anschaulichen verglichen werden? Wir läugnen nicht den glücklichen Erfolg einer solchen mathematischen Ausbildung in den glücklichen Zöglingen des Schweizerinstituts, aber darum bejahen wir dadurch noch nicht die glückliche Ausbildung des kindlichen Anschauens und der höheren Kräfte überhaupt. Vielmehr könnte durch diese instruirende Methode des Anschauens der selbstthätige Geist gehindert werden, die Anschauungslehre und die Erziehung wird so mechanisirt.

Sie sehen hier, theure Freundin, die Sie mit so vieler Begeisterung von jener jedes gute Herz begeisternden Anstalt gesprochen haben, meine Einwendung, die keinen andern Zweck hat, als den Unterschied meiner Ihnen mitgetheilten Meinung über die naturgemässe psychologische Entwicklung des kindlichen Gemüths nochmals an diesem Beispiele zu erläutern. Die Erziehung durch Unterricht und Technik, meine ich, müsse blos die zweite Hand der Natur seyn, nicht der Natur vorgreifen, und nicht das, was die Natur thut und allein thun kann, ihr gleichsam rauben und in Wissenschaft bringen wollen. Möchten wir doch den großen Pestalozzie, alle großen Männer der jetzigen und vergangenen Jahrhunderte fragen, wie sie gebildet — wodurch sie groß, stark, kräftig, selbstständig, frei wurden. Durch die Natur oder durch den Unterricht? durch mechanischen, mathematischen

oder freien Unterricht? — Die Idealität, die Stärke, die Vielseitigkeit, die Ausdauer im Wirken und Denken läßt sich dem Geiste nicht anbilden. Diese Erziehung, diese Bildung ist ein Werk der Natur, ihres Einwirkens auf den Geist durch ihre großen wundersamen Bildungen, durch ihre bedeutende freie Sprache. Die Natur bindet und entfesselt den Menschen. Sie macht ihn stark durch ihre starke naturgemässe Erziehung, sie macht ihn frei, indem sie seinen Geist an den mannigfaltigsten Gegenständen und auf die wirksamste Weise übet. Leicht, liebe Freundin, kann der begeisterte Wille des guten Menschen von diesem großen Werke der Erziehung ergriffen werden — der Mensch will Bildner — Schöpfer werden. Und er kann doch nur Lehrer, der Gehülfe, der Untergebene der Natur seyn!

Sie schreiben mir so viel von dem begeisternden religiösen Geiste dieses schweitzerischen Bundes, daß ich ihn so nenne. Sie meinen, ein solcher Geist müsse in den zarten, gefühlvollen Herzen der Kinder Früchte bringen. Erlassen Sie mir hier meine Meinung! Ich komme auf sie zurück. Mag man dem Kindlein nicht wehren, sich dem Heiligthum zu nahen, aber sie nicht nöthigen, in das Heiligthum hereinzukommen. *)

*) Was ist denn die Religion? — Kann sie angebildet, anerzogen, durch Unterricht eingepflanzt, ein-

XLIII.

Ueber den dem kindlichen Alter angemessenen Unterricht.

Was wollen wir hier eine weitläuftige Untersuchung anstellen, um zu zeigen, daß der Unterricht dem kindlichen Alter angemessen seyn muß! Ist denn nicht der Unterricht des Kindes eine Bildung seines kindlichen Herzens und Verstandes? Und wie klein, wie einfach, wie dürftig ist hier noch unsere Kenntniß — wie schwach noch unsere Erkenntnißkraft! Ihr Umfang, ihre Kraft wird gleichsam gemessen von dem Umfang, von der glücklichen Geschlossenheit des kindlichen Lebens! Da sind wir noch nicht über die Gränzen des väterlichen Gebietes hinausgekommen, was könnten wir von der Welt wissen? da haben unsere Sinne noch auf der Oberfläche der Dinge, den bunten freudigen Umgebungen gehaftet, wie sollten wir nach dem innren verborgenen Wesen derselben for-

geprägt werden! — Wann erwachen wir zu den Gefühlen der Religion! — Ehe die Sonne heraufsteigt, müssen wir sie nicht schon in der Nacht, in der Finsterniß sehen wollen. Zu früher Unterricht des Kindes in den Lehren des Christenthums ist — kein Christenthum.

schen wollen! An dem einfachen Faden der kindlichen Begebenheiten floß unser Leben dahin, was sollte die Vergangenheit, die noch nicht da ist, die Zukunft, in die unser zufriedenes in sich selbst wie die Blume geschlossenes Herz noch nicht hineilt, was sich um den verwickelten verwirrenden Gang der großen menschlichen Angelegenheiten kümmern! — Da haben wir noch wenig Pflichten geübt, es war die liebevolle Bitte an Vater und Mutter, die leichte Versöhnung mit dem zürnenden Geschwister! — Der Unterricht muß dem kindlichen Alter, dem kindlichen einfachen Leben angemessen seyn. Aber worin bestehet nun diese Angemessenheit und Einfachheit?

Sie bestehet erstlich, daß man dem Kinde in Arbeiten und Verstandes-Uebungen nicht mehr auflege, nicht mehr von ihm verlange, als es der Entwicklung der Kräfte, des Alters nach leisten kann. Das Kind kann und soll nicht lange den einen Ort seiner Arbeit bewachen; denn die Bewegung ist, wie dem Vogel die Luft, das Element seines Lebens und Gedeihens. Das Kind will Veränderung, Abwechslung. Der kindliche Geist bindet sich nicht an Einheit. So muß also auch der Unterricht mit dieser Entwicklung gleichen Schritt gehen. Verlangt Ihr mehr, Ihr Aeltern und Erzieher, treibt Ihr das Kind über seine Kräfte,

über sein Alter an: so bringt Ihr in sein Seyn, in sein innerstes Wesen für die ganze Lebenszeit ein überzeitigtes Alter, Anlage einer nie befriedigten Sehnsucht oder auch jenen Leichtsinn, der nur zu oft aus der zu frühen zwangvollen Anstrengung der kindlichen Kräfte entspringt. Die Kräfte streben nun durch das kindliche Leben gewohnt über sich hinaus, sie leben, arbeiten gleichsam nicht mehr für die Gegenwart, sondern nach einem Ideal, das nimmer erreicht werden kann. Ein solches herbstmässiges Alter, ein solches verstimmtes Gefühl, einen solchen Ernst läßt jede Ueberspannung des Gefühls und der innren Kräfte zurück. Jede Ausschweifung im Guten und Bösen rächt sich durch sich selbst. Und so auch mit dem Unterrichte. Ist er zu anhaltend, erliegt das Kind unter der Last der Aufgaben: so bringt Ihr es nicht allein nicht um nichts weiter, als durch das geduldige, wartende Zusehen, wie sich die Kräfte langsam unter Eurer Hülfe entwickeln: sondern die Seele wird gleichsam aus ihrem Standpunkt gerissen. Ihr bildet einen kleinen ehrsüchtigen, nach hohen Dingen ringenden Menschen. Ihr zündet in seinem Herzen ein Feuer an, welches die Kräfte vor der Zeit verzehrt und wie die schwüle Sommerhitze den jungen aufgesprossenen Halm in lange taube Aehren treibet. Daß es doch daher die Erziehung, der Unterricht

nie zu ihrem Zwecke machen möchte, recht bald gelehrte und recht vielwissende Kinder zu erziehen. Die Erfahrung sagt, wie wenig dies gut gethan sey. Lange Zeit muß die aufgesproßene Saat stehen, und von dem Thau und den erquickenden Sonnenstrahlen befruchtet werden, ehe sich die einzelnen Halme sondern und höher herauf spriessen können. Diese intellecktuelle Uebertreibung des kindlichen Alters hat selbst den nachtheiligsten Einfluß auf den moralischen Charakter. Wir brauchen dieses nicht zu schildern. Es ergiebt sich aus der Natur der Sache selbst. Doch aber fehlt hierinnen so oft — und gerade am meisten die gelehrte Erziehung! *)

---

*) Ist es nicht psychologische Thatsache, daß sich jede besonders zu frühe Uebertreibung und zwangvolle Anhaltung der kindlichen Kräfte körperlich durch Schwäche, Kränklichkeit, intellecktuel theils durch mechanische Vielwisserei und Mangel der Urtheilskraft; theils durch einen völligen Stillstand der Kräfte, die in den reifern Jahren erst recht zu dem lebendigen Bewußtsein, zu einem höheren und weitern Gefühl des Geistes erwachen sollten, moralisch aber durch so viele Fehler rächt, die wir hier nicht aufzählen können. Eigenliebe, Eitelkeit, kränkliches Gefühl, Ausschweifung, Leichtsinn sind die meisten Folgen jenes zu frühen übertriebenen, gelehrten Unterrichts. Wie kömmt es

Der Unterricht muß ferner seiner Form nach dem kindlichen Vorstellungsvermögen angemessen seyn. Wenn wir den kindlichen Unterricht in der Moral von Gott — von dem höchsten Regierer der Welt anfangen. Was kann das Kind von dem höchsten Wesen wissen? Warum führt Ihr es so weit über sein Leben, über seine Sphäre, über die Wolken hinaus! Es kann diesen Vater da oben noch nicht kennen, an ihn noch nicht glauben, ihn noch nicht fassen. — Fangt Ihr die Moral mit den allgemeinen Pflichten an. Aber das Kind hat ja noch nie solche Pflichten geübt — es lebt ja noch in einem kleinen Bezirke, in seinem Hause, bei seinen Aeltern. Den Gehorsam, die Liebe und Ehrfurcht gegen die Aeltern, die Liebe zum Geschwister, die Wohlthatigkeit gegen Arme, — sein kleines kindliches Herz mit seinen kindlichen Gefühlen kennt es wohl; aber jene Pflichten, jene allgemeinen Lehren und Gebote, was soll es mit diesen anfangen, was sich bei die-

denn, daß der Knabe, der in seinen kindlichen Jahren so streng gehalten wurde, in der Folgezeit so leichtsinnig, zu Ausschweifungen und Unregelmäßigkeiten so geneigt wird. Die unverständige Erziehung trägt die Schuld. Der Zwang ist ja nicht Ordnung. Und der frühe Zwang hat nun jede Ordnung verleidet.

sem abstrakten Catechismus denken? Fängt denn nicht der junge befiederte Himmelsbewohner seinen Flug von den kleinsten Kreisen an. Unterrichtet das Kind von seinen häußlichen, kindlichen Pflichten. Dies liegt seinem Herzen, seinem Verstande, seiner Fassungskraft näher. Hier wird der Spruch, die Lehre unmittelbar durch das Leben selbst erläutert. Hier also ist nun Faßlichkeit und Verständlichkeit. Jeder Unterricht des Kindes muß von dem Einzelnen, von dem Nächsten beginnen. Er muß die Entstehung der Wissenschaft aus dem Kindheits-Alter nachahmen. Sie entwickelte sich aus dem Einzelnen. Die Wissenschaft in dem Buche, in ihrer Vollendung ist etwas ganz anders als die Wissenschaft in ihrer Entstehung. Wollt Ihr einem Unkundigen den Bau eines Gebäudes verständlich machen. Besser, daß ihr ihn mitten in das Haus hinstellt oder bei der Aufführung des Gebäudes zugegen seyn lasset, als daß ihr das Ganze an dem Ganzen, das Einzelne aus dem Allgemeinen demonstriert.

So auch mit den historischen Kenntnissen. Jeder Unterricht muß für das kindliche Alter anschaulich, versinnlichend seyn. Was sollen wir denn da in unserm Kindes-Alter von den weiten entfernten Inseln wissen. Liegt uns denn unser Vaterland, unsere Umgebung nicht näher? Da

sehen wir immer noch jene sitzende Jungfrau mit ihrem Stirnband und ihrer bunten Kleidung — aber eine abstrakte Vorzählung von Städten und Oertern ohne Individualisirung, ohne nähere Bezeichnung durch Vogel, Löwe, den schwarzen und weissen Menschen, ohne die großen Berge, Ströhme und Wasserfälle — ohne Naturgeschichte ist eine Laterna Magika, die ohne Bilder — blos weiß auf weiß malt. — Der Unterricht in der Geographie muß veranschaulichend — zugleich aber auch nach und nach verallgemeinernd seyn, damit das Kind die Welt nicht blos auf der Charte, sondern auch in der nachzeichnenden Einbildungskraft habe, das Kind endlich auch ohne Charte die Weltgegenden finden könne. Der instruktive Unterricht ohne Anschauung — aber auch bloße anschauliche örtliche Doctrin hilft nichts. Jeder Unterricht muß von dem Einzelnen anfangen und zu dem Allgemeinen sich nach und nach erheben.

Der erste Unterricht muß bei den unmittelbaren Thatsachen und Erscheinungen stehen bleiben. Die entferntere Zweckverbindung kennt das Kind noch nicht. Es ergözt sich blos an den bunten Flügeln des Schmetterlings, an seiner Verpuppung. Es freuet sich, was da herauskommen werde. Aber auf die Zweckverbindung zwischen

diesen Erscheinungen — auf die innre Anatomie der Theile ist es noch nicht aufmerksam. Es lebt blos noch mit der äusseren und anschaulichen Historie. Die innre Geschichte entfaltet sich erst, wenn das jugendliche Leben anhebt. Dann ahndet der Mensch innre und höhere Zwecke — dann eröfnet sich das Gedankenreich — dann eilt das Kind von dem bunten, von dem blos anschaulichen hinweg und verbindet nun die Dinge nach dem innren historischen Faden, nach ihrer innren Entwicklung. Das Kind erwacht überhaupt später zu dem Interesse an der Geschichte — sie ist das vergeistigte, handelnde Bild der Zeit — als zur Aufmerksamkeit an örtlichen Beschreibungen. Da erzählt ihr ihm von dem Paradiese — von dem Apfel, der Schlange, — wie aufmerksam hört es zu. Erzählt Ihr das Ende — das historische, den Verlauf der Geschichte. Es konnte ja wohl auch anders seyn, denkt es — die Fabel fängt fabelhaft an und endiget moralisch. Es beziehet allenfalls die Geschichte auf sich, wie es selbst vielleicht aus dem Garten von seinen Aeltern ausgeschlossen ward.

Der Unterricht muß bei aller seiner Mannigfaltigkeit nur langsam — von Theilen zu Theilen fortschreiten. Das Kind will so gern vorwarts, der Unterricht muß zaudern. Das Kind schreibt so

gern seinen Namen, ehe es noch die Buchstaben zeichnen kann. Das Buchstabiren, — das Malen der Buchstaben wird ihm in der Länge verdrüßlich. Und doch beruhet auf diesem statarischen Unterrichte die Gründlichkeit des Wissens und Verstehens. Wer in der Kindheit und Jugend in den Kenntnissen zu geschwind fortgeführt worden ist — wird immer nur das allgemeine, das Resultat — aber nicht das Einzelne, die näheren wichtigern Bestimmungen kennen. Ein jeder solcher laufende Unterricht bildet kleine Raisonneurs und Halbwisser. Der Geist der Wissenschaft — jedes Schöne gehet ja aus der Anlage und Kenntniß der einzelnen Theile hervor. Kann das Kind den Buchstaben nicht zeichnen — habt Ihr es zu früh zum Geschwindschreiben fortgeführt — nie wird es eine gute Hand bekommen. Und so mit allen Kenntnissen, allen Fertigkeiten. Der Geist des Wissens beruhet ja nicht allein, ja am wenigsten auf dem Allgemeinen, sondern auf der Kenntniß des Nähern und Einzelnen. Je langsamer der Unterricht, desto gewisser erreicht er seinen Zweck — desto faßlicher, desto mehr begründet er ein vollständiges, deutliches Wissen.

XLIV.

Von den dunkeln Vorstellungen.

Und worauf muß denn der Unterricht so ganz besonders und eigentlich hinsehen? — auf Klarheit und Deutlichkeit der Vorstellungen. Lassen Sie es uns nicht übersehen, in welcher Welt, in welchen Umgebungen wir leben? ganz entgegengesetzt dem Stande, den wir, er mag nun da gewesen oder erdichtet seyn, den Stand der Natur nennen. Wie wir auf die Welt kommen: so werden wir auch schon mit Worten, Begriffen überhäuft. Wir verstehen von dem allen nichts, wir lernen nur, wir ahmen nur mechanisch und sinnlicherweise nach. So bildet sich die blinde Gewohnheit, der blinde Glaube, — wir sprechen, haben Begriffe, und wissen nicht, was in den Worten, in den Begriffen liegt. Nicht so in dem Stande der Natur! Hier mußte sich der Mensch an dem Anschauen, durch die Abstraction, durch Beobachtung selbst bilden. Seine Sprache war arm aber deutlich, anzeigend, gleichsam hinweisend. In dem Worte, in dem Gedanken lag auch die deutliche wenn auch einfache, rohe, nur sinnliche Kenntniß des Gegenstandes. Aber wir bekommen die Sprache als einen Nationalschatz — und kennen nicht den Werth der Münzen und haben nun so lange zu thun, um die Worte,

den Werth derselben, die uns übergebenen Begriffe ihren Merkmalen nach kennen zu lernen, das heißt — wir haben blos dunkle — oder doch mehr dunkle als klare und deutliche Vorstellungen. Wie schwer wird es uns daher, in den erwachsenen Jahren unsere Begriffe zu berichtigen, zu verstehen, ihre wahren und wesentlichen Bedeutungen zu finden!

Eine besondere Rücksicht sollte nun die Erziehung darauf wenden, das Kind mehr mit sich selbst mit seinen eigenen Anschauungen und daraus sich bildenden Begriffen leben zu lassen, als es mit jenen dunkeln Sagen und Traditionen, mit jenen schon längst fertigen und gebauten Begriffen zu überhäufen. Es kommt ja auch hier nicht darauf an, daß das Kind viel weiß, sondern daß es, was es weiß, deutlich kenne. Und hier liegt wieder ein Hülfsmittel in der progressiven Methode des Unterrichts, von dem Einzelnen zu dem Allgemeinen fortzugehen. Das Einzelne sind die Vorstellungen, die Merkmale der Dinge, die Bestandtheile der Begriffe. — Doch zu lange haben wir uns, Freundin, bei diesen Bemerkungen aufgehalten. Wir kommen endlich dahin, uns längst bekannter Dinge zu erinnern. Lassen Sie uns eilen, und zu einer interessantern Untersuchung fortgehen.

XLV.

Die religiöse Ausbildung des Gemüths.

Und hier kommen wir denn endlich auf einen Punkt, den Sie schon längst berührt haben. Sie fragen, soll die Religion, der Unterricht in der Religion von der frühen Ausbildung des kindlichen Gemüths ausgeschlossen bleiben? vollendet nicht die Religion die Erziehung, das Wissen, jede Erkenntniß, verleihet sie nicht dem Herzen eine Ruhe, die keine irdische Kenntniß, keine irdische Wissenschaft uns verleihen kann! Warum wollten wir diesen Unterricht verzögern und ihn nicht vielmehr recht früh beginnen, mit den kindlichsten und zutrauungsvollsten Lehren das kindliche Herz bekannt zu machen? Die Religion ist ja auch keine abstrakte, kein auf eine Verbindung abstrakter Begriffe gegründete Wissenschaft oder Lehre — sie ist eine allgemeine Allgelegenheit, — lassen Sie uns nicht, sagen Sie, das kindliche Alter von unsern kindlichen religiösen Gefühlen und Ueberzeugungen ausschließen!

Ich weiß nicht, theure Freundin, ob ich so unbedingt Ihrer Meinung seyn kann. Es ist ein Gegenstand werth der Untersuchung, er giebt uns über die letzte, höchste Entwicklung des menschlichen Geistes Aufschluß. Haben Sie Gedult, meine Meinung zu berichtigen.

Die Religion vollendet, krönet das Wissen mit einem hehren, beseligenden Glauben, sie ist die kindliche Freude, die kindliche Hofnung, das kindliche Vertrauen. Sie gehet aus dem innersten menschlichen Gemüthe hervor, und da ist kein Mensch, der nicht an dem großen Vater im Himmel glaube, und alle seine Ruhe, sein Glück, seine innersten und geheimsten Gedanken von ihm hernehme. Wenn wäre auch wohl die Welt ohne Religion gewesen — wo ein Volk ohne Götter — wo das Menschengeschlecht ohne religiösen Glauben! Sollte denn also wohl die Religion nicht auch eine Angelegenheit des kindlichen Herzens seyn!

Und doch — doch zweifle ich, ob dieses Höchste und Allgemeinste von dem kindlichen Verstande beherziget und begriffen werden könne. Meine Gründe sind die enge Sphäre der kindlichen Kräfte, der kindlichen Welt, des kindlichen Sinnes.

Da sehen Sie den kleinen Erdenbürger, er lebt nur noch mit dem Tage, mit jedem gegenwärtigen Augenblicke! Seine Wünsche werden begrenzt von dem Heute und Morgen, sein Verlangen gestillt von dem Vater, der Mutter, diese sind seine Götter, seine Genien. Was bedarf es etwas weiter, um ruhig und fröhlich zu leben, — wie

könnte das Kind da über den Mond, der die Erde mit seinem Glanze erleuchtet, über diese glimmenden Funken da zu einem höhern Wesen, zu einem Vater aller Wesen hinaufsehen! Lassen Sie uns doch nicht verkennen, was die Religion für den gebildeten Menschen, was sie nach den tausend und tausend Jahrtausenden ist, und was sie psychologisch für das Kindheitsalter seyn kann, was sie als Vernunftlehre und in ihrer successiven psychologischen Entwicklung ist. Jetzt freilich ist die Religion die Angelegenheit des freien Menschen, die Sprache des freien Gefühls, die Ankündigung des freien Gemüths — aber auch in ihrem Ursprunge, in dem Anfange der Welt? Ist denn die Religion nicht das zeitgeborne Kind — nicht das Kind der Noth, der Bedrängnisse?

Die Religion bietet drei Entwicklungsstufen dar, erstlich ist sie das Kind des Trübsals, des schwachen fürchtenden Menschen; zweitens das Kind des Dankes, des Frohsinns, des frommen Gebets, und drittens die reine reife Frucht des vollendeten Geistes, der Vernunft, die in Geist und Wahrheit das höchste erkennet.

Was war die Religion in ihrer Entstehung? Die ganze Historie sagt, das Erzeugniß der Nothwendigkeit, der Trübsal, welcher der Mensch hin-

gegeben war, das Kind des Schreckens, der Unwissenheit, der bangen Hülflosigkeit. Da rollten die Donner über den Menschen hin, durchkreuzten die Blitze die Luft, und der Mensch fürchtete den Donnerer, den Blitzschleuderer, suchte diesen erzürnten Gott, das strafende Wesen zu versöhnen. Die Religion ging im Anfang Hand in Hand mit der Natur, auf den Wogen des brausenden Elements ging sie dahin, durchfuhr die Luft auf ihrem Feuer, die Religion war zuerst und am allernächsten die Stütze des Menschen in Elend und Trübsal. Und wie sonst, ist es denn auch nicht jetzt so! wo betet der Mensch am innigsten, wo richtet sich sein Blick mit Sehnsucht nach dem Höchsten auf! nicht, wenn die Noth, die Trübsal da ist, alle menschliche Hülfe vergebens ist?

Wie lange muß der Mensch, das Kind, der Unterthan der Noth in der Welt gelebt haben, ehe er frei ist, sich frei machen kann von dem Dienste der gebietenden, dringenden Nothwendigkeit, ehe die Religion freudiges Gebet, freier Dank wird. Mit dem Pfluge, dem Anbau der Erde fieng die Cultur an, so auch die Freiheit — und so auch mit dem gesicherten Leben, mit der nicht mehr furchtbaren Natur die Religion in ihrem dankenden freudevollen Blicke zu dem gütigen allliebenden Vater.

Also so viel sehen wir doch aus diesen historischen Zeugnissen, daß, so erhaben auch der Ursprung der Religion ist, sie doch den Tribut mit allen irdischen Dingen theilen muß, sich nur nach und nach aus den ersten Ansprüchen von Begehrnissen zu dem freien Geiste gestaltet zu haben. Die Religion ist entweder das Kind der Noth oder das Kind der Freude — oder endlich das Kind der Vernunft-Freiheit. Drei Entwicklungsstufen, die in der Geschichte deutlich genug nachgewiesen werden!

Und was kann nun die Religion für das kindliche Gemüth seyn?

Wollen wir denn die Gesetze der Natur verkennen, eher etwas geben, als es das Kind — die Natur verlangt? Haben wir nicht die ewigen Bedingungen der Natur vor uns, daß nur alles von Zeit zu Zeit geboren und entfaltet werden kann. Die Pflanze da hat noch keine Blüthe — noch lange ehe die Blüthenzeit herbeikommt! Menschengeschlecht und Religion war freilich zugleich da — aber kann darum auch das Kind mit der Religion anfangen? — die Weltgeschichte hebt mit den Göttern an, aber darum auch die Geschichte des einzelnen Menschen, des nicht in den Armen der blinden dürftigen Natur, sondern im Schooße der gü-

tigen Mutter beschützten und geborgenen Kindes! Also hier sehen wir, daß sich hier die Religion nicht mit der Noth anfangen, sich nicht aus der Noth entwickeln kann. Denn welcher Unterschied zwischen dem ersten Menschen — dem leidenden Natursohn, und dem Kinde des heutigen Menschengeschlechts, das geschützt und gepflegt, in dem Ueberfluß der um ihn her gebildeten angebauten Natur geboren wird! Das ist ja eben der Triumph der Erziehung des Menschengeschlechts, daß, welche Periode es auch in seiner Bildung hat durchgehen müssen, der einzelne Mensch von diesem Naturgesetze nun ausgenommen ist. Der harte Dienst des Menschengeschlechts hat den einzelnen Menschen frei gemacht. Nicht mehr fängt das Leben von der physischen Noth, von dem physischem Elende an.

Welchen Antrieb könnte also wohl das Kind zur Religion, zu religiösen Gefühlen haben! seine eigene Vernunft? vielleicht auch die Betrachtung der Natur — ja endlich selbst wohl die Moral! —

Die Vernunft schweigt noch in dem Kinde. Das Kind schauet nur von Gegenstande zu Gegenstande, fühlt blos und hat zwar noch wenige Gefühle, nur den Naturinstinkt, nur natürliches angebornes Wohlwollen — was kann, was soll das Kind von Vernunft wissen! Ist nicht die Vernunft das

höchste Vermögen, welches sich nur nach und nach und zuletzt entwickelt? Muß nicht die Bildung der niedern Kräfte vorhergegangen seyn, ehe sich das himmlische Reich eröffnen, die Sehergabe gleichsam den Menschen nach dem Unendlichen zu — hinführen kann?

Vielleicht aber ist die Betrachtung der wunderbaren, schönen Natur, mit der auch das Kind lebet, welche es betrachtet, über welche es sich so bald freuet, seine Lehrerin, die Predigerin der Religion in dem kindlichen Herzen? — O des unbefangenen kindlichen Gemüths! Wie könnte da der Verstand von dem Sichtbaren auf das Unsichtbare schliessen, von dem Näheren das Entferntere und Entfernteste suchen! Da thut sich die Blume auf, da verblühet sie, der Sommer, die neue Sonne wird schon andere bringen. So denkt, fühlt das Kind, es bleibt bei den nächsten Ursachen und Wirkungen, bei der nächsten Freude stehen. Die Sinnenwelt ist hier die erfüllte und genügende Welt. Wie könnte das Kind hinter dem Wolkenschleier einen ungetrübten wolkenleeren Himmel ahnden! Die große menschliche Dichtung nach entfernten Planen, die aus dem Diesseits in das Jenseits verlaufen, hebt erst an, wenn der Mensch aus seiner Kinderkleidung in das jugendliche Leben, — in die wärmere Zone, zur heissern Empfindung übergehet.

Und die Moral — die Pflichtenlehre —? Ja eröffnet nur Euren Unterricht mit dem, von dem alles Gute und Wahre kommt! Das Kind kann ja kaum mit seinem leiblichen Auge zum Himmel aufsehen — seine Augen ermatten noch vor dem himmlischen Glanze — und es soll mit dem geistigen Blicke den Himmel sehen? Das Kind hört Euch an — und verstehet Euch nicht. Ihr predigrt Einen Vater da oben, den das Kind nicht siehet, nicht vernimmt. Das Kind staunet und weiß nicht bei diesem magischen Namen was es denken soll!

XLVI.

Das jugendliche Alter.

Lassen Sie uns einen Blick in das schöne jugendliche Alter thun! Wir sind der kindlichen Beschränktheit entwachsen, und nun eröffnen sich neue Gefühle, die Welt gestaltet sich weiter, die große in das Unendliche sich verlaufende Reihe von Ursachen und Wirkungen hat sich vor dem ahndenden, sehnenden, zur Liebe erwachten Herzen aufgethan! Wer möchte den Zauber dieses jugendlichen Lebens schildern, ohne von etwas zu sprechen, das nur empfunden, nur durch Empfindung begriffen werden kann. Ein geheimnißvolles Etwas umgiebt

uns in diesem neuen Alter, die Natur spricht uns mit einer anderen Sprache an, als in der dahin gegangenen so kurzen in ihrer Kindheit und Beschränktheit so glücklichen Kinderzeit. Hier pflückten unsere kleinen Hände die Blüthen — dort nun unser Herz — hier bewunderten wir den Farbenreiz, dort blickt nun aus den rankenden Zweigen etwas uns an was wir zwar nicht zu deuten verstehen, was uns aber doch so innig, so wehmüthig, so freudevoll anspricht. Es ist das Gefühl des Unendlichen — das Ungemessene, Unsichtbare — das Reich der Vernunft, zu welchem wir erwachen!

Und hier fängt nun die Religion, das religiöse Gefühl an! Hier nun rufen wir in jenem lauten so wahren Natur-Ausdrucke aus: "Wie schön muß der nicht seyn, der alles dieses gemacht hat." Die Morgenröthe, die Abendröthe, die fliehenden Wolken verkündigen nun den erhabenen Urheber aller Wesen und alles dessen, was wir nun nicht mehr blos mit den Sinnen, sondern mit dem Geiste, nicht mehr blos mit dem Verstande, sondern mit dem Herzen, mit neuen unendlichen Gefühlen sehen und umfassen.

Die Zeit des jugendlichen Alters ist der Aufgang, der Morgen der Religion. Und hier nun

muß die Belehrung, der Unterricht derselben anfangen. Hier nun findet er ein empfängliches Gemüth. Was in dem Gemüth, in dem Gefühle ist, wird nun entwickelt und zu dem Bewußtseyn der Vernunft erhoben. Wie lehrreich nun die religiösen Betrachtungen der Natur, ihres Zusammenhangs, ihrer Wohlthätigkeit, ihrer so weisen zweckmäßigen Einrichtungen! Hier finden wir nun Hallos glücklichen Abend — jene religiöse Unterhaltungen und Gespräche an ihrem Orte. Nehmen Sie diese Meinung, liebe Freundin, gütig auf. Sie ist auf ein Gefühl gegründet, das, wenn es auch täuschend ist, dennoch wohl Nachsicht verdient!

XLVII.

Die religiösen Beispiele — das religiöse häusliche Leben ist der praktische Religions-Unterricht.

Der religiöse Unterricht des kindlichen Alters ist das häusliche Leben selbst, sind die religiösen Beispiele, die wir in unsern Aeltern sehen — die häusliche Noth, der Wechsel der Dinge, der uns zwar nicht selbst, das kindliche sorglose Herz nicht selbst trift, aber doch die Aeltern, seine liebsten und höchsten Götter, die nun, wie sie die Noth tra-

gen, wie sie sich durch die Religion trösten, in den erhabensten und lehrreichsten Beispielen die Lehrer der Religion sind, die auf eine unbewußte Art gleichsam das kindliche Herz zur Gottesfurcht leiten. Mögen auch diese Beispiele in der Gegenwart für den kindlichen Sinn nur die vorübergehenden Schatten eines Abends seyn — "morgen wird es besser, morgen werden die Aeltern wieder gütiger, heiterer seyn", ist auch diese Noth, diese Trübsal für das kindliche Herz nur ein trauriger Abend, ein augenblicklicher Stillstand seines kindlichen Freudenrausches: so bleiben doch diese Eindrücke, und diese Eindrücke sind die Keime der Religion, aus denen sich künftig der Ernst, die Wahrheit der Religion entwickelt.

Wie oft haben wir uns nicht, Freundin, mit so wehmüthigen Gefühlen aller der häuslichen bangen Scenen der kindlichen Vergangenheit erinnert — aber sie erst gelebt, wie wir ähnlicher Leiden, ähnlicher Sorgen und Gefühle fähig waren, in den Jahren des regen, des erwachtern Gefühls! Es waren nun neue noch nie gefühlte Scenen! Wir hatten sie in unserer Kindheit gelebt und doch nicht gelebt — erfahren und doch nicht erfahren. Wir hatten da die kleine Stube zwar mit schwarzem Flor umhangen gesehen, aber was dieser Flor sey, was er für ein Zeichen des trauernden Her-

zens sey; davon hatten wir noch nichts gefühlt, nichts gedacht. Da sehen wir noch die kleine Bahre unserer früh verstorbenen Freundin, da die Aeltern klagen, um die kleine Entschlafene herumstehen, die Geschiedene mit immer bangern Herzen rufen, — wir fühlten da mit unsern kleinen Händen die kalten Hände der Freundin! Kurz wir sahen, wir erfuhren die ganze religiöse Weihe dieses Leidensfestes. Und doch empfanden wir nichts, wir waren müssige Zuschauer — fühllose Theilnehmer. Wie oft tönen uns da noch — o lassen Sie uns immer diese Scenen unsers kindlichen Lebens zur Beherzigung und Belehrung noch einmal denken — wie oft tönen uns da noch die feierlichen Gesänge unsers guten alten Vaters nach seinem Tagewerk in unserm Herzen, wie ehrfurchtsvoll erscheint er uns da in dem silberweißen Haar, mit seinen zum Himmel gehobenen Händen — wie oft sehen wir ihn da noch dankend und freudevoll beten, daß der Vater da oben alle die Kindelein erhalten und nähren wolle. Und doch fühlten wir damals nichts, wir sahen es blos — jetzt fühlen wir es, jetzt sind diese häuslichen Scenen die belebenden, erweckenden Gefühle der Religion, die Beispiele des Gebets und Dankes, die fortlebenden Bilder von unsern frommen auf Gott hoffenden, vertrauenden Aeltern. Diese Beispiele stehen denn oft so lebendig, so eindringend in den Stunden der Noth, der

Wehmuth vor uns — da wo der Muth zu sinken scheint, wo wir Hülfe und Vertrauen nöthig haben! Dies ist, meine ich, der wahre, praktische Religions-Unterricht, der in dem häuslichen frommen Leben unserer Aeltern, unserer ersten Umgebungen liegt — der Unterricht, der lebendiger, verständlicher, unterrichtender ist als jeder andere durch Wort und Lehre.

Und so, ihr Aeltern, meint ihr denn, daß eure Kinder durch Unterricht und Lehre, durch jene frühzeitigen Belehrungen über die Pflichten und Segnungen der Religion frömmer und weiser werden können, als durch diesen praktischen Unterricht, durch Eure Beispiele, durch die so lebendigen und bleibenden Anschauungen, die ihr dem Kinde gebet? Freilich sind diese Anschauungen jezt noch bedeutungslos, das kindliche Herz trauert nur um ein verlornes Spiel, noch nicht um die Bitterkeiten des Lebens. Aber wenn euer Kind in das Leben eintritt und nun Freund, Lehrer, selbst einst Gatte, Vater wird, wenn die ernstern Scenen des Lebens anfangen und sich in seinem Leben euer Leben wiederholet; dann wiederholet sich auch eure Frömmigkeit, euer Beispiel, dann seyd ihr ihm durch eure Beispiele die Lehrer des höchsten Trostes, des Muthes in dem Glauben an Gott, in den religiösen Hoffnungen und Ueberzeugungen.

Dies ist, so möchte ich ihn nennen, mein psychologischer Glaube an den religiösen Unterricht des kindlichen Herzens. Das Leben selbst ertheilt diesen Unterricht. Das Leben in seinen Vergehen und Verschwinden — unser frühes Leben, wo wir so oft da schon mitten auf den Rosenhügeln auch auf den Grabeshügeln unserer Freuden standen — so oft da schon die häuslichen Klagen hörten, die häuslichen bangen einsamen Abende lebten, wo unsere Aeltern, Verwandte, Freunde mit zweifelnden Blicken auf die Vergangenheit und Zukunft sahen.

Diese häuslichen Scenen des Gebets, der stillen Trauer, der großen und kleinen Leiden, sind, meinen wir, der gründlichste Unterricht, wodurch die Aeltern die Kinder auf die unfehlbarste Weise zur Religion und Tugend, zu religiösen Glauben und Hoffen führen können.

XLVIII.

Fortsetzung.

Soll denn aber, wenden Sie ein, das edelste und höchste nichts weiter als Angewöhnung, die freie Religion, das beseligende Gefühl derselben auf nichts weiter, als auf die jugendlichen, kindlichen

Beispiele, die wir bei den nur halb erwachten ja noch schlummernden Bewußtsein unserer Seele wahrnehmen, gegründet seyn? Die hehre, die freie Religion, rufen Sie aus! Nein ich kann mich so lange nicht von der Wahrheit Ihrer Meinung, sagen Sie, überzeugen, als ich überzeugt bin, daß, was ein freies Werk der Vernunft ist, allein auch nur durch reine und freie Erkenntniß in dem Gemüthe ausgebildet werden kann. Lassen Sie uns bei dem Glauben unserer guten Vorväter bleiben — lassen Sie uns die Kindlein früh durch Gottesfurcht und Gotteslehre zur Tugend leiten und das heiligste, das ehrwürdigste gleichsam schon mit der ersten ernährenden Milch dem kindlichen so empfänglichen, in seiner Unschuld den Lehren der Mutter und des Vaters mit so stillem Gemüthe lauschenden Herzen einflössen! Sie ermangeln nicht, diese Ihre Meinung mit mannigfaltigen Beweisen, mit Beispielen aus Ihrem Leben zu unterstützen. Ja Sie tragen kein Bedenken, mit Hinsicht auf unser vermeintes aufgeklärteres Zeitalter zu sagen, warum waren denn unsere Voraeltern so fromm, so ergeben im Schicksal und jegliche Schickung. Nicht, weil bei ihnen die Religion eine innigere Herzens-Angelegenheit, gleichsam die Taufe war, mit welcher man das Kind von seinem Eintritt an zu dem Leben heiligte und stärkte?

Lassen Sie uns nicht misverstehen, Freundin! Unser Glaube ist Einer. Er gründet sich aber auf eine verschiedene Ueberzeugung, auf eine verschiedene Anwendung dieser Ueberzeugung. Sie geben alles der Lehre, dem Unterrichte durch Wort und Rede anheim, Sie meinen, daß es ein nothwendiges Werk sey, das Kind schon früh, sollten es auch nur Catechismuslehren seyn, mit den Geboten, mit jenen Sprüchen der Schrift bekannt zu machen. Sie meinen, schon früh präge sich dadurch dem kindlichen Gemüthe eine gewisse fromme Scheu, eine gewisse Ehrfurcht ein. — Es sey von keinem Nachtheil, wenn auch das Kind dieses heilige oberste Wesen noch nicht kenne, noch nicht zu fassen, zu begreifen wisse. Denn wir alle verstehen, fassen, begreifen es ja nicht! Die Religion sey die religiöse Weihe des Gemüths, schon früh ein- und angebildet den Kräften des Menschen durch Gottesfurcht, durch jene frühe so kindliche, heilige Lehre von Gottes Geboten.

Sie wissen, Freundin, daß ich nicht alle die Meinungen unsers aufgeklärten Zeitalters, eben weil sie neu sind und das Gepräge der Aufklärung tragen, für die beßten halte. Auch ich glaube, daß wir so vieles von unsern frühern Jahrhunderten und gerade, was das praktische thätige Leben betrift, von ihnen zu lernen und nachzuahmen haben! Sehen

wir da die alte gläubige Welt, mit welcher Ehrfurcht müssen wir ihr huldigen, welchen reinen gottergebenen Sinn ihr nicht zugestehen!

Aber, Freundin, wurde denn dieses gute, dieses große und herrliche in ihr durch die Lehre oder durch das Leben, durch das Wissen oder durch das Handeln gewirkt? —

Die Erziehung unsers Zeitalters ist entweder die instruktive oder sentimentale. Jene suchet und findet das Ziel allein in der Kenntniß, der Wissenschaft, der Aufklärung des Verstandes, diese in der lauten, empfänglichen Sprache des Gefühls. Jene suchet den Verstand, diese den empfindenden Menschen zu bilden. Aber wo bleibt nun die Bildung der innersten und eigensten Kraft — des Handelns, des Thuns, des lebendigen thätigen Ausdrucks der Vernunft durch Uebung der Pflichten, durch Verläugnung der irdischen Einsicht, der sinnlichen Antriebe, des äußern Glückes, der selbstsüchtigen Begierden!

Die thätige — praktische Erziehung durch That und Beispiel war doch wohl mehr — sollten unsere dultsamen Zeiten dies Vorrecht nicht mit dankbarem Herzen der früheren Welt zugestehen? — bei unsern Voraeltern, Großvätern.

Es war hier vielleicht weniger Aufklärung des Verstandes; aber darum vielleicht auch weniger Verläugnung der Vernunft, mehr Aeusserung der That und Kraft.

Was verstehen wir denn durch die thätige Erziehung? — die Erziehung durch das Handeln, durch die Leiden und Freuden des häußlichen Lebens. Wir neueren sind aus unserm häußlichen Leben in die weite Welt hinausgegangen. Dort war die Welt die Stube, die die Aeltern beschützte, die kleinen bewachte, der kleine eng geschlossene Cirkel der gegenseitigen Hülfe, der gegenseitigen Zufriedenheit, des mit Religion, mit Bitte, Dankgebet und Opfer geheiligten und zur Ruhe in sich selbst gebrachten Herzens. — Und wenn es nun wahr ist, daß Beispiele nur die Handlungen anderer sind: so frage ich Sie, ob nicht diese Beispiele, die wir an unsern Aeltern sehen, wie sie die Gottesfurcht üben, wie sie hoffen, leiden, sich freuen, zu Gott aufsehen, die wirksamsten, die heiligsten Mittel der An- und Ausbildung des religiösen Sinns in dem kindlichen Gemüthe sind? Was unsere Aeltern waren, werden wir dereinst auch seyn. O der Einfluß, den unsere Aeltern, besonders ihr religiöser, ihr in Gebet und Gottes Ergebung vollbrachtes Leben auf uns hat, ist, möchte ich sagen, allmächtig —

die Schutzwehr wider künftige Versuchung, die fortdauernd tönende Stimme, uns aufzurichten in der Noth, unsere Unschuld zu bewahren — und wenn wir gefallen sind, die Unschuld wieder zu gewinnen. Mit welcher schmerzlichen Freude spricht uns da nicht später manches Blümchen an, das wir in unserer unschuldsvollen Kindheit sahen! Es ist die Erinnerung an unsere Unschuld. Und wie stark, wie mächtig, wie herzergreifend sind da nicht noch mehr jene Beispiele, die von unsern Aeltern nur uns gegeben zu seyn scheinen, um uns immer nach ihnen zu richten. Die Gewohnheit, liebe Freundin, ist auch hier so mächtig! Lassen Sie uns nicht fürchten, die Gewohnheit auch mit der Religion, mit unsern freien Ueberzeugungen, mit dem freien Glauben zu vereinigen!

Der Mensch, heißt es, ist ein freies Wesen! Mit dieser Freiheit, mit diesem innersten Bewußtsein der freien Kraft, sagt die neuere Erziehung, muß man sehr früh den Menschen, auch schon das Kind bekannt machen. Denn wer seine Kräfte nicht kennt, wird auch nicht wirken. Die großen und edeln Thaten entspringen nur aus dem Bewußtsein dieser innren Kraft. Wie oft haben wir diese Regel in den neuesten Erziehungsschriften gelesen, wie oft auch eben darum jene neuesten Institute rühmen hören, die von dem Verstande, daß

wir so sagen, durch das Wort der Freiheit gleichsam den Menschen frei zu machen suchen. Aber, liebe Freundin, hier meine Ueberzeugung!

Daß wir moralisch frei sind, einen moralischen freien Willen haben, wer sollte das nicht fühlen, nicht in sich fühlen, nicht in sich begreifen! Der Mensch müßte auf seine Menschheit Verzicht thun, wenn er dieses Gefühl läugnen oder sagen wollte, daß ihm ein solches noch nicht zum Bewußtsein gekommen wäre. Also darinnen finden wir das große nicht — dieses Wort Freiheit, freies moralisches Handeln den Zöglingen oft in deutlichen und faßlichen Begriffen vorzusagen und so gleichsam den Verstand zu erleuchten. Aber das große — noch größere würde ich darinnen finden, wenn der Mensch zu dieser Freiheit erzogen — dieses sein Wissen von Freiheit durch That und Wahrheit geltend zu machen, angeleitet werden könnte. Und welche Schwierigkeiten stehen dieser Bildung entgegen! die ganze sinnliche Natur, die Sinnlichkeit selbst. Daß ich frei bin, daß ich frei handeln kann, weiß, fühle ich — aber auch wirklich frei zu handeln, frei zu seyn und sich moralisch frei zu behaupten, wie schwer, wie schwierig! Und ist denn dieses nun nicht der Zweck der Erziehung, den sinnlichen Menschen frei zu machen, dadurch daß er seine Sinnlichkeit besiegen lerne, dadurch, daß sie seine sinn-

liche psychologische Natur bekämpfe, bezähme, kurz sie geschickt mache, der Freiheit zu gehorchen. Dies ist der Riesenkampf der Erziehung mit der sinnlichen Natur — nicht daß sie das leichte über sich nehme, den Menschen durch Worte über seine Willensfreiheit zu belehren, sondern ihn thätig zu erziehen, so zu erziehen, daß die sinnliche Natur selbst frei gemacht — selbst in ihr die Mittel liegen, weniger den obersten Willen zu widerstreben. Und was ist denn das, wodurch wir unter diesen oder jenen Denksprüchen die sinnliche Natur besiegen? Die Gewohnheit, die frühe Gewöhnung durch das Handeln, durch die Beispiele der Handlungen anderer.

So groß und erhaben auch das Wesen ist, welches wir Menschen nennen: so scheint es doch, als hätten unsere Zeiten einen zu erlauchten Begrif von diesem Worte — einen zu erlauchten Begrif von diesem erhabenen Wesen. Sie meinen, wenn der Mensch nur wisse, daß er moralisch frei sey, so würde er auch moralisch frei handeln. Man dürfe daher nur den Begrif der Freiheit gleichsam dem menschlichen Verstande einimpfen. Und doch, liebe Freundin, scheint dieses, wenn keine nachtheilige, doch wenigstens thatenlose Erziehungsart zu geben. Man redet von Freiheit, bildet den Verstand — und

die thätige, kräftige Erziehung durch That, Wirken und Gewöhnung wird vernachlässiget.

Auch dürfen wir nicht so meinen, daß wir den Menschen zu einem psychologischen mechanischen Wesen machen. Die moralische Freiheit des Willens ist erstlich das klare Bewußtsein von dieser Willenskraft selbst, zweitens theils das Bewußtsein, mit dieser Kraft über die sinnlichen Regungen siegen zu können, theils das Bewußtsein von der frei gemachten sinnlichen Natur, dadurch, daß sie an das bessere, edlere gewöhnt und sie selbst so der Freiheit geneigt gemacht worden ist. Der ganze Endzweck der Erziehung scheint sich nun, wenn nicht allein, doch meistens auf diese große wichtige Pflicht, den Menschen von den Banden seiner Sinnlichkeit zu befreien, zu beschränken. Die Mittel dieser Entbindung und Freilassung, sind die psychologischen. Und unter diese Hülfsmittel dieser Erziehung gehören denn auch die Beispiele!

Doch lassen Sie uns einer Meinung seyn, welche wir wollen! Ich huldige Ihrem Gefühle der Religion. — Die Mutter will ja so gern schon mit dem Kinde zum Himmel aufblicken, schon gern so früh diesen holden Liebling ihres Herzens den guten Vater da oben — auch den

Vater des guten frommen Kindes — kennen lehren! Ich bin selbst gegen diese Trösterin, gegen diese erhabene Lehrerin des Menschengeschlechts mit solchen Gefühlen durchdrungen, daß ich lieber meine Meinung aufgeben als etwas behaupten wollte, was auch nur dem unschuldigsten Herzen fremd scheinen könnte. In Behauptungen über Religion und Religionsunterricht können wir selbst nicht religiös genug, nicht behutsam, einschränkend, nicht vorsichtig genug seyn! — Doch aber werden Sie meine Meinung wenigstens einer weitern Rücksicht nicht unwerth halten. Sie ist auf Gründe gestützt die in der psychologischen Natur des Menschen liegen. Und lassen Sie uns denn auch hier unser Herz — unsere Kindheit fragen! Sind die Lehren, die Gebote, die Artikel, die wir in unserer frühen Kindheit lernten, oder die rührenden religiösen Beispiele unseres an unsere Aeltern gebundenen und nur in ihnen lebenden Lebens noch die Gebote, Mahnungen und Erinnerungen unsers jetzigen Lebens!

XLIX.

Die innre Harmonie der Seelenkräfte das höchste Gesetz der praktischen Erziehung.

Der Verstand, sagten wir oben, ist das die einzelnen Anschauungen einende, zu allgemeinen Be-

griffen vereinigende Vermögen. Der Charakter seiner Aeußerungen ist Allgemeinheit, Selbstthätigkeit, Freiheit. Ven einzelnen Wahrnehmungen oder Vorstellungen fängt der Mensch an. Das Ganze entfaltet sich ihm unter einzelnen Zahlen. Er lernt die Einheiten, die Zahlen, die Verbindungen nach Aehnlichkeiten, Analogien, Gleichheiten an dem Verschiedenen, Wiederkehrenden, sich Wiederholenden. Mag auch der Verstand seine eigenthümlichen Gesetze der Wirksamkeit haben, so müssen sie sich doch an dem Aeußern entwickeln. Dieses Aeußere ist die Erfahrung — die große Lehrerin des Menschengeschlechts! Der Mensch stehet mit ihr in der genauesten Beziehung. Kaum ist er geboren, so fängt die Lehre, die Erziehung an. Sie beginnt mit den sinnlichsten Mitteln — von dem Auge zum Auge dringt sie ins Herz, von dem Herzen zum Verstande, zur Vernunft. Anschauungen, Gefühle, Begriffe sind die Bestandtheile, die Wirkungen und Endpunkte der Erkenntniß.

Harmonie dieser Kräfte in sich selbst und mit der äußeren Natur ist das höchste Ziel der humanen praktischen Entwicklung. Anschauung ohne Gefühl und Begriff bildet den instinktartigen thierischen Menschen. Gefühl ohne Anschauung und Verstand Schwärmerei und jene Einbildungen, die ohne Gegenstände in einer leeren täuschenden

Welt schweben. — Verstand ohne Gefühl und Anschauung, Formalismus, der alles kann, nur aber den Menschen und die für den Menschen irdisch geborne Wahrheit nicht kennt.

Die Harmonie dieser Kräfte mit der äußern Natur bestehet in den mit der Natur gleichgestimmten Anschauungen, Begehrnissen und Erkenntnissen. Leicht kann der Mensch über sich hinausgesetzt werden, und nun genügt ihm die daseiende Welt nicht mehr. Er will mit seinen Empfindungen, Gedanken, Ideen meistern, mehr seyn als die Natur ist, als er selbst seyn kann. Diese Ansprüche werden leicht veranlaßt durch eine Erziehung, wo statt der Natur, durch geregelte Kunst die Anschauungen in dem Gemüthe entwickelt, statt des höchsten und unbedingten Gebots der Pflicht die Wirksamkeit der Kräfte einem Streben nach fremden äußern Idealen, nach Glück, Ruhe und wie alle die Trugbilder der Erde heißen, hingegeben und der Verstand selbst mehr müssig als thätig, mehr leidend als durch eine naturgemäße Uebung ausgebildet wird.

Ruhe oder Genügsamkeit des Menschen mit sich selbst, mit der Natur, mit seinem kleinen oder großen Berufe ist das Glück des Lebens! Welches auch dieser Beruf seyn mag: es gilt gleich. Die

Anschauung oder Erfahrung bleibt immer die richtige Leiterin; die unverdrossene mit sich selbst rechnende Arbeit des Verstandes der Maasstab für das, was wir können und sollen. Und die Pflicht, der wir uns ganz hingeben, der wir mit allen innern Kräften und Bestrebungen angehören sollen, das schöne und erhabene Bindungsmittel zwischen dem, was der Mensch erreichen und thun wollte, und bei dem engern beschränkten Sphäre seiner Wirksamkeit — er ist nur der kleinste Theil von einem großen Ganzen, — nicht erreichen und vollführen konnte. Was aber äußerlich nicht vollführt wird, ist in dem Menschen selbst dann in seiner auf der Erde möglichen Vollendung da — das für einen jeden Menschen bestimmte Maaß und angemessene Verhältniß der ihm von der Natur oder Gott verliehenen Kräfte. Mehr sollte er nicht, als er konnte! Dies ist sein hiesiger Bestimmugskreis. Dieser Kreis wird von einer weiten unendlichen Sphäre umgeben — der freie unendliche Wille weißt darauf hin, daß wir in der Unendlichkeit erreichen werden, was wir hier nicht erreichen konnten.

So haben Sie, mein kleines System über die Erziehung! Finden Sie in demselben zu viel Natur, — zu wenig Theorie, zu wenig Ideal; so schreiben Sie es meinem Glauben zu, daß die Natur am besten, am treusten, am sicher-

sten erziehe. Wir fiengen unsere Unterhaltungen mit dem Erwachen der Jahreszeit, mit dem frühen kindlichen Leben an. Es kündiget sich bald ein neues Jahr — eine neue Jahreszeit an. Aber sie gehört künftigen Unterhaltungen zu. Lassen Sie es uns nicht gereuen, uns wenn auch nur über etwas bekanntes unterhalten zu haben. Die ganze Forschung der Wahrheit bestehet ja nur, sagt ein alter Weltweiser schon, in der Erinnerung bekannter Dinge. Wir haben uns der Kindheit erinnert und so mit Bewußtseyn gelebt, was wir einmal im Spiele und unbewußt, in der Unschuld unserer Sinne und unsers Herzens, in dem Morgenschlummer gleichsam unsers Lebens erfahren haben.

L.

Beschluß.

Aus einem dunkeln stillen Meere kommen wir empor — wir wissen nicht, wo es zuliegt dieses Meer, denn, so wie wir emporkommen, ist es verschwunden. Wolken haben es verhüllt, tief — weit von uns hinweggeführt. Es ist die schwimmende Insel des Nirgends und Ueberall. Sanfte Winde von Morgen wehen her, sie führen uns an ein mit

Blumen, mit den Blüthen der Vergessenheit und des Nichtvergessens umkränztes Ufer — die schmeichelnden Frühlingslüfte umsäuseln da den jungen Menschen. Es ist die Vater= die Muttersorge — die Segnungen in ihrem Schooße, in ihren friedlichen Umarmungen. Wir werden da angesprochen von den Lauten einer gebornen Mitwelt, wir wandeln da an dem Gestade hin, durchkreuzen das Blumenbekränzte Ufer, die wie in Wellen sich hinwiegenden Thäler und Anhöhen unsers Jugendlandes. Wir werden geübt, und üben uns — wir schauen an. Unsere kleinen Hände laufen auf dem reizenden Blumenflor hin, sie wollen die Farben, die Lichter erfassen, das Auge blickt in den weiten Lichtraum hin, die Gegenstände hemmen den Blick, die Töne reizen das Ohr. Und bald hat sich die Zeit, der Raum abgelößt und wir schwimmen nun auf weiten Fluthen. — Die Kindheit wie bald ist sie dahin! Schon hat sich das Auge geübt, das Ohr die Töne vernommen, die Hand die Gegenstände erfaßt — die erste Uebungsschule des Menschen! so tritt er in neue, in innre Berührungen mit der Welt, mit seinem Eilande. Die innre Sprache des Herzens tönt — wir weinen, wir freuen uns! Ein innres Band fesselt uns an die Natur. Wir fassen nun nach dem Morgenrothe, dem Abendrothe, nicht mehr wie nach den Bildern des kindlichen Lebens, sondern Wehmuth — Sehnsucht, ein

neues unaussprechbares Gefühl spricht uns aus ihnen an. Wir leben nun in der moralischen Welt, die sich in jenen Gefühlen des unbekannten Schmerzes, der unbekannten Freude verkündiget. Aber bald wollen wir — dringen wir weiter — wir wollen die innre Erkenntniß der Wahrheit. Was sind jene Dinge — jene Räthsel, die uns umgeben! — Bald aber wehen die Morgenwinde, die uns auf dies kleine Eiland führten, — heftiger, stürmischer — und wir landen — landen nach dem Abend zu!

Inhalt.

Das Anschauungsvermögen.

		Seite.
I.	Ueber das Erkenntnißvermögen	3.
II.	Das Anschauungsvermögen .	7.
III—IV.	Entwicklung der ersten geistigen Verwandschaft des Menschen mit der Aussenwelt . .	12.
V—VI.	Ueber die Ausbildung des Anschauungsvermögens . .	28.
VII.	Die wissenschaftliche und aesthetische Erziehung . . .	44.
VIII.	Die kindlichen Spiele . .	58.
IX—X.	Häußliche Beschäftigung .	65.
XI.	Das häußliche Leben . .	75.
XII—XIII.	Der psychologische Character	86.
XIV.	Harmonie des Anschauungsvermögens in der gleichen Ausbildung seiner Kräfte und Heiterkeit des Gemüthsstimmung durch Ruhe, Einfachheit, Arbeitsamkeit sind die ersten Gesetze der sinnlichen Erziehung	104.

Das Gefühlsvermögen.

		Seite.
XV—XXII.	Ueber die Entwicklung moralischer Gefühle . . .	110.
XXIII.	Die kindliche moralische Natur	139.
XXIV.	Ueber einige gewöhnliche Fehler des kindlichen Alters . .	156.
XXV—VII.	Ueber den pflichtmässigen Ton der Erziehung . .	170.
XXVIII.	Die Ausbildung der moralischen Gesinnung . . .	188.
XXIX.	Die häußliche Erziehung .	201.
XXX.	Entbehrung, Mässigkeit, Ausdauer die Bedingungen der moralischen Erziehung . .	214.
XXXI.	Die häußliche Erziehung des Weibes	222.
XXXII.	Der moralisierende Ton der Erziehung	226.
XXXIII.	Ueber die innre und äussere Harmonie des Lebens . .	236.
XXXIV.	Beschluß	245.

Der Verstand.

		Seite.
XXXV.	Der Verstand	251.
XXXVI—VII.	Entwicklung des Verstandes	256.
XXXIX.	Ideale und praktische Ausbildung des Verstandes . .	277.
XXXX—I.	Methode des Unterrichts .	287.
XLII.	Ueber die Pestalozzi'sche Lehrmethode	297.
XLIII.	Ueber den dem kindlichen Alter angemessenen Unterricht .	301.
XLIV.	Von den dunkeln Vorstellungen	310.
XLV.	Die religiöse Ausbildung des Gemüthes	312.
XLVI.	Das jugendliche Alter . .	319.
XLVII—III.	Die religiösen Beispiele — Das religiöse häusliche Leben ist der praktische Religions-Unterricht	321.
XLIX.	Die innre Harmonie der Seelenkräfte das höchste Gesetz der praktischen Erziehung .	334.
L.	Beschluß	338.

Gedruckt bei Andreas Peter Wichers.

Druckfehler.

Einleit. S. VIII. Z. 11. von unten lieſs „Anschauen
entwickelt"

Seite 7. Z. 6. v. u. lieſs „kenne" statt
„kennte"

= 73. = 9. = = = „des nachah=
menden" statt „den nachahmenden"

= 82. = 6. = = = „Entwicklungs=
grade statt „Entwicklungsgründe"

= 97. = 3. = = = „und diese
übet" statt „übet zwar"

= 112. = 10. von ob. = „in ihr" statt
„in ihm"

= = = 12. = = = „in ihr" statt
„in ihm"

= 114. = 11. = = = „ausbreiten=
den" statt „ausbreiteten"

= = = 14. = = = „allmähli=
gen" statt „allmächtigen"

= 117. = 3. v. unt. = „Laren" statt
„Larm"

= 122. = 2. = = = „des Ich
zum Du" statt „Ich und du"

= = = 3. = = = „abstrahierte"
statt „abstrahierende"

= 132. = 12. von ob. = „ihn" st. „ihm"

= 135. letzte Zeile = „Böse" statt
„Böses"

Seite 136. Z. 7. von oben ließ „in zwei so" statt „in zwei die"
= = = 6. von unt. = „liegen" statt „liegt"
= 143. = 7. von ob. = „fühlendes" statt „fühlend"
= 153. = 3. = = „schilt" statt „schielt"
= 183. = 4. von unt. = „vernehmliche" statt „vornehmliche"
= 186. = 12. = = „seine" statt „ihre"
= 205. = 11. = = „werden" statt „wurden"
= 219. = 9. = = wie es „wenn" statt „wie, wenn"
= 252. = 12. von ob. = „gewebt" statt „geweckt"
= 256. = 2. von unt. = „Christ" statt „Geist"
= 336. = 9. = = „Ruhm" statt „Ruhe"

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Grohmann, Johann Christian August,

Psychologie des kindlichen Alters

Hamburg 1812

Paed.th. 1718
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10762912-1